Bei kunstsinnigen Kannibalen der Südsee

Wanderungen auf Neu-Mecklenburg 1908—1909

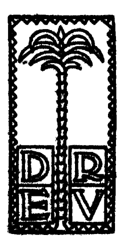
mit 142 Federzeichnungen, 7 Karten und 8 Lichtbildern

von

Elisabeth Krämer-Bannow

nebst wissenschaftlichen Anmerkungen von

Prof. Dr. Augustin Krämer.



Berlin 1916

Verlag Dietrich Reimer (Ernst Vohsen)

Vorwort.

Nach der Rückkehr im Frühjahr 1899 von einem zweijährigen Urlaub nach Samoa, hatte ich eine große Schulschiffreise an Bord S. M. S. „Stosch“ nach Westindien und dem Mittelmeer mitzumachen. Ruhig verflossen alsdann mehrere Jahre in Kiel, während deren ich die Reiseergebnisse ausarbeitete und veröffentlichte. Kaum hatte ich die Reisebeschreibung „Hawaii, Ostmikronesien und Samoa“ abgeschlossen, als das Reichsmarineamt mit den Plänen einer ozeanischen Forschungsfahrt hervortrat. S. M. S. „Planet“, eben erst vom Stapel gelaufen, als Ersatz für die alte „Möve“ gebaut, war für die große Reise durch den Atlantischen und Indischen Ozean bestimmt, um dann im Bismarckarchipel die Vermessungen aufzunehmen. Ich meldete mich für die Fahrt von Kiel bis Matupit als Anthropologe und hatte das Glück, zur Expedition kommandiert zu werden, freundlichst aufgenommen von dem Kommandanten des Schiffes, Herrn Kapitänleutnant Lebahn, der seinen Tisch und Raum mit mir teilte. Im Januar 1906 trat S. M. S. „Planet“ seine 9monatige Fahrt an, von welcher der tüchtige Führer nicht mehr zurückkehrte.

Meine Frau übernahm das Lesen der Korrektur meiner erwähnten Reisebeschreibung, nach deren Erledigung sie selbst auf die Reise gehen sollte, um mich im Oktober oder November 1906 in Matupit auf Neu-Pommern zu treffen. Wir hatten verabredet, zusammen eine Forschungsreise nach den Karolinen zu machen, wo insbesondere Truk, Yap und Palau besucht werden sollten. Alles glückte.

Im September 1907 waren wir wieder wohlbehalten zu Hause in Kiel, wo ich zuerst meine Ergebnisse von der Planetreise ausarbeitete. Ein Teil der Reisebeschreibung in Band I, besonders aber der Band V des Expeditionswerkes legen Zeugnis davon ab. Freilich auch dieses Mal war es mir nicht beschieden, die Korrekturbogen selbst

[illegible]. Ich möchte Herrn Dr. Hambruch in Hamburg darum bitten, der meine anthropologischen Messungen im selben Bande ausgearbeitet hat.

Als wir im Herbst 1907 heimwärts fuhren, zog ein anderer hinaus, ein trefflicher, fleißiger Mensch, der Marinestabsarzt Dr. Emil Stephan, der sich in wenig Jahren einen Namen in der Völkerkunde gemacht hatte. Er war Schiffsarzt an Bord der alten „Möwe“ gewesen, als diese im Jahre 1904 die Südwestküste Neu-Mecklenburgs einer genauen Vermessung unterzog. Seine Sammlungen, die einen Schmuck des Museums für Völkerkunde zu Berlin bilden, beschrieb er mit seinen Erlebnissen und Studien zusammen in zwei Büchern, „Neu-Mecklenburg“ und „Südseekunst“, die allgemeine Aufmerksamkeit erregten.

Die Titel der Bücher waren nur zu weit gefaßt; ihnen gerecht zu werden, war sein eifrigstes Bestreben. Er plante eine große Expedition nach dem Bismarckarchipel. Der Direktor am Museum für Völkerkunde, Geheime Regierungsrat und Universitätsprofessor der Anthropologie Dr. F. v. Luschan unterstützte seine Pläne. Er war es, der ihm die nötigen Kosten, 60 000 Mark, aus den Etatsmitteln des Königlich Preußischen Ministeriums für geistliche, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten besorgte und ein Gesuch an den Staatssekretär des Reichsmarineamts von Tirpitz richtete, daß die Expedition unter den Schutz der Kaiserlichen Marine gestellt werden möchte. Seine Majestät der Kaiser genehmigte den Plan und den Namen für das Unternehmen „Deutsche Marine-Expedition 1907/09“, wie im Juliheft der Marine-Rundschau 1907 ausgeführt ist.

So reiste Dr. Stephan im Herbst 1907 mit zwei Assistenten, Edgar Walden und Dr. Schlaginhaufen, nebst dem Photograph Schilling nach Herbertshöhe, wo der Kaiserliche Gouverneur Dr. Hahl sich um die Expedition annahm und ihr als Arbeitsgebiet den damals noch völlig unbekannten Südostteil Neu-Mecklenburgs überwies. S. M. S. „Planet nahm die Expedition an Bord und brachte sie Ende November 1907 nach dem Hafen von Muliama an der Ostküste, wo mit Hilfe der Matrosen rasch ein Lager errichtet

wurde. Herr Walden erhielt den Norden der Insel als eigenes Arbeitsgebiet zugeteilt; er war schon vorher in Käwieng abgesetzt worden. Die ersten Berichte in der Marine-Rundschau des Jahres 1908 klangen vielverheißend. Die Erschließung des Südgebietes ging schnell voran, Sprache und Sitten wurden aufgezeichnet und zahlreiche neue Beobachtungen gemacht.

Da wurde Stephan von einer tückischen Krankheit befallen, der sich höchst wahrscheinlich Schwarzwasserfieber hinzugesellte. Auf unwegsamen Pfaden wurde er in einer Hängematte vier Tagereisen weit nördlich nach der Regierungsstation Namatanai getragen, um von dort nach dem Regierungslazarett in Herbertshöhe verschifft zu werden. Aber kaum in Namatanai angekommen, starb er dort am 25. Mai 1908.

Als die Nachricht zu unserer aller Schrecken in Deutschland eintraf, stiegen bald Befürchtungen in mir auf, daß ich dazu bestimmt werden würde, die Expedition zu Ende zu führen. Denn kaum zurückgekehrt, gedachte ich nach Veröffentlichung meiner Forschungen auf der Planetreise mich den Ergebnissen der Karolinenfahrt zuzuwenden. Die Befürchtungen wurden bald zur Wahrheit; bald kam die Anfrage, ob ich die Nachfolgeschaft Stephans übernehmen wolle. Ich nahm es an unter der Bedingung, daß mich meine Frau begleite als mein Assistent und zum Studium des Frauenlebens, das ja in Melanesien für Männer so schwierig erforschbar ist. Es wurde zugestanden.

Am 9. August erschien die Allerhöchste Kabinettsorder meiner Kommandierung „zu einer wissenschaftlichen Expedition nach den Südseegebieten". So rafften wir unsern kaum entfalteten Hausrat wieder zusammen und reisten am 15. September 1908 mit der „Seydlitz" wieder hinaus.

Von unserer Karolinenfahrt 1907 konnte ich nur noch einen kurzen Reise- und Forschungsbericht in den „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten" geben. Der Aufschub der Ausarbeitung des Materials fand aber seine Berechtigung. Zu Beginn des Jahres war nämlich seitens der Wissenschaftlichen Stiftung in Hamburg die Frage an mich ergangen, ob ich das zweite Jahr der großen Südsee-Expedition 1908 bis 1910 für die Karolinen als Leiter übernehmen wolle, und ob meine

Frau sich als besoldetes Mitglied für Malerei, Photographien und Weberei anschließen könne. Da für die Marine-Expedition nur noch ein Jahr 1908/09 in Aussicht genommen war und das zweite Jahr also unmittelbar angeschlossen werden konnte, sagten wir auch hierin zu. Für die Karolinenarbeit 1907 konnte ja eine Überholung und Ergänzung des Materials von den schon besuchten Inseln, und die Erforschung der Nachbargebiete nur dienlich sein. Die Fahrt mit einem eigenen Schiff unter der Führung des nun am Südpol verbliebenen Kapitän Vahsel, mit einer Reihe tüchtiger und arbeitsfreudiger Mitarbeiter, war denn auch über alles Erwarten erfolgreich. Im September 1910 zurückgekehrt, liegt nun ein ungeheures Material von den Karolinen zur Ausarbeitung vor, das unter der Redaktion des umsichtigen Prof. Thilenius in Hamburg im Erscheinen begriffen ist. Aber auch Neu-Mecklenburg hat uns reiche und anmutige Gaben beschert. Damit ihnen nicht allzu spät ihr Recht werde, hat meine Frau es übernommen, unsere persönlichen bunten Erlebnisse auf jener damals, besonders im Südosten, noch völlig unberührten Insel zu beschreiben, damals, denn jedes Jahr bedeutet eine Stufe auf der kleinen Zivilisationstreppe, die unsere europäische Kultur mit rücksichtsloser Gewalt stürmt, alle Eigenart der Eingeborenen zerstörend. Wo es mir nützlich schien, habe ich den Zeilen meiner Frau Bruchstücke meiner eigenen Studien als Erläuterungen beigefügt, um auch den Wissenschaftlern das Wichtigste vorläufig zu bringen. Leider liegt über den Veröffentlichungen der Expedition ein Unstern; nun Dr. Walden heimtückisch vom Feinde an der Westfront ermordet wurde, ist die Beschreibung Nord-Neumecklenburgs auf unbestimmte Zeit vertagt.

Die vorliegenden Schilderungen, deren Herausgabe durch den Krieg hintangehalten wurde, klingen meist so harmlos, daß man fast glauben möchte, es sei Alt-Mecklenburg gemeint, das wir bald nach unserer Rückkehr gleichfalls durchwandert haben. Aber man muß sich vergegenwärtigen, daß vor 1900, vor der Gründung einer Regierungsstation in Käviéng an der Nordspitze, Neu-Mecklenburg für den Weißen unbewaffnet fast unbetretbar war, wie bis 1913 noch die Admiralitätsinseln. Wohl haben einzelne weiße Händler an

beiden Plätzen an Land gelebt, aber stets nur unter größter Lebensgefahr, und häufig genug sind sie der Heimtücke der Eingeborenen zum Opfer gefallen. In der Zeitschrift „Kolonie und Heimat" Jahrgang VI (1913), Seite 12 hat Herr Ludolf K u m m e r aus Leipzig, der 1898—1903 auf Neu-Mecklenburg lebte, einige seiner Erlebnisse geschildert, besonders den Kannibalismus, der im Schwange war und heute in den abgelegenen Bergdörfern noch nicht ganz verschwunden ist. Gerade von den Panagundu (Panarodo)-Leuten erzählt er viel, die übrigens als schwierig immer bekannt waren und auch von den Kriegsschiffen und der Regierung wiederholt gezüchtigt worden sind. So mußte S. M. S. „M ö w e" im August 1897 sie bestrafen, weil sie ein Händlerboot aus Kapsu überfallen und 10 Bukajungen erschlagen hatten. Und was haben „S p e r b e r", „F a l k e", „B u s s a r d" und „S o p h i e" nicht alles an Strafexpeditionen von 1890 bis 1900 ausgeführt! Es war wirklich eine wilde Küste! Zu Beginn 1909 wohnten wir mehrere Monate neben den Panagunduleuten in Lámasong und statteten ihrer Dorfschaft häufige Besuche ab, wie zu lesen. Als wir von dannen zogen, ließ sich dort die Wesleyanische Mission nieder, so daß die Pazifizierung, durch die Regierung längst angebahnt, bald abgeschlossen sein dürfte.

Wie aber doch gelegentlich wieder Auflehnungen gegen das Vordringen der Weißen, namentlich in den abgelegenen Landesteilen, vorkommen, das zeigt der Überfall der Eingeborenen auf die Expedition des Oberförsters D e i n i n g e r kurz vor Weihnachten 1913. Mit knapper Not entging der Führer und sein Begleiter der Ermordung, während fünf Polizeisoldaten und vier Träger auf dem Platze blieben. Es geschah in der Gegend zwischen Himau und Nokon, wo wir nichtsahnend unsere Nachtquartiere auf der Wanderung bezogen. Wohl dem, der nichts ahnt! Das Leben in einem so schönen Lande würde zur Qual statt zum Genuß werden, wenn man an Kannibalenfurcht litte! Alle solche Vorkommnisse werden das Fortschreiten der Weißen, so traurig es auch vom Standpunkte der Eingeborenen aus ist, nicht aufhalten. Die Regierungsbeamten, die Händler, die Missionare, die

Forscher werden weiter ihre Pflicht tun als Pioniere, unbekümmert um die Gefahren seitens der Eingeborenen und der Malaria. Die Zeit wird auch Neu-Mecklenburg zu einer sicheren und gesunden Kolonie machen und seine Ertragsfähigkeit steigern. Denn heute schon sind fast allenthalben Kokospflanzungen an der Ostküste, namentlich im Nordgebiet, das der leider im Jahre 1913 auf seinem Arbeitsfelde verstorbene Bezirksamtmann Boluminski durch eine große vorbildliche, 150 km lange Straße der deutschen Arbeit erschlossen hat, zu seinem dauernden Ruhme! Wer die von den Deutschen geleistete für eine so kurze Zeit beispiellose Kulturarbeit kennt und zu würdigen vermag, wird nie anders denken können, als daß die deutsche Flagge so rein und machtvoll wie ehedem über die weite Südsee wehen muß.

Stuttgart, im Juli 1916.

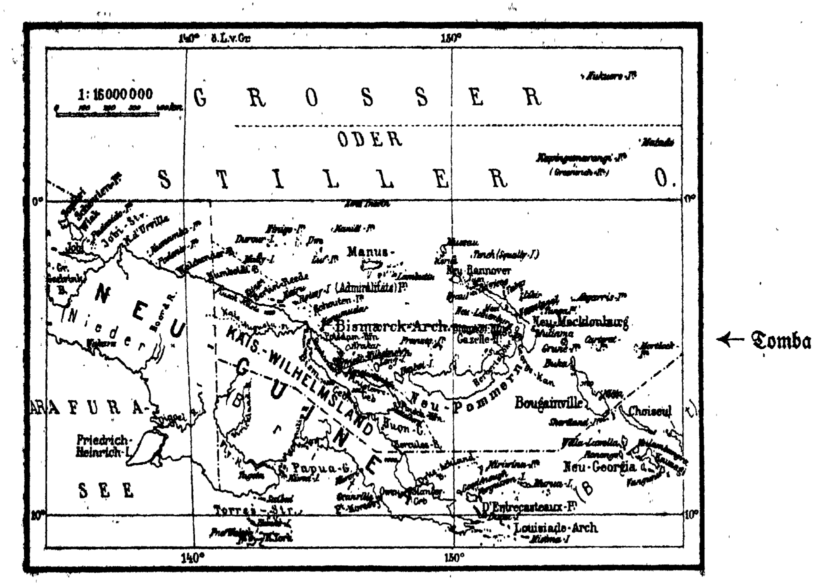
Prof. Dr. Augustin Krämer,
Marine-Generaloberarzt a. D.
z. Z. im Kriegsdienst.

Inhaltsverzeichnis.

Karten (gez. von A. Krämer).

Lichtbilder (vom Photographen der Expedition R. Schilling).

Karte I.



Aus „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten", Band XVII 1904, Karte 4.

Federzeichnungen

(nach Originalen und Photographien)

von Prof. Dr. A. Bannow (A. B.), Hedwig Pfizenmayer (H. P.), Ina Krämer (I. K.) und Elisabeth Krämer (E. K.)



Im wilden Neu-Mecklenburg.

1. Der Süden.

Die „Langeoog" stampfte und schlingerte einmal wieder entsetzlich. Jeder wußte, daß dieser kleine Frachtdampfer, der den Regierungssitz von Neu-Guinea, Rabaul, mit den umliegenden Inseln in Verbindung setzt, es niemals ohne Schlingern tat, und man brauchte es deshalb kaum zu erwähnen. Aber diesmal, als wir unsere Fahrt von Käwieng aus auf ihm antraten, unsere eigentliche Reise ins „Wilde" von Neu-Mecklenburg, gelang es ihm doch besonders stark. Die „Langeoog" ist nur so groß, wie ein mittlerer Elbkahn, sie hat einen Turm in der Mitte, der Passagierraum und Kommandobrücke zugleich ist, und der durch sein Topgewicht nicht wenig zu dem unliebsamen Schwanken beiträgt. Selbst solche erprobten, südseegewohnten Reisenden wie wir, die so leicht nicht nachgaben, mußten sich bequemen, eine liegende Stellung auf den beiden Bänken des offenen Aufbaus einzunehmen, deren mißfarbige Segeltuchkissen schon manchen Leidenden beherbergt hatten. Die einzige obere Kabine war wegen ihrer dumpfen Luft und Schwüle gefürchtet, und so lag alles um den einen Tisch herum und wartete auf die Augenblicke, in denen das überholende Schiff einen Ausschnitt der Küste den Blicken preisgab, um sich dann wieder nach der entgegengesetzten Seite zu wälzen. Der Morgen war frisch und sonnig, ein strammer Passat wehte und hatte die See tüchtig aufgewühlt. So sahen wir alle nicht viel von unserer Umgebung und wurden erst aufmerksam gemacht, als Bewegung unter der schwarzen Besatzung entstand. Die Jungen hatten ein treibendes

Auslegerboot gesehen, das von seinen 5 schwarzen Insassen nicht mehr gelenkt werden konnte, weil es offenbar beschädigt war. Der Dampfer hielt darauf zu, und beim Näherkommen stellte sich heraus, daß der Bootskörper der Länge nach gesprungen war und nur noch als tragendes Holz diente. Es war denn auch von der zu schweren Belastung unter Wasser gesunken, und die Leute, die bis zur Mitte im Nassen saßen, konnten ihr geborstenes Boot nur durch fortwährendes Paddeln in der Nähe der Oberfläche halten, lenken und fortbewegen ließ es sich nicht. Die armen Kerle, die schon mehrere Stunden in diesem Zustand zugebracht hatten, schnatterten mit den Zähnen vor Kälte, und ihre dunkle Haut war vom Wasser weißlich grau entfärbt und gerunzelt. Einige unserer Matrosen warfen ihnen ein Seilende zu, an dem sie sich hochziehen lassen sollten, doch versagten die geschwächten Glieder den Dienst. Des braven Kapitäns Stimme kam aufmunternd von oben: „Zum Donnerwetter, helft doch den Kerls, die sind ja schlapp wie der Deubel!“ (Ein Satz, über den ich in meiner unfreiwilligen Muße nachher viel nachdachte, denn „schlapp“ hatte ich mir den Teufel bislang nicht vorgestellt.) Von allen Seiten streckten sich den Schiffbrüchigen nun kräftige Arme zur Hilfe entgegen, bald waren sie an Bord und bekamen jeder ein Glas unverfälschten Wacholderschnapses zur Stärkung, heißer Tee und Reis stellten sie bald vollends her. Es waren wild aussehende Männer, die da vor uns standen; einige hatten das Haar dick mit roter Erde beschmiert, bei den andern war es frisch gekalkt, und auch die spärlichen Backenbärte hingen voll der weißen Klümpchen. Der Kapitän brachte heraus, daß die Leute vor 3 bis 4 Tagen von der vorgelagerten, kleinen Inselgruppe Tabar abgefahren waren mit der Absicht, Kävieng zu besuchen, und dann vom Unglück ereilt wurden. Man nahm sie bis Namatanai mit, von wo sie leicht zu Fuß ihr Ziel erreichen konnten, das Kanue ließ man treiben.

Mittlerweile hatte sich der Himmel verdunkelt, einige Regenböen kamen in rascher Folge nieder, das Land mit seinem unterhöhlten Riffkalkufer[1]) und dem dichten Busch dahinter in graue Schleier hüllend. Hier und da wurden Pflanzungen weißer Ansiedler

nahe der Küste sichtbar, aber die zunehmende Dunkelheit ließ nicht viel erkennen. Die Station Namatanai*) unterbrach in angenehmer Weise unsere Fahrt. Es war Mitternacht geworden, als der Dampfer sich vor dem Riff zu Anker legte.

Früh um 6 Uhr des nächsten Morgens, mit dem Aufgang der Tropensonne, eilte alles an Land, und auch wir waren begierig, den Regierungsplatz des Südens kennen zu lernen, der gleichsam ein letztes Bollwerk der europäischen Macht nach dem Süden der Insel hin bildete.

Besonders aber drängte es uns das Grab unseres Vorgängers Emil Stephan zu besuchen, der hier auf dem Transport von Muliama her einen qualvollen Tod gefunden hatte. Durch leicht ansteigendes, abgeholztes Vorland, auf dem die Pflanzungen der farbigen Soldaten zu sehen waren, führte der Weg zu einer Stufe, die das Haus des Stationsvorstehers trug. Der vertretende Stationsleiter, Herr Adelmann, und seine junge Frau empfingen uns freundlich, vergönnten uns Waschung und Frühstück, und bald folgten wir Herrn Adelmann auf dem Wege zu Stephans Grabe, das etwa 7 Minuten weiter inlands nahe dem Weg zur Westküste inmitten niederen, dichten Busches lag. Ein kleines, drahtzaun-umfriedigtes Viereck, — darin der von rötlicher Blattpflanze überwachsene Grabhügel, — ein weiß gestrichenes, hölzernes Kreuz mit dem Namen und Todestag, das war alles. Da liegt er nun an einsamer, kaum besuchter Stelle, weltentrückt in dem mehr und mehr zuwachsenden Busch, er, dessen Pläne und Ziele so hoch gingen, der da hoffte, noch einmal etwas recht Tüchtiges zu schaffen und die Welt von sich reden zu machen. Das Grab wurde von dem Stationsleiter Wostrack angelegt, und wir bedauerten, daß dieser dazu eine so versteckte Stelle erwählt hatte. Ich hätte dem Forscher und Dichter der Sonnenlieder eine schönere Ruhestätte gewünscht, etwa auf der passatumwehten meerüberblickenden Fläche der ersten Anhöhe! — Aber vielleicht entspricht die weltabgeschiedene Ruhe des wachsenden Waldes noch mehr dem stillen Wesen des Dahingegangenen. Von Adelmann erfuhren wir manches über seine letzten Augenblicke. Er hatte das bronzegelbe Aussehen eines

Schwarzwasserkranken, kannte seine Umgebung nicht mehr, das Sprechen fiel ihm sehr schwer, und seine wenigen Reden wurden nicht verstanden. Bald nach seiner Ankunft starb er, nachts um 4 Uhr. Stephan soll, das erfuhren wir nach und nach, in Muliama des öfteren an Fieber gelitten haben; er bekam es mitunter einen Tag um den anderen. Trotzdem wollte er selbst es nicht als Malaria gelten lassen, sondern behauptete, die betreffenden Tage Papaya-Frucht gegessen zu haben, die ihm offenbar nicht bekäme und Fieber mache. Er litt überhaupt am Magen und schob alle Erscheinungen von Unbehagen oder Krankheit auf diesen. Auch nahm er sich sehr mit Essen in acht und trank bald nicht mehr von dem Bachwasser. Nur Chinin wollte er nicht nehmen. Als das schwere Fieber kam, hielt er es noch immer für Magenerkrankung, und äußerte den Wunsch, nach Herbertshöhe ins Krankenhaus gebracht zu werden. Seine Gefährten hätten ihm diese schwierige Reise ausreden und ihn am Orte selbst sorgsam pflegen sollen; aber sie gaben ihm, dem Arzte, nach, und so wurde der Schwerkranke in seiner Hängematte von schwarzen Jungen nordwärts über steile Strandfelsen, durch Flüsse und auf schlechten Wegen getragen, wobei seine Genossen ihn begleiteten, bis zu der Missionsstation Kudukudu. Hier, etwa 8—10 Wegstunden vom Ziel, blieben sie zurück, während Stephan im entgegengesandten Regierungsboot nach Namatanai fuhr, von wo er mit dem nächsten anlaufenden Dampfer nach Herbertshöhe gebracht werden sollte. Schon auf der Landreise war der Patient bedeutend kränker geworden, die unruhige Fahrt bei starkem Seegang unter der erbarmungslosen Tropensonne muß das übrige getan haben — als Sterbender erreichte er Namatanai. —

Wir machten später noch einen Gang in Südrichtung und bekamen dabei eine Eigentümlichkeit zu sehen, eine verbreiterte Stelle eines Baches, die von mattem, milchigen Blau schimmerte, eiskaltes Wasser und ungemessene Tiefe besitzen soll und so eine Art Brunnenloch im Bach darstellt. Auch ein Dorf wurde besucht, das Männerhaus war mit Steinmauern umgeben, zu welchen der Eingang durch eine große Baumgabel*) führte. Hübsch war es zu sehen, wie zutraulich die sonst scheuen

Eingeborenen sich zu Adelmann und seiner Frau zeigten, und wie letztere stolz war, daß ein schwarzer drolliger Säugling sich willig von ihr aufnehmen ließ, während die glückliche Mutter lächelnd daneben stand. Solche guten, rechten Frauen wie die kleine Frau Adelmann sind ein Segen in unseren Kolonien, sie werden überall hinpassen, vermittelnd, friedbringend wirken und sich zufrieden fühlen ohne Luxus und gesellschaftliche Überbietungen.

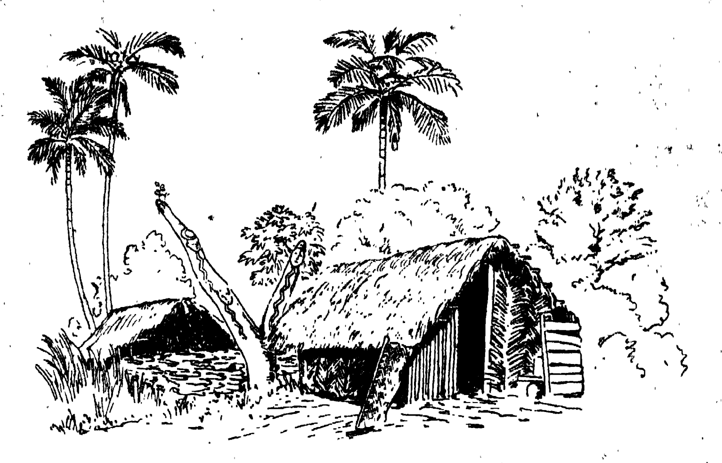


Bild 1. Hütte und Männerhaus mit Eisensteiggabel bei Namatanai. E. K.

Um 11 Uhr setzten wir unsere Fahrt auf der „Langeoog" fort, die Küste stieg an, Grasfelder wurden vor dem Wald sichtbar, dann wieder dichter Busch.

Kurz vor 5 Uhr, am 7. November, rundete unser Schiff das Kap Senna und bog in eine langgezogene Bucht ein, in der Muliama liegt. Noch sah man keine Häuser, nur ein kleines Stück Sandstrand mit Kokospalmen, auf welche das Schiff zu hielt. Näherkommend gewahrten wir ein Korallenriff, welches barrierenartig ein Stück blauen, stillen Wassers vom bewegten Meere abschloß. Mit Bangen sahen wir die „Langeoog" durch die kleine, nördliche Riffpassage einfahren; hatte doch vor uns nur ein größeres Schiff, S. M. S. „Planet" diesen winzigen Riffhafen besucht, um die Marine-



Bild 2. Hafen von Muliama. A. B.

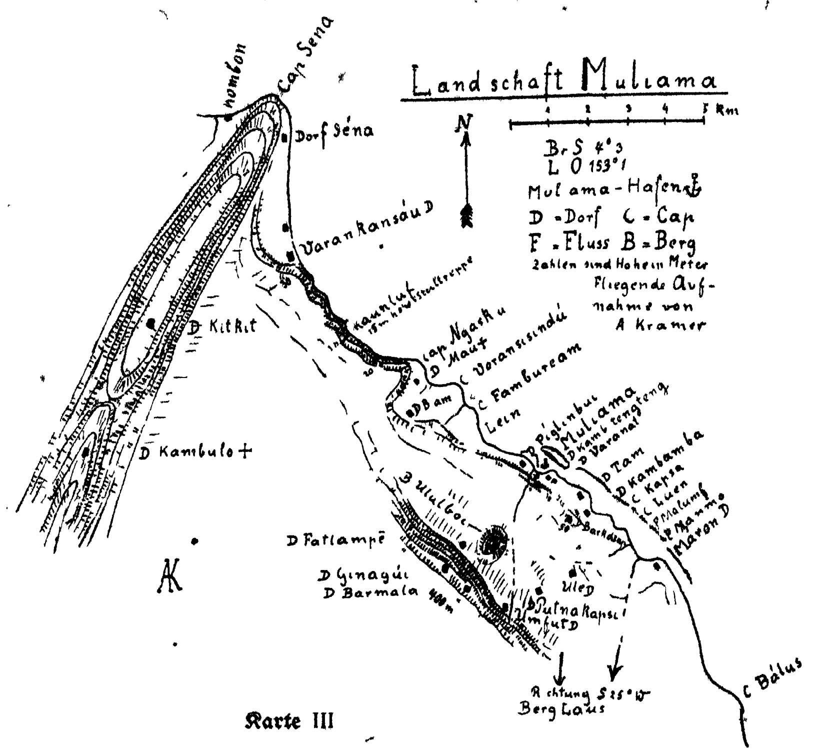
Expedition abzusetzen und war nur unter Schwierigkeiten glücklich herausgekommen. Nie wieder, sagte Korvetten-Kapitän Kurtz, werde er in dieses Loch hineinfahren. Nun, wir kamen kurz vor dem Dunkelwerden glücklich hinein und vor Anker; die Stille tat nach dem vielen Schlingern und Stampfen wohl. So hatten wir nun endlich nach den langen Seereisen und jedesmal kurzen Aufenthalten an Hafenplätzen unser Ziel erreicht und blickten mit einer gewissen Spannung auf den Palmenstrand, unter dessen Bäumen einige kleine Hütten sichtbar geworden waren.

Wir hatten uns von diesem Reiseziel in unseren Gedanken kein schönes Bild gemacht, denn Muliama[4]) galt für ungesund, feucht, schmutzig, unwirtlich, die Eingeborenen schienen stumpf und träge, wenn nicht gar feindselig zu sein, wenigstens war das so der Eindruck, den man beim Lesen der Berichte gewonnen hatte. Glücklicherweise trafen wir es nicht mehr so schlimm an.

Es war unter den Palmen lebendig geworden, eine größere Menge schwarzer Jungen eilte von allen Seiten herbei, eine deutsche Flagge wurde gehißt, und unsere beiden Genossen aus Europa, die Herren Dr. Schlaginhaufen und Schillings, erschienen grüßend am Strande. Schnell war unser Gepäck im Schiffsboot an Land gebracht, ein kurzes, dankbares Lebewohl dem Kapitän, und das Schiff setzte seine Reise fort.

Das Lager ist in drei Absätzen errichtet. Unten am Strande liegen Schuppen und Arbeitshäuser. Dahinter steigt das Land in einer Stufe auf, ein sauber gehaltener Weg führt auf eine Bodenplattform

von ca. 5 bis 7 Meter Höhe, auf der die drei Schlafhäuser stehen, und rechts ein Weg am Photographenschuppen vorbei zum Badeplatz geht. Landeinwärts steigt das Land wieder einige Meter an, und ein treppenartiger Weg verbindet die Schlafhütten mit dem hohen Speisehaus, der angrenzenden Küche und Kochwohnung. Die Expedition



Karte III

hatte sich den Luxus eines chinesischen Koches geleistet, und zu unserem Empfang wurde ein üppiges Mahl aufgetischt. Suppe mit Würstchen, Konservengang von Fleisch und Gemüse, Corned beef mit Reis und schließlich noch Pudding mit Büchsenobst. Es sah großartig aus, war aber doch mehr Konservenfabriken zuzuschreiben, als des Chinesen Kochkunst, und so blieb dieses Festessen dann auch ziemlich das einzige dieser Art; unsere geringen Vorräte erlaubten keine Wiederholungen.

Ah Tun mußte sich von nun an auf seine eigenen Künste verlassen und erwies sich bald als ein erfinderisches Genie.

Für uns hieß es schnell noch alles für die Nacht herrichten. Sollten wir doch zu zweit die kleine Hütte des verstorbenen Stephan bewohnen, die zum größten Teil von einem für uns gezimmerten Bettgestell, einem Holzrahmen mit darin eingelegten Bambusstangen, ausgefüllt wurde. Weich war dieses Lager nicht, sondern erinnerte an irgend etwas wie Lattenpritsche oder dergleichen und konnte durch unsere dünne, mitgebrachte Matratze nur wenig gemildert werden, so daß das Schlafen schon einiger Übung bedurfte. Wir lernten es bald, und nach den voll durcharbeiteten Tagen schliefen wir herrlich darauf. Unangenehmer war der wacklige Fußboden aus losen, auf den Holzrahmen gelegten, dünnen Brettern, die nur in der Mitte durch einen Querbalken gestützt waren und bei jedem Schritt knarrend nachgaben. Wenn die etwas gewichtige Gestalt meines Mannes es betrat, wankte das Haus und ächzte. Wir stellten unsere Koffer an die Wände und vor das Bett, und, nachdem ein kleines Waschtischchen, eine Schuh- und eine Malkiste ebenfalls untergebracht waren, konnten wir uns mit einiger Gewandtheit gerade noch zwischen den Gegenständen hindurchklemmen. Am schlimmsten war es bei Regenwetter, da das Dach nur sehr dürftig gedeckt war und der Wind oft die Blätter hoch blies, so daß der Regen hinein konnte. Das alles klingt ungemütlich, und doch habe ich mich sehr bald eingewöhnt, und nach den nötigsten Reparaturen fühlte ich mich in dem winzigen Heim sogar behaglich und glücklich.

Am Morgen nach der Ankunft konnten wir erst so recht die ganze Anlage besehen. Bald nach 5 Uhr wurde aufgestanden und der Tag begonnen mit dem Morgenbade in dem schönen eigenartigen Bach Kambikengteng, dessen Ruhm schon zu uns gedrungen war. Aus der Gegend des Inlanddorfes Umfut kommend, bildet er oben, hinter dem Kochhaus eine kleine seeartige Erweiterung und fließt dann eine breite Freitreppe herab, die aus einer Reihe muschelförmig ausladender Sinterkalkbecken besteht.

Auf der Höhe der Schlafhäuser konnte man dieses eigentümliche Bild in großer Regelmäßigkeit die ganze Strecke aufwärts verfolgen. An beiden Seiten bilden einzelne Bäume und dichtes Windengewirr mit blauen und rötlichen Blüten eine üppige Einfassung. Etwas rechts unterhalb unseres Standpunktes vereinigt der Bach seine Wasser zu einem schmalen, schnellen Lauf, dessen Anfang ein kleiner Fall in eine etwas tiefere Mulde bildet; das ist der Badeplatz. 2 Kisten dienen



Bild 3. Bach von Kambitengteng (Muliama). A. B

als Bänke und Garderobe an dem schmalen Ufer. Der Sprudel in der Waldgrotte frischt und weckt den Körper, hier ist es auch am heißesten Mittag kühl von dichtem Blätterschatten und rauschendem Wasser. Das Hinzukommen einer Dame erschwerte die Badefrage. Sie wurde gelöst durch Hissen einer kleinen roten Flagge am Anfang des Badeweges, als Zeichen, daß das Bad besetzt war. Um 6 Uhr ist das Frühstück im Speisehaus oben, das wir noch ohne Tropenhut betreten, aber nicht mehr so verlassen können, denn am Schluß der Mahlzeit brennt

die Sonne schon heiß. Hinter dem Kochhaus breitet sich ebenes Land bis zu dem kleinen Bachbecken, und eine eingezäunte Fläche zeigte den ehemaligen, jetzt verwilderten Küchengarten, sowie einen zerfallenen Hühnerstall, dessen Bewohner sich in den nahen Busch zerstreut hatten. Da ich die Oberaufsicht der Küche übernommen hatte, ließ ich den Koch alles wieder in Ordnung bringen, und in der Folgezeit gediehen dann auch bald Salat, Bohnen, Eierpflanzen usw. in dem sauber umzäunten Gärtchen, und die Hühner wurden durch fleißiges Futtern allmählich angelockt und an den Stall zurückgewöhnt. Der Chinese war, wie die meisten seines Volkes, durchaus gelehrig, willig und geschickt, bedurfte aber sehr des Aufpassens und einer gewissen, mit Milde gepaarten Strenge. Da er ein rechter Luftikus war und sich in seiner steten, komischen Hast sehr drollig ausnahm, reizte er zum Lachen und hatte auch schon viel Heiterkeit bei seinen Herren erregt. Ich fand später, daß er bei ruhiger, ernster Behandlung sich besser machte, und es sogar zu einer gewissen Vollkommenheit brachte, besonders übertraf ihn niemand an Gutwilligkeit und Erfindertalent, wenn es galt, Schwierigkeiten der Haushaltung zu überwinden.

An diesem ersten Tage gab es noch mehr in Augenschein zu nehmen. Muliama war wie eine kleine Garnison, mitten in die Wildnis gesetzt. Über 20 schwarze Jungen aus allen möglichen Teilen des Schutzgebietes waren da; sechs davon, die Polizeisoldaten und ihr Unteroffizier, sorgten für den Schutz und halfen nur gelegentlich bei der Arbeit. Jeden Morgen traten sie an zur Flaggenparade und hißten die Fahne am Flaggenmast, der bei den Schlafhäusern, hart am Abfall der ersten Korallenstufe stand. Dann hörte man die drollig ausgesprochenen Kommandoworte: Rentiert das — — — — Gfehr, links schwenkt — — — — arsch!

Unten am Strande setzte die Menge der Gebäude in Erstaunen. Als stattlichstes davon prangte das sogenannte „Schloß Muliama“, ein von verstorbenen Chinesen gebautes Bretterhaus, das den Herren als Arbeitsstätte diente und nun auch von uns beiden benutzt wurde. Dann waren da allerhand offene und verschließbare Schuppen für die Menge des Expeditionsgepäcks und Hütten für die schwarzen

Jungen, kurz, es war fast ein kleines Dorf zu nennen. Eine weit ins Meer gebaute Steinwerft diente als Anlegeplatz für Boote, hätte auch dem Expeditionsboot dienen sollen, nur gab es leider aus Geldnot kein solches, und wir empfanden diesen Mangel in der Folge oft schmerzlich. In den ersten Tagen gab es nun vielerlei zu ordnen, die Vorräte zu überblicken und sich mit ihnen einzurichten. Die Eßwaren verteilten sich sehr merkwürdig: Während Fleischkonserven knapp waren, fanden sich große Mengen von Milch- und Butterbüchsen. Die



Bild 4. Schloß Muliama, unser Arbeitshaus in Kambitengteng. A. B.

aneinandergereihten Milchkisten ergaben einen kleinen Spazierweg und konnten behufs Zählung „abgeschritten“ werden. Wir durften also in Milch schwelgen, dagegen waren die großen Mengen Puddingpulver, Vanillesauce 2c. nutzlos, sie hatten allen Geschmack verloren. Einige Kisten mit Hartbrot, Zwieback und ähnlichem kamen sehr gelegen, aber bedauerlich waren die vielen verdorbenen Pfefferminzplätzchen, sowie Seifen, Parfümfläschchen, die in ungeheurer Anzahl mitgenommen worden waren. Diese übertriebene Anschaffung unwichtiger Dinge, das Verderben derselben, kränkte mein Hausfrauenherz. Es zeigte sich hier, daß man Frauen beim Einkauf für eine Expedition mit um Rat fragen sollte, denn wie auf der einen Seite Überfluß,

herrschte auf der anderen Mangel: Weder Tischzeug noch Mundtücher waren da, kaum Geschirr, kein Eimer, nicht einmal eine Teekanne. O, diese Männer! — Schlimmer war, daß der Reis allmählich knapp wurde. Die große Menge unserer Diener verbrauchte viel, und aus diesem und anderen Gründen beschlossen wir, mit erster Gelegenheit eine Anzahl der schwarzen Jungen zurückzuschicken. — Schließlich mußte noch das Inventar nachgesehen, in guten Stand gesetzt und Beschädigtes ausgebessert werden, womit mancher Tag dahinging. Waren die Vormittage der Arbeit am Platze gewidmet, so pflegten wir des Nachmittags Gänge in die umgelegenen Dörfer zu machen und lernten dabei so recht den Charakter dieses Inselteiles kennen. Von unserem Lagerplatz, dem schönen Bache, dem Hafen ꝛc. hatte ich mir nach den gelesenen und mündlichen Berichten der Herren zur Not ein Bild machen können, aber niemand gab mir den Eindruck des wundervollen Tropenwaldes rings umher so wieder, wie ich ihn empfand. Auf allen unseren Reisen hatten wir kaum ähnlich Reiches an Formen und Farben gesehen, wie nun hier, es sei denn auf den üppigen, dicht bewaldeten Salomons-Inseln. Hier waren die vielen Arten großer Urwaldbäume, oft umklammert, halb oder ganz ertötet von ebenso mächtig gewordenen Schmarotzerbäumen, zumeist Würgerfeigen, da-



Bild 5. Caryota, indische Toddypalme auf Süd-Tombara, wild wachsend. A. B.

neben enggedrängter jüngerer Baumwuchs und reiches Unterholz, zwischen dem die großblättrigen, buntblühenden Ingwerarten auffielen und fast noch mehr als sie, die Pandanusbäume mit ihrem schraubenförmigen Blätteransatz.

Groß ist die Fülle der verschiedenen Lianen und Schmarotzerpflanzen, von den feinblättrigen, winzigen an, die sich an Holz oder Stein ankleben und alles überziehen, bis zu den riesigen Arten, deren geschlitzte, durchlochte Blätter, blank, dunkelgrün glänzend, sich hoch bis in die Kronen der Bäume ziehen. Dieser reiche Behang der großen Bäume ist es, der dem Busch dort jenes eigen üppige, Geheimnisvoll-Tropische gibt, das ihn von unseren heimischen Wäldern sehr unterscheidet. An den Bächen, an sonnigen Stellen, zeigt sich mancherlei Blütenschmuck, vorwiegend die großen bunten Winden. Hier tönt das unaufhörliche Zirpen der Insekten, unzählige, verschiedene Schmetterlinge beleben das Grün: Da sind die feingezeichneten kleinen Füchse, Bläulinge, schwarzweißgepunktete Falter, große, echt tropisch leuchtende, meist dunkelblau oder bräunlich mit hellen, glänzenden Augen auf den Flügeln; einer war gelb rostbraun abgetönt wie ein Stück schillernder Sammet; andere, von metallisch blauem Schein, sind von großer Kraft und Schnelligkeit des Fluges, sie lassen sich kaum betrachten, geschweige denn fangen. Täglich findet man neue Formen, darunter die Nachtschmetterlinge, die uns abends um die



Bild 6. Schlingpflanze der Monstera-Art. E. K

Lampe flogen und auf einem hellen Teil des Tisches ausruhten; ein getigerter, wie aus weißem Seidenfilz ist mir vornehmlich in Erinnerung. Weniger beliebt war das Heer kleiner geflügelter Ameisen, die sich an einem anderen Abend einstellten. Fortwährend hin und her fliegend, ließen sie einen kaum schreiben und kitzelten unerträglich auf Händen und Gesicht.

Von Grashüpfern, Heuschrecken usw. gab es auch Mengen von verschiedenen Familien, darunter wahre Riesen, und dann diese unsagbar drolligen, großen, grünen Gottesanbeterinnen, die geradezu

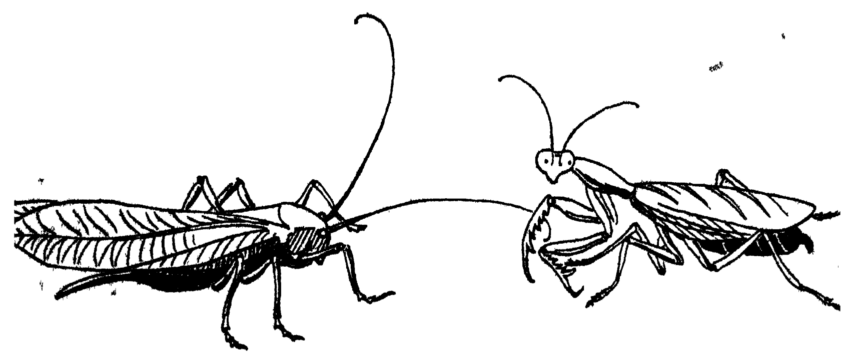
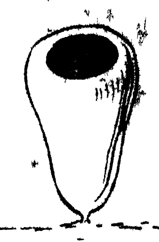


Bild 7 Grille und Gottesanbeterin, die Totemtiere von Kambitengteng E K

geziert gravitätische Bewegungen mit dem langgehalsten Kopfe und den Armen ausführen. Sie sind eines der Totemtiere von Muliama; dazu gehört als Gegenstück das andere, eine große, graubraune Grille von auffallender Form. Weit häufiger waren, wie schon erwähnt, die grünen Grashüpfer. Der Mageninhalt eines dort geschossenen Habichts bestand ausschließlich aus ihnen. Das meist vertretene Tier war die Ameise, deren Arten in den Tropen kaum zu zählen sein müssen. Auf Schritt und Tritt wimmelt es von ihnen. Sie sind sehr lästig, und nichts Eßbares darf ungeschützt herumliegen, aber auch sehr nützlich, da sie alles Tote, in Zersetzung Begriffene beiseite schaffen und verzehren. Mir fiel einst eine Art brauner Wespen auf, die viel in unserer Hütte zu sehen waren und hartnäckig einige Stellen umflogen. Einmal fand ich beim Auseinanderrollen

des Bettes an das Laken angeklebt etwas wie einen birnenförmig verlängerten Eichelnapf aus feuchter Erde, den die Wespen geformt hatten. Es war leer. Ein andermal zeigte sich beim Aufheben des Lakens wieder solches Gebilde, das etwas angetrocknet und von uns leicht eingedrückt war wie eine Eierschale. Und was war darin? Etwa acht weiche, ganz junge Spinnen! Offenbar war hier eine Vorratskammer für den jungen Nachwuchs der Wespen angelegt. Die Herren hatten schon von ähnlichen Erlebnissen erzählt, sie hatten Wespen mit ihrer Beute fliegen sehen und ganze Buchrücken mit diesen Vorräten angefüllt gefunden, und immer waren es getötete junge Spinnen.


Bild 8. Haus einer Schlupfwespe

Während wir noch unseren Fund betrachteten, kamen, eine nach der anderen, winzige schwarze Ameisen in schmaler Linie darauf zu, andere folgten und machten sich an die Bergung der Leichen. Zu dreien und vieren schleppten sie die viel größeren Spinnen, und ehe man bis 50 zählen konnte, waren sämtliche Spinnen verschwunden und unser Bett von tierischen Bestandteilen gesäubert.

Mehr Freude als die Insektenwelt machten die vielen schönen Vögel, daran die Wälder reich waren. Am auffallendsten sind wohl die grünen und roten Papageien, die man fortwährend antrifft, davon der grüne das Männchen ist. So schön es in der Pracht seines scharfgrünen Leibes und der blauen Schwungfedern erglänzt, stößt es doch durch ein mißtönendes Gekreisch und heftiges, streitbares Wesen ab, während das warmrote, gleichfalls blauschwingige Weibchen sanfter ist und einen reinen Dreiklang flötet, [Notenbeispiel] den es von Zeit zu Zeit wieder hören läßt, wie einen einzelnen Ruf. Unzählige geschwätzige Webervögel bevölkern mit ihren hängenden kunstvollen Nestern einzelne große Bäume, andere, dem Star oder der Drossel ähnliche Tiere ergehen sich in unbeschreiblichen miauenden, quäkenden Tönen. Kleine allerliebste Sänger, die sich auf einer einzelnen Palmfieder halten können, lassen sich vom Winde wiegen und singen dabei

zart und lieblich, andere waren da, von denen ich nur den Gesang kannte, ohne zu wissen, wie der Urheber aussah. In den dichten dämmernden Wäldern waren viele große Fruchttauben mit grüngoldig schimmerndem Rücken und hellgrauer Brust, die nach unten zu zimmetbraun sich abtönt. Hier, tief im Innern, hausten auch die wunderbaren majestätischen Nashornvögel, deren Flügelschlagen ein tiefes Rauschen

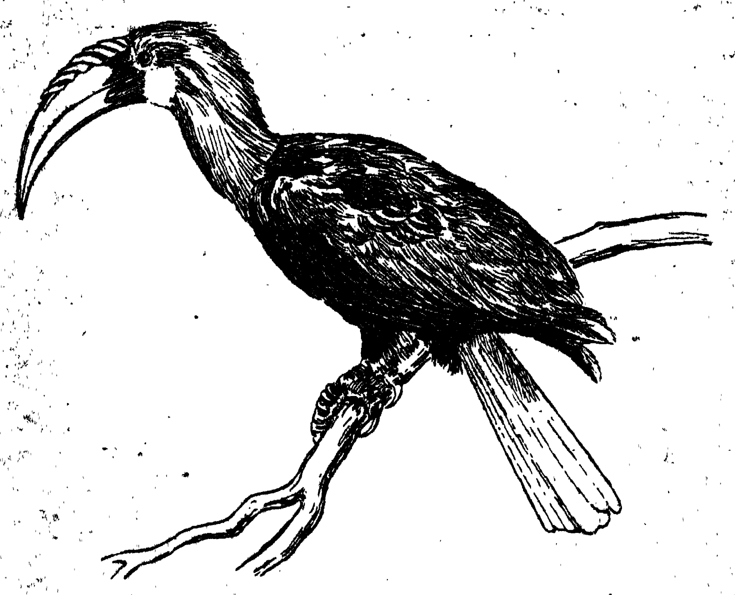


Bild 9. Nashornvogel (Todiramphus). E. K.

ist. Prachtvoll hebt sich die Gestalt des ruhenden Vogels mit seinem ungeheuren Schnabel von der grünen Umgebung ab; noch schöner ist er im Fluge, wenn er das schwarze Gefieder und den schneeweißen großen Fächer seines Schwanzes entfaltet. Wir sahen etliche solcher Vögel auf einem Ausflug und wollten sie photographieren, aber sie vereitelten es durch Hin- und Herfliegen und brachen dann in etwas wie ein tiefes schadenfrohes Lachen aus! Dabei hätten sie mir noch dankbar sein sollen, denn ich verhinderte, daß sie geschossen wurden, da ich daran erinnerte, wie die Bälge in den Tropen fast immer ver-

[illegible] das Fleisch aber so gut wie ungenießbar sei.

Nun ist so viel von der Natur die Rede gewesen, daß auch der Herr derselben, der Mensch, an die Reihe kommen muß. Neu-Mecklenburg gehört zu Melanesien, hat also eine dunkle, negerähnliche Bevölkerung mit kurz-krausem Krollhaar, das nicht herunterhängt, sondern absteht. Von der Wildheit, die noch vor kurzem geherrscht haben muß, merkten wir damals nicht viel. Seit einiger Zeit ist in Namatanai eine deutsche Regierungsstation und in dem etwas südlicher gelegenen Kudukudu die südlichste Missionsstation der Wesleyaner. Beider Einflußsphäre reichte über Kap Matanatamberan nicht hinaus. Die ganze Ostküste von dort südwärts, sowie auch das Innenland, war im Herbst 1907, als Stephan mit der Marine-Expedition in Muliama sich niederließ, für die Weißen noch so gut wie unbekannt, nur von der Landschaft Siar, im äußersten Südosten, hatte man durch Anwerbeschiffe gehört. Diese Schiffe, meist kleine Segler, laufen einzelne Plätze an, versuchen Arbeiter anzuwerben, halten sich aber nie länger als unbedingt nötig auf und tragen somit so gut wie nichts zur Kenntnis des Landes bei. Ich werde später auf sie zurückkommen.

Der Expeditionsplatz, unmittelbar an dem Dorfe Kambitengteng gelegen, war kurz zuvor von zwei handeltreibenden Chinesen bewohnt gewesen, welche hier starben; man sagt, das Wasser des Baches habe sie krank gemacht. Stephan, der noch ihr Bretterhaus vorfand, errichtete das Lager und nannte den Platz Muliama,*) welcher Name von Rechts wegen der ganzen Landschaft zukommt.

Alle Orte dieser Landschaft haben dieselbe Sprache, während die Nachbarlandschaft eine andere spricht. Trotz gemeinsamer Sprache lagen die verschiedenen Dörfer in Fehde miteinander und die Expedition hatte zu ihrer Sicherheit die vielen schwarzen Jungens, Soldaten und Arbeiter mitgenommen. Man war in der ersten Zeit nachts fleißig Wache gegangen, doch hatte sich wenig oder keine Angriffslust der Eingeborenen bemerkbar gemacht; ja, sie hatten sich immer mehr beruhigt, und bei unserem Kommen konnten wir schon daran denken,

die Zahl der Jungen zu verkleinern. Zur selben Zeit ließ die Regierung einen guten Weg von Dorf zu Dorf im Verlauf der Küste anlegen, der uns schon teilweise zugute kam. Bei unseren Gängen in die Dörfer sollten wir bald die Bekanntschaft der Leute machen. Schon am zweiten Tag



Bild 10. Dorf an der Ostküste von Muliama. A. B.

gingen wir in das Nachbardorf, und hier, wie überall in dieser Gegend, waren uns die niederen, grasgedeckten Hütten aufgefallen. Überein[illegible] und unordentlich waren die Familienwohnungen, und die etwas [illegible] gebauten, zuweilen verzierten Männerhäuser konnten auch n[illegible] stattlich gelten. Als tiefstehend, stumpf und schmutzig waren [illegible]e-wohner Muliamas schon geschildert worden, und ihr sächli[illegible] [illegible] ihre Arbeiten rechtfertigen diese Ansicht. Dazu komm[illegible] [illegible] die Menschen selbst durchschnittlich nicht schön und ansprechend [illegible]. Den Männern fehlt vielfach die kraftverheißende Erscheinun[illegible] [illegible] die Weiber, die hier, wie überall in Melanesien, die Ha[illegible] tun, haben die ihrer Rasse eigenen schlaffen, etwas aufge[illegible] Leiber und mageren Glieder, dabei sehr dürftige Kleidung, die meist aus


Bild 11.
Kleiner Bürger von Muliama A B

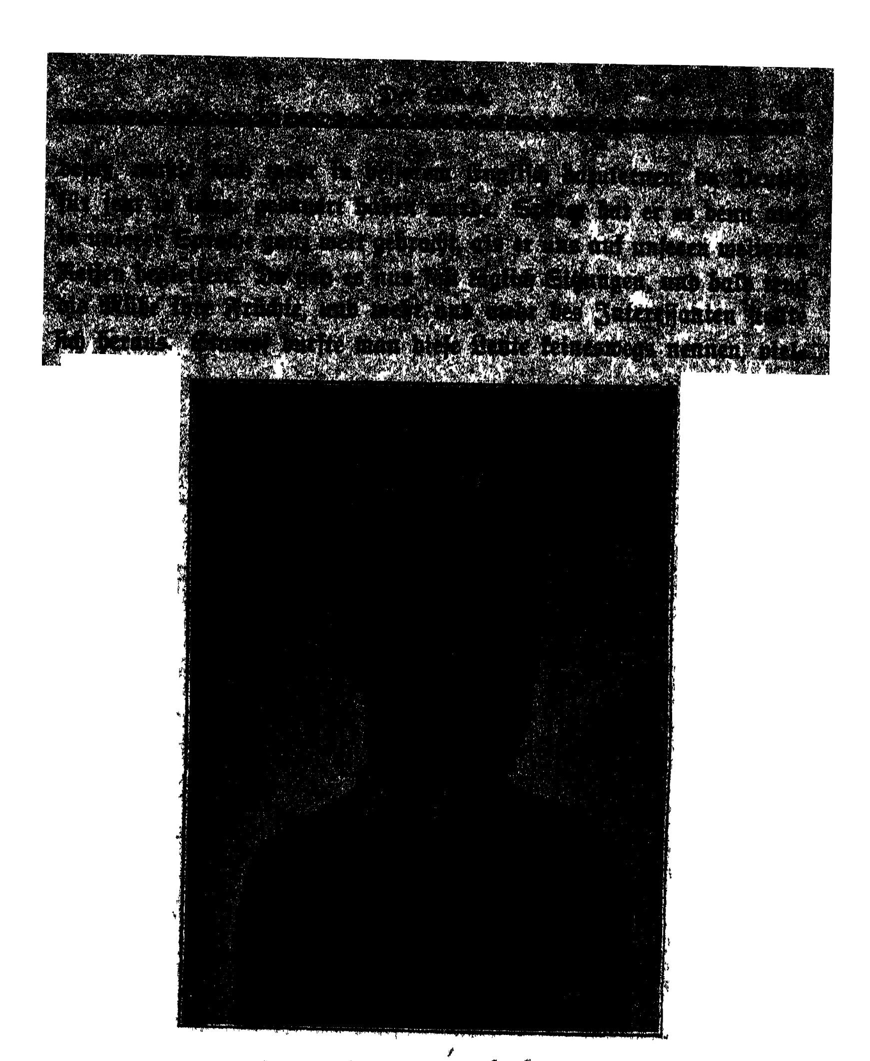
allen [illegible] bleibt. Außer eingeführten Glasperlen sah ich keinen Schmuck an ihnen. Ausgiebig schmutzig schienen die meisten Leute zu sein, hat doch schon die dunkle, stumpf-braune Hautfarbe etwas Schmuddeliges. Es fehlt das Einsalben mit Kokosöl, das anderen farbigen Völkern den schönen, satten Glanz ihrer Haut verleiht. Männer und Weiber bearbeiten ihr Haar mit roter Erde, die mit Öl angemacht ist, so daß es nicht mehr wollig abstehen kann, sondern in einzelnen geringelten Strähnen würmerartig um den Kopf herniederhängt. Den Kindern hingegen, die sich mit ihren dicken Bäuchlein gar possierlich ausnehmen, kalkt man das Haar ein, so daß es eine matte, hellbraune Farbe bekommt; unter diesem losen, hellen Schopf schauen die dunklen, lebhaften Äuglein schlau-listig hervor. Schwarzes Haar kommt nur ausnahmsweise vor bei Trauernden; es ist dann mit Ruß gefärbt. Ich kann mich überhaupt nicht entsinnen, auf der Insel Leute mit natürlichem, tiefschwarzen Haar getroffen zu haben, immer ist ein bräunlicher Schein darin, auch wenn es ungefärbt bleibt.[6])

Eine Tatauierung (berichtigter Ausdruck für Tätowierung) habe ich vorwiegend bei den Weibern gesehen, zumeist strahlige, geometrische Zeichnung im Gesicht, und dies erhöht zusammen mit dem roten Haar die Fremdartigkeit und Wildheit der Erscheinung. Die Männer machen sich Narbenschmuck auf Gesicht und Brust, die Haut steht an den bearbeiteten Stellen wulstig und etwas heller hervor. Im ganzen haben die Leute trotz ihrer geringen Schönheit etwas


Bild 12. Gesichtstatauierung bei Muliama. H.K.

[illegible] und [illegible]. Sie [illegible] anfangs [illegible], [illegible] bemerkten sie den weißen Ankömmling, [illegible] sie [illegible] sich wie Erwachsene oder Neugier und hatten [illegible] eine gewisse Würde. In ferneren, abgelegenen Weilern pflegte alles Weibliche und sogar jüngere Männer bei unserer Annäherung zu flüchten, nach echt melanesischer Sitte. Schließlich kommen einige alte Hexen zurück, die Jüngeren bleiben unsichtbar, und keine Bitten oder Versicherungen der besten Absichten vermögen sie zur Rückkehr zu bewegen. Unsere Nachbardörfer: Kambitengteng, Piglinbui, Tam, Barankansau hatten diese Scheu schon aufgegeben, und die Menschen blieben ruhig bei ihren Hantierungen. Dafür hatten sie aber auch so gut wie nichts an Jugend aufzuweisen, wodurch mein etwas ungünstiger, erster Eindruck, den ich oben wiedergab, hervorgerufen war. In Piglinbui war eine junge, noch mädchenhafte Frau von schlanker Grazie, fast alle anderen Weiblichkeiten hatten das Mittelalter erreicht oder überschritten. Erst viel später sagte mir unser Muliama-Junge Tondo, der mit uns nach Norden zog, daß man die Jungfrauen in Sicherheit gebracht hätte vor den vielen Männern der Expedition. Erst nach manchen Mühen und rastloser Arbeit gelang es Krämer, in das Geistesleben der Eingeborenen einzudringen. Leider hatte man im ersten Jahre versäumt, einen Dolmetsch in Deutsch auszubilden. Stephan hatte sich darauf beschränkt, selbst die Muliama-Sprache zu erlernen, und diese Kenntnis starb mit ihm. Da hieß es nun nachzuholen, was noch möglich war und täglich einen Jüngling der Gegend zu unterrichten und zur Hilfe herbeizuziehen. Die Wahl fiel auf den 15 jährigen Tondo, der sich leidlich aufgeweckt und willig gezeigt hatte. Im übrigen war man auf das greuliche, unvollkommene Pidjin-Englisch des Bismarck-Archipels angewiesen, von dem durch zurückgekehrte Arbeiter auch hierher einige Kenntnis gedrungen war. Da waren die Häuptlinge der Nachbardörfer: Tamaplps von Kambitengteng, Toelilian von Piglinbui und Anis von Tano, der Arbeiter in Samoa gewesen war, nebst einigen anderen Leuten, die sich notdürftig in Pidgin ausdrücken konnten. Tondo, der gleichfalls hierin Kenntnisse

[illegible] sich heraus. [illegible] durfte man diese Leute keineswegs nennen, viel-



Lichtbild I. Unser Junge Tondo.

mehr zeigten sie sich geistig regsam, errieten, was man von ihnen wollte und gaben gutwillig und ziemlich rückhaltlos ihre Kenntnisse her, sofern man nur den richtigen Ton mit ihnen traf.

Ganz zufällig kam in den ersten Tagen das Gespräch auf das Wort *malanfut* = Quelle, und da stellte sich heraus, daß die Leute von einer Quelle wußten, die am Fuße der Korallenstufe unter dem Hange herauskommen sollte und den früheren Bewohnern eines Dorfes

das [illegible] Untersuchung ergeben [illegible] gehend [illegible] das Bachwasser verschmäht wurde. Diese [illegible] [illegible] Wichtigkeit, wenn sie sich bewahrheitete. Das Bachwasser stand schon lange im Verdacht, schädlich zu sein, da der Bach von wer weiß woher kam und vermutlich Inlanddörfer auf seinem Lauf berührte. Der Tod der Chinesen wurde, wie erwähnt, auf das Bachwasser zugeführt, und die Herren der Expedition, die es anfangs frisch tranken, wagten dies schon seit einiger Zeit nicht mehr, da sie sich alle nicht wohl fühlten, sie genossen es nur noch gekocht als Tee ꝛc. Krämer ließ einen Weg schlagen, die bezeichnete Stelle, [illegible] am Fuße des letzten Bachfalles frisches Wasser aus dem Ko[illegible] floß, öffnen und von einem kleinen Jungen, der [illegible] reinigen. Wie schon oben bei unserem Badepla[illegible] zeigt auch dieser weitere Bachlauf die merkwü[illegible]ungen. Über der Quelle hatte sich ein Dom gebilde[illegible]en, Wölbungen und Becken, groß und klein, ein hübscher [illegible]. Das Bachwasser, das in Kaskaden über die Quelle floß, mu[illegible] zur Seite abgeleitet werden, damit sie rein blieb. Noch zweifelten wir, ob das vermeintliche Quellwasser nicht irgendwie dem Bach zugehörig war. Die Probe sollte bald gemacht werden.

In der ersten Zeit hatten wir sonniges, zeitweise sehr heißes Wetter. Ich erinnere mich, es im Hause nicht recht ausgehalten zu haben um die Mittagszeit. Ich spannte eine Hängematte quer über den Bach am Badeplatz und ruhte darin köstlich beim frischen Geräusch des Baches im Schatten der dichten Belaubung einiger Bäume, während spielende Sonnenlichter auf die breiteren Flächen der abfließenden Wasserbecken fielen, kleine, wippende Strandläufer an den Ufern und an seichten Stellen nach Insekten suchten, und weiter oben hie und da eine schöne Windenblüte zwischen dem Blättergerank hervorschaute. Bald jedoch gab ich diese Genüsse auf, da mir die Zeit zur Mittagsruhe fehlte, ich begann Studien mancherlei Art mit den Eingeborenenfrauen, auch nahm ich meine Palette fleißig vor und skizzierte Land und Leute. Das anfangs so heitere Wetter wurde unsicher, dann und wann kamen vom Meer herüber starke Regenböen

und [illegible] wenn die [illegible] [illegible] Ein Gutes aber [illegible] lich diese Zeit [illegible] zu [illegible] ist, was den Küchenzettel [illegible] gute kam. Die Eingeborenen brachten ihre verschiedenen Arten Taro, Süßkartoffeln und die bei den Europäern beliebten Yams, die unseren mehligen Kartoffeln an Geschmack gleichen und sie an Nährgehalt übertreffen. Es gab da eine besonders zarte kleine Abart, *kaukau* genannt, die wir ganz delikat fanden. Auch Baumfrüchte, wie Bananen und die pepsinhaltigen Papaya, gaben jedesmal einen beliebten Nachtisch. Unser Garten dankte durch Bohnen, Eierfrüchte und anderes für die an ihn gewandte Sorgfalt. Das war aber bald zu Ende, da das Gärtchen nur klein war, und ich sann auf Ersatz. Dabei kamen mir meine Studien mit den Frauen zu Hilfe, die ihre Mahlzeiten durch gekochte Blätter einiger wild wachsender Pflanzen zu bereichern pflegen. Ich lernte diese Pflanzen, deren es etwa zehn Arten sein mochten, kennen, wir



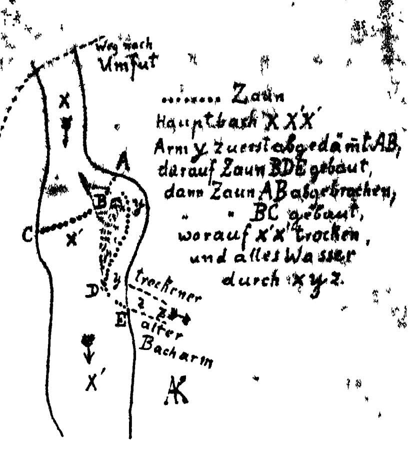
Bild 13 Der Junge Slanot zeigt eine Taropflanze. A. B.

kochten sie, und einige davon gaben einen recht guten Spinat. Palmkohl, das nußähnlich schmeckende Herz einer gefüllten Kokospalme, konnten wir uns bei der geringen Anzahl dieser Bäume nur einmal leisten, als eine zu eng an einer anderen stehende Palme gefällt wurde. Schließlich verstand unser Koch, aus sauer gewordener Konservenmilch einen ganz schmackhaften Käse herzustellen, und so gab es allerlei Abwechslung. Alles dies war sehr wichtig, da es mit der Fleischversorgung schwierig stand. Hühner gab es in den näheren Dörfern nicht, unsere eigenen, deren Zahl auf 7 herabgesunken war, mußten

geschont werden, und Konserven waren nur noch wenige da. Freilich sah man viele Schweine, eine fremde, graubehaarte Rasse mit dunklem Rücken und zwei weißen, unterhalb der Backen nach dem Hals zu laufenden Streifen, ihr Kopf war lang, der Rüssel nach unten gesenkt. Die Eingeborenen essen auch selbst oft Schweine; jeder Todesfall (und die sind leider häufig) zieht mehrere Schweineessen nach sich. Gerade aus diesem Grunde, weil die Leute kaum genug Tiere für die Feste aufbringen können, hielt es für uns sehr schwer, ein Schwein zu erlangen, wie denn auch die Herren der Expedition düstere Prophezeiungen in dieser Hinsicht machten. Trotzdem gelang es mehrmals in Zwischenräumen eines zu bekommen, davon der größere Teil natürlich an die Jungen ging, für die dann allemal ein Freudentag angebrochen war. Der Koch verstand das Fleisch bis zu vier Tagen zu halten. Am ersten Tag gab es die Leber und das zarte Halsfleisch, auch die Zunge, am zweiten eine Keule, am dritten saures Vorderviertel kalt oder warm und am vierten Tag vielleicht noch einmal Sülze, wenn nicht schon alles aufgezehrt war. Wollten wir also sonst noch Fleisch haben, so mußten große Tauben oder andere Vögel geschossen werden, soweit es der beschränkte Patronenvorrat zuließ. Wir haben oft zu vieren an einer Taube, die allerdings größer als unsere hiesigen ist, gegessen. Die erwähnten Yams und Taro, in derselben Brühe mit dem Fleisch bereitet, mußten, mit grünen Gemüsen zusammen, das Mahl verlängern helfen. Papageien gaben eine kräftige Suppe, das Fleisch war leider zäh. Einmal sollte der Schießjunge einige von den großen fetten Strandschnepfen erlegen, kam dann aber mit schrecklichen, hageren Seemöven, die zäh und kaum genießbar waren. Trotz der Enttäuschung mußten wir alle lachen, als er mit den langflügeligen Gespenstern ankam.

Die Fischerei lag bei den Eingeborenen darnieder, und wir konnten kaum je Seefische bekommen, dagegen enthielt der Bach Garnelen und einige Flußfische, die mitunter eine Abwechselung in den Speisezettel brachten. Wir hörten davon, daß die Leute von den nahen Dörfern besagtes Flüßchen ab und zu oberhalb des Kochhauses abdämmten, um es ohne Mühe an den einzelnen Becken ausfischen zu können. Wir veranlaßten eine solche Trockenlegung und waren selbst dabei zur Beobachtung. An der schon erwähnten Bacherweiterung, oberhalb des

Kochhauses, wurde zuerst ein Seitenkanal hergestellt, welcher in einen trockenen Seitenarm des Baches mündete,* und erst, als ein Teil des Wassers sich auf diese Weise einen neuen Weg gesucht hatte, wurde durch einen Querdamm das ganze Flußbett verschlossen. Die Leute machten ein starkes, enges Gatter von Stäben, die schräg aufgestellt in den Gabeln von Ästen ruhten, die man rechtwinklig zu ihnen in den Boden gerammt hatte. An der schrägen, dem Bachursprung zugekehrten Oberseite wurden viele große Zingiberblätter und darauf Klumpen von Schlamm und Erde geworfen, so lange, bis kein Wasser mehr hindurchlief. Die Leute waren sehr eifrig und fleißig dabei, wie immer bei solchen gemeinsamen Arbeiten. Mittags drohte ein heftiger Regen alles zu vereiteln, da das



Flußbett des Baches am Kambitengteng.
Karte IV.


Bild 14. Beim Abdämmen des Baches von Kambilengteng. E. K.

vermehrte Wasser wieder durchbrach. Bald jedoch hörte der Regen auf, der Schaden wurde ausgebessert, und der Bach ging in sein neues Bette, den verlassenen Seitenarm. Es dauerte wohl einen ganzen Tag, bis der alte Lauf trockengelegt war, und nur noch tiefere Becken etwas Wasser enthielten. Da wurden denn viele Garnelen und Fische gefangen, fast als erstes ein riesiger Aal, der ein Festessen abgab. Aber wie sah unser Badeplatz aus! Traurig verändert lag er da, überall Zerstörung und Tod vieler kleiner Geschöpfe. Unzählige raupenhafte Larven krochen ängstlich auf den trockengelegten Steinen, wahrscheinlich waren es Jugendstadien der Libellen, die sonst so munter den Bach überkreuzten. Und diese unheimliche Stille, wo man das laute Rauschen des Wassers gewöhnt war zu hören! Voller Spannung gingen wir nach dem unteren Bachlauf, wo mitten im Bett dem gegliederten Felsenbecken die Quelle entfloß. War es eine Quelle, so konnte ihr die allgemeine Austrocknung nichts ausmachen. Wir kamen an, und siehe, sie rann rein und unvermindert und versorgte die Bachmündung mit spärlichem Wasser; sie hatte sich glänzend bewährt! — Dauernd kamen Menschen aus der Umgebung, um sich etwas Eßbares aus dem verlassenen Bachbett zu holen, noch nachts sah man sie mit Fackeln ab und zu gehen. Nach 2 Tagen, als alles leergefischt war, wurde der Damm unter Schreien und Jubeln wieder zerstört, und gleichsam jauchzend schoß das Wasser in seine alte Bahn. Eilig liefen wir hinunter an den Badeplatz, wir wollten die ersten Tropfen die Terrassen herablaufen sehen und glaubten, schon zu spät zu kommen. Aber wir kamen zeitig genug; langsam, fast so, wie es aufgehört, kam das Wasser wieder, mußte es doch erst alle Vertiefungen und Becken eines nach dem anderen füllen. Über eine Stunde standen wir wartend am Fuße des Abfalles; ein Windhauch erhob sich anmeldend, ein paar Vogelstimmen ließen sich hören, alles schien ebenso gespannt zu erwarten wie wir. Allmählich erschien hier und da ein dünner, glänzender Strahl, ein kleiner Fall, bald immer mehr und reicher, bis der liebe, lustige Bach wieder in seiner alten Fülle floß und lärmte, und die tote Stille vorüber war.

Schon vor diesem Begebnis, als das Wetter noch sicher war, machten

Nach halbstündigem Weitermarsch in südlicher Richtung kamen wir durch schönen Wald voll hoher Bambusen, in dem braunrot glänzende Schmetterlinge schwebten. Schon nach 10 Minuten war der kleine, zurzeit menschenleere Ort Barmála erreicht. Hier zeigt das Aneroid 420 m, die Kammhöhe sahen wir durch den Wald westwärts zirka 30 m höher. Gleich hinter den

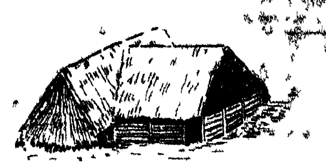


Bild 17 Hausform im Bergdorf Ginagui (Muliama). E. K

Hütten kam ein sehr steiler, scheinbar senkrechter Abstieg in östlicher Richtung durch sehr schönen, hochstämmigen Wald, dessen Boden keine Sonnenstrahlen empfing und feucht-schlüpfrig war. Von oben sah das Unternehmen fast unmöglich aus, doch glitten und rutschten wir ganz gut herunter, hie und da Wurzeln oder Äste ergreifend, die freilich mitunter verrottet in unserer Hand abrissen, oder Baumstämme als Halt umarmend, und bald war der Fuß des 250 m tiefen Abhanges erreicht, an dem das Dorf Umfut am gleichnamigen Bache liegt. Dieser Bach soll unterhalb des Dorfes eine Zeitlang unterirdisch fließen und als unser Muliamabach wieder erscheinen. Trotz unserer leisen, vorsichtigen Annäherung waren nur wenig Leute und keine Weiber anwesend. Man hatte schon von uns Kunde, und der Häuptling Kambing trat uns in weißer Jacke, Hut und neuem Hüfttuch entgegen aus der



Bild 18. Männerhaus im Bergdorf Umfut E. K.

Vorhalle seines Hauses, das rings von einem Zaun umgeben war. Gern mag er uns nicht in seinem Dorfe aufgenommen haben, zeigte doch auch das Flüchten der übrigen Bevölkerung wenig Freundschaft, doch kein

dunkles Gesicht verriet nichts von den Gedanken, die ihn beherrschten. Ganz in der Nähe lag das Männerhaus, von gleicher Form wie die an der Küste, viereckig mit gekrümmten Dachsparren und Planken an der Giebelseite. Es waren im ganzen kaum mehr als ein halbes Dutzend Behausungen da. Zwei Familien sollten erst vor kurzem fortgezogen sein. Wir hielten hier Mittagsrast und bekamen von einigen Eingeborenen für 16 Stangen Tabak eine große Menge, etwa 90 Stück, Taro, die unsere Jungen im Feuer rösteten und abschabten. Wir aßen ebenfalls davon, ein gekochter Papagei, mit Reis und Büchsenlachs sowie eine Büchse Kirschen vervollständigten unser Mahl. Umkut ist in den Berichten der Expedition bedeutend hervorgehoben. Hier hatten die Herren im Vorjahre Gelegenheit, ein seltenes, großes Fest zu beobachten.[10]

Die Fortsetzung unseres Weges führte auf einem Riesenbaumstamm über den Bach, dessen anderes, ansteigendes Ufer mit altem, hochstämmigen Urwald bedeckt war. Hier am Waldrand zeigten sich *auf hohen Bäumen zwei prächtige alte Nashornvögel, die dann dumpf rauschend davonflogen (Abb. 9).* Der Wald wurde immer schöner während des Ganges, mit prachtvoll üppigem Lianenbehang, dann kam eine Stelle, die reich an Palmen war, was merkwürdigerweise hier ziemlich selten der Fall ist; eigentlichen Palmenwald sieht man fast nie.

Das nächste Dorf, nach einer halben Stunde Weges, war P u t n a k á p s i, 230 m hoch gelegen, ein hübscher sauberer Platz. Fünf längliche, an den Enden abgerundete Wohnhäuser lagen um den Hof, und etwas abseits davon, durch einen liegenden Baumstamm abgetrennt, das neue viereckige Männerhaus, welches an Stelle des alten, runden gebaut war. Nahe dabei waren zu beiden Seiten eines Feuerplatzes zwei breite Bänke. Hierauf hatten sich, wie immer auf dem besten Platz im Ort, unsere Diener niedergelassen. Keiner von ihnen kam auf den Gedanken, uns Platz zu machen, wir mußten sie erst fortjagen, um sitzen zu können. Die Jungens waren im übrigen gut gezogen und gutartig, aber zeitweilig brach bei ihnen der natürliche Eigennutz durch. Die Frauen, deren mehrere hellgekalktes Haar

hatten, waren dageblieben, in hübschen Stellungen saßen und standen sie an den Hütten, einige beschäftigten sich mit einer häuslichen Arbeit. Es tat uns fast leid, diesen friedlich schönen Ort zu verlassen. Wir kamen bald an große Tarofelder im frisch gerodeten Wald, dessen größte Bäume, durch Feuer getötet, als Ruinen zwischen den Feldpflanzen standen.

Nach einer Stunde, gegen ½5 Uhr, betraten wir das Dorf Ule, das in östlicher Richtung von Putnakäpsi und nur noch 100 m hoch gelegen war. Ein gerundetes Männerhaus lag hier mit zwei viereckigen Hütten zusammen innerhalb eines hohen, lebenden Baumzaunes. Diese lebendigen Zäune sind einfach Stöcke eines Baumes, der besonders leicht Wurzel faßt, so daß fast jeder Zaunpfahl anwächst und sich mit den rundlichen Blättern begrünt. Wir mußten eilen, wollten wir vor der Dunkelheit heimkommen. Bergab zum Flußbett des Malumfi, dessen Mündung wir kennen gelernt hatten, bergauf durch Pflanzungen und wieder einen Abhang hinab ging der Pfad. Am Waldrand wurde eine Quelle, Meo, eine Seltenheit im Kalkgebirge, entdeckt, dann abermals durch Pflanzungen kamen wir schließlich zu dem uns schon bekannten Hauptweg, der uns bei beginnender Dunkelheit ans Haus führte.



Bild 19. A. B.
Lebendiger Zaun (die Stecken sind wieder ausgeschlagen).

Es kamen wieder regelmäßige Tage, jeder von uns trieb vormittags seine Studien. Ich z. B. malte unser Lager und die schöne Umgebung von der ersten Korallenstufe aus. Der Platz hinter unserem



Bild 20. Kurze Ruhe nach der Heimkehr vom Felde. Die Feldfrüchte, die Blätter, in die sie gehüllt werden sollen, und das Feuerholz liegen bereit zur Bereitung der Mahlzeit. A. B.

Häuschen bot den besten Überblick; nur war er schmählich heiß und sonnig. Auch in dem nahen Kambitengteng, dessen andere Hälfte den Namen Varangat trägt, fanden sich Motive, die bei der Enge des Pflanzenwuchses und gedrängten Anordnung der Hütten nicht immer leicht festzustellen waren. Dieses Dorf machte einen besonders kümmerlichen Eindruck, die Hütten waren niedrig und wenig appetitlich, die Menschen fast durchweg über die erste Lebenshälfte hinaus, bis auf wenige kleine Kinder. Da es aber nur wenige Schritte von unserem Arbeitshaus lag, kam ich öfter hierher, malte auch Leute, darunter eine uralte, verrunzelte Frau, die in ihrem rotsträhnigen Haar und

durchfurchten, tatauierten Gesicht, recht wild und abschreckend wirkte. Ich war während des Malens erstaunt, wieviel Liebenswürdigkeit, ja Anmut beim näheren Hinschauen ihre alten Züge enthüllten, wie belebt und rege ihr Geist noch war. Auch eine andere Frau mit einem Säugling, den sie nach Landessitte mit einer Matte umhüllt trug, besuchte ich oft. Sie war auf den ersten Blick häßlich, gewann aber ebenfalls durch gütigen, lebensvollen Ausdruck ihres Antlitzes und ihrer ganzen Art beim Sprechen. War sie gerade beim Kochen, so bot sie mir von dem wenigen, was sie hatte, an und zeigte sich überhaupt gefällig, wenn man sich ihr nahte. Ihr Mann, der schon genannte Häuptling Tamapipe, der durch seine dunkle, finstere Erscheinung einen Gegensatz zu der hell rötlichen Frau bildete, hatte die erwähnte Narbenzeichnung auf der Brust, die er auch bei anderen unter allerlei Zauberformeln ausführt, er war ein Meister in dieser Kunst.



Bild 21. Das Ehepaar Tamapipé. E K.

Weit schönere Lage hatte Piglinbui, das erste Dorf nordwärts. Schon der Weg von etwa 1/4 Stunde dahin durch hohen, alten Busch mit sumpfigem, von Quellabflüssen durchrieselten Boden war herrlich. Das

Dorf selbst enthielt außer einem charakteristischen, bemalten Männerhaus von seltener Kleinheit nur wenige, recht dürftige Hütten, die indessen durch die Umgebung von lianenbehängtem Urwald und brandender See verschönt wurden. Nur mit Mühe gelang es mir einen Standpunkt zum Zeichnen des Männerhauses zu finden, so nahe war das halbkugelige Vorderdach vor der Giebelseite, die den Eingang enthielt, herabgezogen.

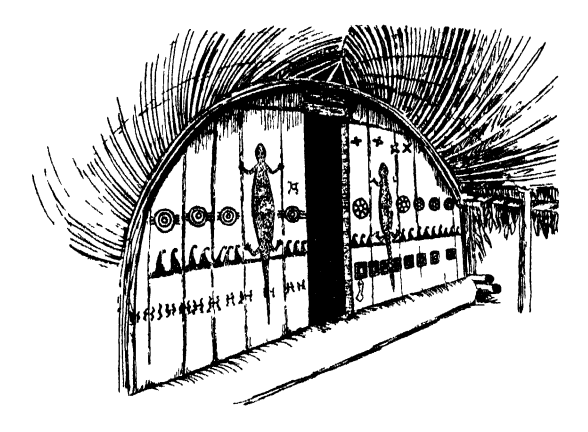


Bild 22. Veranda des Männerhauses von Piglinbui (Muliama) mit geschnitztem und bemaltem Zierrat E K

Diese Eingangs-Hauswand war mit einfachen, teilweise durch Schnitzerei erhaben gemachten Malereien in blauer und roter Farbe verziert. Der Untergrund war einst weiß gekalkt gewesen, hatte sich aber schon stark entfärbt. Unten waren die Planken der Wand in einem behauenen Baumstamm von beträchtlicher Dicke eingelassen. Die Nähe meines Sitzes erlaubte mir nicht die richtige Perspektive der Dachkonstruktion, in die ich senkrecht nach oben blickend hinein sah, wiederzugeben.

In der ersten Zeit blieb Malen und Zeichen meine Haupttätigkeit. Dies eignete sich auch besonders gut zur Annäherung an die scheuen, zurückhaltenden Menschen. Dadurch, daß ich, um ein Bild zu vollenden, des öfteren in ein Dorf kam, mich still und unbekümmert

um die Menschen zur Arbeit setzte, gewöhnten sich sogar die Weiber an mich, die ja besonders unzugänglich sind. Zum Schluß entstand dann meist eine Art Unterhaltung, die natürlich vorwiegend der Zeichensprache angehörte. Ich erwarb dadurch Kenntnisse von manchen ihrer Handfertigkeiten, ließ mir die Flechterei ihrer verschiedenen Körbe vormachen und notierte sie genau. Dabei kamen nun auch drollige Mißverständnisse vor. Beim Erfragen der Korbarten war „*mbut*“ genannt worden. — Ich bat, mir diesen Korb zu bringen, aber es machte Schwierigkeiten. Als ich fest darauf bestand, erschienen zwei Frauen mit je einer Kopflast Feuerholz, das sie auf einigen Blättern getragen hatten, und nun mit diesen vor mich hinwarfen. Alle lachten, als sie mein verblüfftes Gesicht sahen. Die Art des Tragens auf Blättern hat den Namen *mbut*.

Der Korb *sara* verdient besondere Beachtung, er gehört zur Festkleidung eines jungen Dorfgecken und wird am Arm des Jünglings geflochten und später noch mit Federn, wohlriechenden Blättern und anderem verziert.

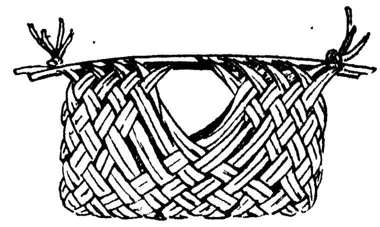


Bild 23. Armkorb *sara*, den die jungen, flotten Männer am Oberarm tragen. E. K.

Die Kinder wußten allerlei kleines Spielzeug herzustellen, eine Art Eidechse aus Farnblatt, die sie *tule petpet lupet* nannten, eine Knarre aus Kokosblattfieder und -rippe und andere. Auch die überall in der Südsee verbreiteten Fadenspiele konnten aufgenommen werden und ergaben überraschende Übereinstimmungen mit ganz entfernten Inseln, wie z. B. Truk in den Karolinen. In Muliama trug ein gewisses Fadenspiel den Namen: *aun bias* gleich

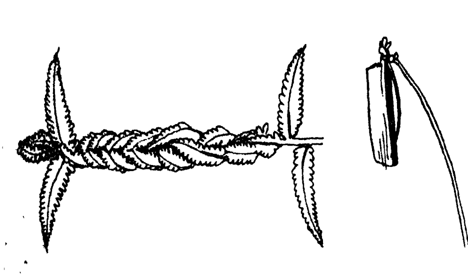


Bild 24. Kinderspielzeug in Tierform aus einem Farnblatt geflochten.

Waldteufel aus Kokosfieder. E K.

Taroblatt, und in Truk hatte ich genau das Gleiche gesehen namens *arun igodj*, gleichfalls Taroblatt.

Merkwürdig war das Fadenspiel: Falle für Menschenfleisch, das, soviel ich weiß, auf diese Gegend beschränkt ist, eine Erinnerung an die jüngste Vergangenheit. Ein anderes Spiel zeigt die Fäden als Fisch angeordnet und, durch einen kleinen Zug verändert, als dreizackigen Fischspeer. Andere wieder konnten nur mit Aufwand vieler Einbildungskraft als das erkannt werden, was der Name besagt.

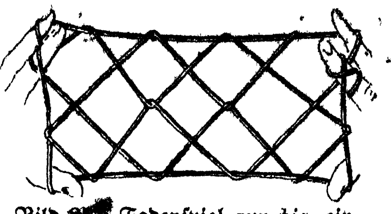


Bild 20. Fadenspiel *aun bia*, ein Brotfruchtblatt darstellend A B

Mit der Zeit, als ich bekannter wurde, kamen einzelne Frauen auf meinen Wunsch zu mir, und ich fragte sie nach Familiensachen, Sitten und Bräuchen. Da hierzu ein männlicher Dolmetscher nötig war, in diesem Falle der halbwüchsige Tondo, so erfuhr ich nicht allzuviel, denn die strengen Regeln melanesischer Sitte hielten sie ab, in Gegenwart des Jungen manche Dinge zu erwähnen, die sie mir allein möglicherweise gesagt hätten.

Man sagte mir einiges über die Geburt. Daß die Wöchnerin möglichst allein im Hause ihr Kind zur Welt bringt, da Zuschauer das Kind im Kommen stören würden. Im Hocken bringt sie es zur Welt, indem sie dabei fest irgend einen Pfosten oder Balken umklammert. Die Nachgeburt wird im Hause verscharrt, die Nabelschnur in Fingerlänge abgeschnitten und das Blut durch Daraufblasen gestillt. Kommt ein totes Kind zur Welt, so wird es ins Meer geworfen. Stirbt ein Kind vorzeitig im Mutterleib, so muß die Mutter sterben, das ist der Glaube des Volkes. Es soll nicht vorkommen, daß Kinder bei oder nach der Geburt getötet werden, dagegen ist Abtreibung durch Kneten des Leibes nicht selten. Witwen färben ihr Haar schwarz mit Ruß oder Kohle und Öl, auch tragen sie eine schwarzgefärbte Bast- oder Zeugbinde um den Hals. Sie sind für alle Männer da bis zu ihrer Wiederverheiratung.

Mitunter malte ich im Busch irgend eine Merkwürdigkeit, die ich auf meinen Wegen entdeckt hatte. Wenn ich so in der Einsamkeit dieser grünen Welt saß, kam ich vor allerhand kleinen Beobachtungen und

Erlebnissen nur langsam vorwärts. Da waren besonders viele schöne, gelbblühende Orchideen;[11] grammtophyllum sciptum; die von den Baumstämmen heruntergrüßten. An einem andern Baum wuchs eine eigenartige Schmarotzerpflanze mit regelmäßig angeordneten, bräunlich fahlen Blättern, die abwechselnd nach rechts und links gewendet, eine dicke, schwarzhaarige Saugwurzel verdeckten. Jedes Deckblatt entsandte einen schlanken, grünen Farnstiel, ähnlich Hirschfarnen, der in Farbe und Form garnicht dazu zu gehören schien. Prachtvolle Schmetterlinge flogen ab und zu, allerlei Vogelstimmen erklangen in meiner Nähe, auch konnte ich einen schweren, schwarzen Vogel, mit langem Schwanz und weißem Halsring im Gebüsch hüpfen sehen. Gleich darauf knackte es in meiner Nähe in den Zweigen, und ich bemerkte zwei Baumbaren von Eichhorngröße, die an dicken Ranken aufwärts liefen. Sie bewegten sich am Tage etwas schwerfällig, es sind eigentlich Nachttiere. So fallen sie den Menschen leicht zur Beute, die sie mit Steinen treffen und das verwundete Tier an einen Stock geklammert lebend hereintragen, wo es eine beliebte Mahlzeit gibt.



Bild 26 Baumbar (Phalanger)

Ein anderes Mal, als ich an derselben Stelle malte, bemerkte ich nichts Besonderes außer einem schrecklichen Gestank, dessen Ursache ich am Boden in meiner Nähe vergebens suchte. Als ich wegging, erschienen mehrere große, dicke Schweine, die Urheber meines Unbehagens, die nun auch befriedigt heimgingen in ihr Dorf. Diese lieben Tiere sind hier überall sehr selbständig, machen weite Touren auf den neuen Wegen, die sie gewiß sehr bequem finden, aber nicht verbessern. Sie werden von den Leuten sehr verzogen, dürfen in die Hütten gehen, bekommen gutes Futter dargereicht, während die elenden Dorfköter, die doch augenscheinlich ebenfalls beliebt sind, sich ihre Nahrung selbst suchen müssen und meist auch danach aussehen, denn viel Brauchbares

pflegt bei den Eingeborenen nicht abzufallen von den Mahlzeiten. Dabei soll es oft genug vorkommen, daß bei Mangel an Schweinen Hunde geschlachtet werden, die man in diesem Falle vorher fett macht.

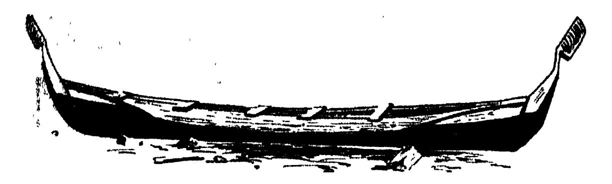


Bild 27. Auslegerloses Mon-Boot aus Planken gefertigt. A. B.

Bei unseren Gängen in die Dörfer gab es immer etwas Neues zu sehen. Einmal lag in Kambamba ein schönes, weißes Mon-Boot, das aus der gegenüber liegenden Insel Lihir gekommen war und mit seinen sauber gefügten, dick kalfaterten Planken und seinen geschnitzten, bemalten Gallionsfiguren einen ungewohnt prächtigen Anblick gewährte. Die Häuptlinge sagten: Früher sei der Verkehr mit diesen großen Booten nach den kleinen Inseln ein reger gewesen, es habe viele solcher Boote gegeben. Jetzt, seit die Regierung Frieden im Lande und breite, sichere Wege gemacht habe, hätte dies aufgehört. Man sieht daraus, wie der Einfluß der Weißen oft schwächend auf die Naturvölker wirkt, mitunter da, wo gerade das Gegenteil beabsichtigt wurde. Nicht immer war es erfreulich, was wir in den Dörfern fanden. So erblickten wir in einer Hütte in Baranát eine wahre Schauergestalt von Mann, ein Skelett mit dünner Haut überzogen, über und über grau von der Asche des Feuerplatzes. Es war ein Kranker, der von sich selbst und den Seinen aufgegeben war, kaum noch Essen erhielt, und sich auf unsere Anrede hin finster abwandte. Bei unserem nächsten Kommen, etwa eine Woche später, fanden wir ihn mit Eiterbeulen von Gänseeigröße bedeckt, ein Bild tiefsten Elends. Auch von anderer Seite hörten wir, daß die

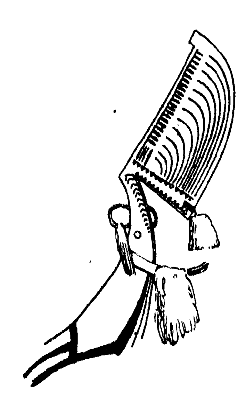
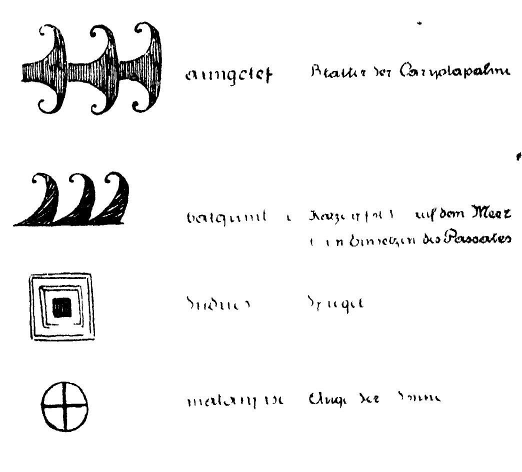


Bild 28. Gallionsfigur eines Mon-Bootes. H. P.

Leute ihre Kranken beinahe verhungern lassen, und das mag einer der vielen Gründe sein, die zur Abnahme dieses Volkes beitragen. Gegen Ende unseres Aufenthaltes war denn auch der Arme gestorben. Eines Morgens hallte die laute Totenklage der Weiber bis zu unserem Hause, wo wir beim Frühstück saßen. Wir gingen sofort hinunter, aber es war zu spät, man hatte den Mann bereits in Matten gewickelt ins Meer versenkt. Die Furcht vor unserem Kommen hatte offenbar beschleunigend gewirkt, er kann noch kaum erkaltet gewesen sein, als man ihn fortschaffte.[12] Nur die Frauen saßen noch mit gänzlich verweinten Gesichtern beisammen. — Ein andermal erschreckte mich während des Malens in einem Dorfe plötzlich lautes vibrierendes Heulen und Schluchzen in meiner Nähe. Eine alte Frau gebärdete sich wie toll, trillerte in hohen Tönen, wobei sie abgerissene Worte rief, von lautem, stöhnendem Luftholen unterbrochen. Man sagte mir, sie sei die Witwe eines kürzlich verstorbenen Mannes, die durch irgend einen Vorübergehenden an ihren Toten erinnert und dadurch zu Schmerzausbrüchen veranlaßt worden sei. Wie paßt nun solche Trauer mit der groben Vernachlässigung der Kranken zusammen?

Das weiter südlich gelegene Maron hatten wir uns bis jetzt noch aufgespart. Gegen Ende des Monats brachen wir an einem sonnigen Morgen, der einigen Regentagen folgte, dahin auf. Nach einer halben Stunde erreichten



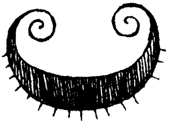


Bild 29
Verzierungen des Mannerhauses von Maron.

wir eine sandige Bucht mit alten, breitblättrigen Pandanusbäumen bestanden, wie ich sie sonst noch kaum hier angetroffen hatte. Die Mündung eines Flusses, M a n m o, versperrte uns den Weg. Eine sackartige Erweiterung hatte sich kurz vor der Mündung gebildet, die durch das Andringen und Branden des Seewassers verlegt wird. An einer Stelle durchbricht das Flußwasser in schmalem Lauf die von der See vorgewälzte Sandbarre, dieser Lauf wird von den Eingeborenen durchwatet, da sie viel zu lässig sind, um einen Baumstamm herüber zu legen. Während unsere Leute auf unser Geheiß einen solchen suchten und legten, konnten wir das schöne Landschaftsbild des ansteigenden, waldigen Landes hinter dem Fluß, das der hohe Waldberg Laus begrenzt, genießen. Die Fortsetzung des Weges geschah

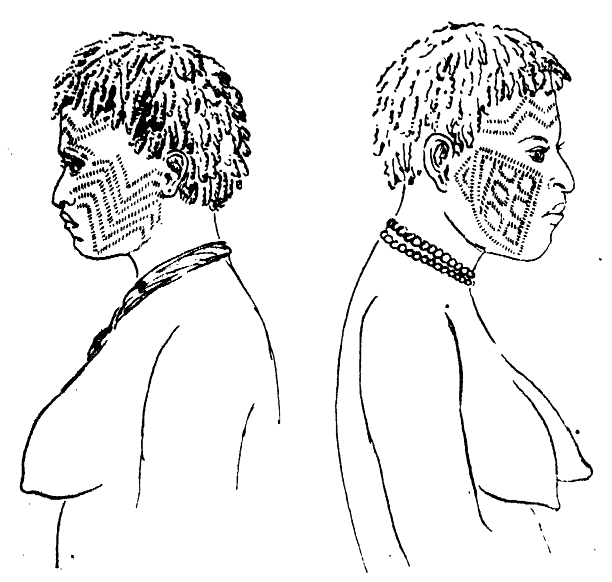


Bild 30. Wie sich die Frau Pogngit verschönert hatte mit Tatauieren und Haarfrisur aus roten Erdklümpchen. E. K.

leise, um die Einwohner nicht zu verscheuchen, doch umsonst war all unser Bemühen, die Wachsamen hatten längst von uns Kunde und so fanden wir wohl ein besonders großes, stattliches Dorf, aber kaum Be

wohner darinnen. Nur etwa 5 bis 6 Greise und 2 alte Damen zierten den Platz; alle anderen Weiber und die jungen Männer hatten sich in Sicherheit gebracht. M a r o n liegt am Nordostzipfel der schön geschwungenen Bucht, 9 Wohnhäuser, einige Kochstätten und 3 Männerhäuser, davon 2 umzäunt, bilden seinen Bestand. Alles ist gut gehalten und in Ordnung, einige Ornamente am Männerhaus fallen uns auf und werden schnell skizziert, ebenso die Gesichtstatauierung von der einen Frau Pogngit, die zurückgekommen war, und nun von uns beschenkt wurde.



Bild 30a Abflußkanal auf dem Ostriff A B

Weit hinaus lag das Riff trocken, die aneinander gebackenen, vom Meerwasser gleichsam zementierten Korallentrümmer bilden einen spitzig-rauhen Boden, auf dem wir mit Todesverachtung eine große Strecke weit hinausgingen. Durch die Schuhsohlen fühlten wir die grimmen Spitzen, und auch unsere Jungens mit ihren dicken Natursohlen schnitten manche Grimasse, bis man in Photographienähe der Brandung gekommen war, wo das tiefe Meer den Riffabfall begrenzt, und einige Aufnahmen des ewig schönen Spieles der Wogen gemacht werden konnten, sowie auch der deutlich sichtbaren Riffkanale. Ein herrlicher Rückblick auf das bergige Land lohnte unsere Mühe, wir konnten den Weg unserer Inlandtour verfolgen und sahen hinter den bestiegenen Bergen und Höhen noch viele andere, höhere und steilere liegen, auch der Berg Laus, den eine tiefe Schlucht vom B o e n a berg trennt, zeigte seine schroffen, steilen Hänge. Die buchtenreiche Küste von S e n á an bis M a r o n und weiter südlich bis zum Ostkap S a n t a M a r i a, das die Eingeborenen B i l o l o nannten, breitete sich vor

unseren Blicken. Als bei unserer Rückkehr ins Dorf immer noch niemand zurückgekehrt war, gingen wir heim.

Eines Abends, als wir unsere Beobachtungen im Dorf Baranat machten, sah ich zum erstenmal ein junges Walabi, jene kleine Känguruh-Art, die auf Neu-Mecklenburg heimisch ist. Man hatte das kleine Ding an einem Hinterbein gefesselt. Es war noch Säugling und seine Mutter mochte es bei der Verfolgung zurückgelassen haben. Ich erwarb



Lichtbild II. Junges Walaby.

es für etwas Tabak und nahm es mit nach Hause. Ein wattegefülltes Körbchen gab ihm die nötige Wärme, Konservenmilch mit einer Füllfederspritze dargereicht, sowie gewisse zarte, grüne Blätter, die man durch Versuche herausfinden mußte, dienten als Nahrung. Zu Zeiten hielt es sich ruhig in dem warmen Korb, dann wieder war es so mutig, daß es auf jeden Fall herauswollte und hinaussprang, ehe man sichs versah, z. B. auf den Tisch, wo es in seinen drolligen Sprüngen herumtollt und ohne weiteres über den Rand heruntergefallen wäre, hätte man nicht Acht gegeben. Alle hatten das allerliebste kleine Vieh gern, das etwa die Größe eines Eichhorns erreichte. In seinem hübschen, zierlichen Kopfe fielen die dunkel samtartigen, von hellerem Ring um-

gebenen Augen auf. Das dichte, graue Fell war unsagbar zart und weich, am Bauche gelblich gefärbt, zeigte es auf dem Rücken eine dunklere Färbung. Wenn es auf seinen Riesenhinterbeinen saß und Männchen machte, erinnerte es freilich fatal an eine große Ratte, auch der starke, etwas kahle Schwanz war rattenhaft. Beim Laufen und Springen jedoch setzte es als echtes Känguruh die Hinterbeine mit der ganzen Geh-

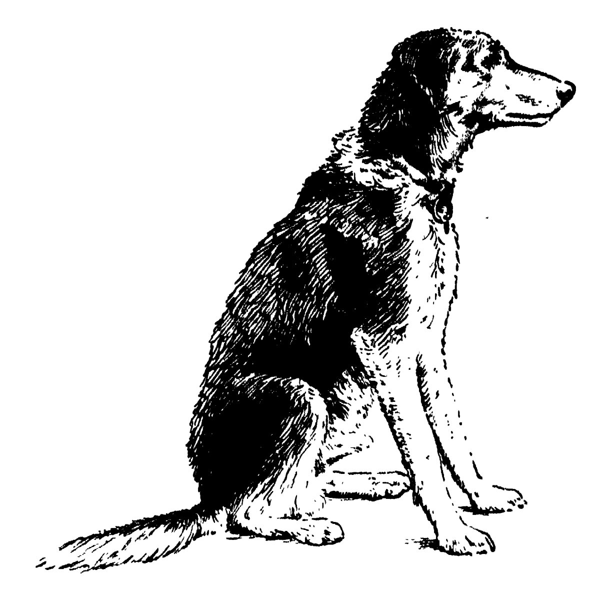


Bild 31. Der Hund Lut, unser Begleiter auf vielen Reisen in der Südsee. A B.

fläche bis zum Fersengelenk auf, und die kurzen, handartigen Vorderfüßchen faßten dazwischen. Jede Bewegung des Tieres war flink, drollig und ruckweise, von Furchtsamkeit oder Scheu zeigte sich keine Spur. Das bewies es besonders im Umgang mit unserem Hunde. Es ist an der Zeit, daß ich auch dieses Mitglied der Expedition dem Leser vorstelle. Der Hund Lut wurde uns bei unserer Ankunft in Matupit (Neupommern) von Herrn Timm, dessen Gastfreundschaft wir genossen, zum Geschenk gemacht. Er war damals noch kein Jahr alt, ein langbeiniges, dünnes Geschöpf, bei dem die schönen Augen auf-

fiesen. Sein Vater war Herrn Timms Hund, und er liebte seinen Herrn so eifersüchtig, daß der „Lütte", wie Timm den Abkömmling nannte, nicht in die Nähe kommen durfte. So war dies junge Wesen herrenlos und gewöhnte sich vielleicht darum so besonders schnell an

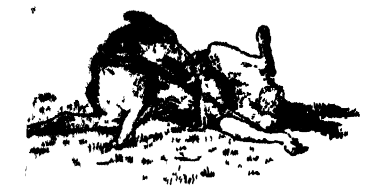




Bild 32a und b Spiel zwischen Hund und Känguruh

uns, seine neuen Herren, die es dann auf allen weiteren Südseefahrten und -märschen begleitete. Mit diesem Hunde hatte sich das kleine Kängeruh gänzlich angefreundet. So wie es seiner nur ansichtig wurde, eilte es auf ihn zu, ließ sich von ihm, der es gleichfalls liebte, ganz und gar ablecken, lief zu ihm hin, faßte ihn, wenn er lag, mit den kleinen Pfoten an, oder machte unter seinem Schutze umständlich Toilette. Da setzt es sich fest auf die Hinterfüße, den Schwanz als Stütze benutzend, leckt sich Brust und Bauch, ja kriecht ganz in sich hinein, so daß es aufgerollt einer Kugel gleicht. Dann werden die Seiten und sogar der Rücken vorgenommen und das Fell der entfernteren, unzugänglichen Stellen mit den kleinen Handkrallen herangeholt und festgehalten. Kopf und Nacken putzt es mit den Vorderpfoten, die vor jedem Streich naßgeleckt werden.

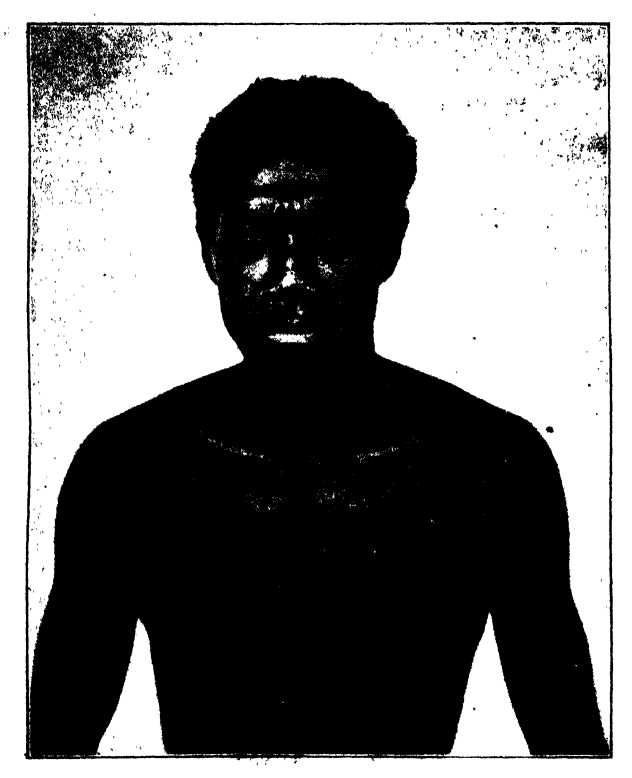
Anfangs setzte ich das Walabi nachts in eine auswattierte Kiste, wo es indessen kaum schlief, sondern fortwährend herumhüpfte. Darauf legte ich es in ein enges, watteverkleidetes Körbchen und ließ meine Hand ein Weilchen darin, und in dieser angenehmen Wärme schlief es gleich ein und rollte sich dabei ganz zusammen, so daß der Kopf nicht zu sehen war. Ich band dann das Körbchen fest zu, und so schlief das Tierchen bis zum Morgen. Wir hatten es mit in unserem Schlafhaus. In einer mondhellen Nacht, etwa 6 Tage nach Erwerbung des kleinen

Walabi, erwachte ich von einem sonderbar zischenden, fauchenden Geräusch, sah indessen nichts, aber morgens in der Frühe waren die Fußspuren eines größeren Walabi vor unserer Türe im Sande sichtbar. So scheint die Mutter fortwährend, unermüdlich nach dem Kleinen gesucht zu haben, und die Liebe hat dieses scheue Tier bis in die Nähe der gefürchteten Menschen getrieben. Die Mutter hatte die Spur seines Jungen, trotzdem dieses fast immer getragen wurde, bis zu unserer Hütte gefunden. Ich hätte der Mutter so gern das Kleine mitgegeben, wagte es aber nicht auszusetzen, da es vor Kälte und Hunger leicht sterben konnte, leider kam die Mutter nicht wieder, und später ist das kleine, allerliebste Geschöpf, dem die Konservenmilch auf die Dauer nicht bekam, doch eingegangen, zu unser aller Leidwesen.

Der November war über alle diesem hingegangen, das Wetter war mehr und mehr regnerisch geworden, die Regenzeit stand bevor, und wir mußten an den Aufbruch von Muliama denken. Es war seinerzeit mit dem Lloydvertreter in Rabaul verabredet worden, daß die „Langeoog" Anfang Dezember Muliama anlaufen und die Expedition nach einem anderen Platz im mittleren Neu-Mecklenburg überführen sollte. Der Leiter ließ nun von den schwarzen Jungen aus starken Bambus ein Floß zimmern, oder richtiger binden, wozu hauptsächlich Waldlianen verwendet wurden, damit die Überführung des großen Gepäcks schneller vonstatten gehen konnte. Ein eigenes Boot fehlte ja, wie gesagt, und das eine Schiffsboot der „Langeoog" hätte gar zu oft hin und her fahren müssen. Auch waren einige Kisten und Sammlungssachen zu groß und schwer für ein kleines Boot. Das Floß wurde zu kleineren Fahrten, z. B. nach dem Riff, erprobt und bewährte sich gut.

Des öfteren liefen Fahrzeuge in den Muliamahafen ein. Schon im November hatte uns der Missionsdampfer „Gabriel" mit dem Pater Diks an Bord besucht, um Jungen für die Mission anzuwerben. Wir hatten den Pater mittags und abends bewirtet. Dann, im Dezember kam ein chinesischer Schuner, der uns die Post brachte, später ein Anwerbeschiff „Senta", dessen Kapitän und biederer Steuermann zwei Originale waren. Wir luden sie natürlich zum Essen ein und erhielten von ihnen ein Einladung zum Sonntagsnachmittag-Kaffee, der wir auch

Folge leisteten. Wie vorauszusehen, gab es da manchen Spaß, Kapitän und Steuermann, beide von Deutschlands Wasserkante stammend, waren sehr fidel und erzählten drollige, mitunter etwas derbe Schwänke und



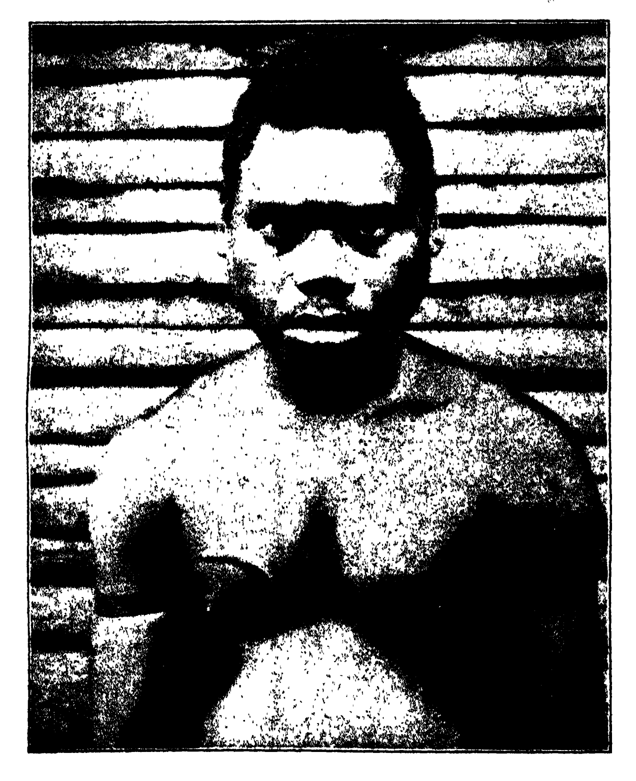
Lichtbild III. Toelilian.

Geschichten, z. B. von einer Kuh, die in ihrem A.... mehr Verstand haben sollte, als ein gelehrter Professor auf der Praxistour, indem sie durch Scheuern dieses Körperteiles gegen die Wand Regen prophezeite, was der Professor nicht konnte. Darüber mußten beide Erzähler dann so lachen, daß sie sich gar nicht wieder beruhigen konnten und wir blieben auch nicht ernst, trotzdem mein Mann Professor ist. Auch über ihre Anwerbekünste sprachen sie, die sich recht guter Erfolge rühmten.

So lustig und umgänglich diese Leute auch waren, konnten wir uns doch nicht die großen Schattenseiten dieser Anwerbereien verhehlen. Als die „Senta" am nächsten Morgen hinausging, klagte und jammerte Toelilian, es fehlten in seinem Dorfe Piglinbui die kräftigsten, besten Jünglinge, die Stützen des Häuptlings bei allen großen Arbeiten und Unternehmungen. Sie waren nachts heimlich aufs Schiff gegangen, wo ihnen das tags zuvor freigebig gespendete Salzfleisch in die Augen gestochen haben mochte. Auch in andern Dörfern fehlten Leute, Mädchen, Weiber und Männer, und fast immer die Blüte der Bevölkerung, die Jugend und die Kraft des ohnehin schon so volksarmen Südens. Wenn diese Anwerbungen so ohne Ordnung und Aufsicht weitergeführt werden, so kann das Land bald keine Arbeiter mehr hier geben und die Pflanzungsgesellschaften haben sich ihre Arbeiterquelle selbst zerstört. Wie soll sich ein Volk vermehren, dessen beste Kraft fortwährend herausgezogen und außer Landes gebracht wird? Wie so mancher kehrt nicht zurück, sondern liegt in fremder Erde begraben. Darum weinten auch die Mütter der Davongegangenen so herzbrechend, war die Trennung auf ungewisse, lange Zeit für sie doch gleich dem Tode ihres Kindes. Das Los der Mädchen kann man sich denken, wenn sie schutzlos ihrem Stamme entrückt, fremder Willkür preisgegeben sind, körperlich und seelisch verdorben kehren diese Naturkinder dereinst in ihre Heimat zurück, wenn sie überhaupt wiederkommen!

Verschiedentlich kamen Eingeborene zu Krämer mit Klagen und dem Wunsch seines Urteilspruches. Einmal war einem Weibe ein Schwein geraubt worden von einem Manne aus einem anderen Ort. Auf das Anraten Krämers hin wurde es gleich zurückerstattet. Ein anderes Mal brachten Leute aus dem Landinnern einen Küstenbewohner gefangen angeschleppt, der ihnen Kisten gestohlen und jemand geschlagen haben sollte auf Geheiß seines Häuptlings. Die herbeigeeilten Küstenleute widersprachen und klagten ihrerseits; nähere Untersuchung ergab aber ihr Unrecht, wie man schon voraussehen konnte, denn die Buschleute pflegen immer die Vergewaltigten zu sein, die Küstenbewohner die Unterdrücker. Wird zum Beispiel ein dem Land-

innern entstammender Pflanzungsarbeiter nach vollendeter Dienstzeit irgendwo an der Küste abgesetzt, und das geschieht seitens der Anwerbeschiffe leider oft, und nicht zu seinem Platze geleitet, so war seine Arbeit die 2 oder 5 Jahre hindurch umsonst. Jedes Küstendorf, durch das der Heimkehrende gehen muß, nimmt ihm mehr oder weniger von seinen mühsam verdienten Sachen ab, das letzte dann schließlich die leere Kiste, und arm, wie er auszog, kehrt er in sein Dorf zurück. Die schwer-



Lichtbild IV. Kiapmet, der Soldat aus dem Buschdorf.

fälligen, etwas unbeholfenen Bergbewohner haben denn auch einen tiefen, innerlichen Haß gegen ihre langjährigen Unterdrücker, der nun bei der erwähnten Angelegenheit hervortrat. Der Leiter ließ nämlich

den Verklagten einstweilen gefangen setzen; es war ein schöner Sonntag und die Polizeisoldaten hatten eigentlich zu anderem mehr Lust, als Schildwache zu stehen. Aber bevor noch ein Befehl hierfür gegeben werden konnte, trat festen Schrittes mit entschlossener Miene unser sonst stiller, schüchterner Soldat Kiapmet hervor, er wolle wachen, und [illegible] noch so lange, der Mann würde nicht entkommen.

Kiapmet war ein Buschdörfler, der einzige aus der Polizeitruppe, bei ihm war der Küstenbewohner sicher aufgehoben! Erst als der Urteilsspruch gefallen war, verließ er seinen Posten, und die Angeklagten ersetzten denn auch, was sie genommen hatten, und noch ein Schwein als Schmerzensgeld dazu, da man drohte, sie sonst zum Gericht nach Namatanai zu bringen. So gingen die Tage hin unter Arbeiten und Erlebnissen, und mancher schöne Abend wurde von uns



Bild 33 Der Trommelstoßer H P

auf der großen Bambusbank vor dem Speisehause erlebt, da wir nach dem Essen in die Sterne schauten oder auf das mondbeglänzte Land. Mitunter wurden einige Volkslieder gesungen, oder wir veranlaßten den Koch, auf einer seiner beiden Ziehharmonikas zu spielen, was er zu unserer großen, unterdrückten Heiterkeit gern und oft tat. Sein Spiel, darin eine Melodie kaum zu erkennen war, glich seiner hastigen, überstürzten, drolligen Art, es war ein atemloses, hüpfendes Gewusel ohne jeden Takt und wirkte sehr komisch, ohne abstoßend zu sein.

Noch ein anderer Ton unterbrach oft die Stille der Nacht, der, charakteristisch für jene Länder, dem Reisenden fast unzertrennbar in der Erinnerung mit den Tropennächten Melanesiens ist, das Schlagen der großen Holztrommel, und der einförmige Begleitgesang, mit dem die Dörfler und unsere Jungen für und für um die Trommel marschierten. Taktmäßig, in verschiedenen Rythmen tönt der Stab auf dem hohlen, oben geschlitzten Holzleib der „*gáramut*“ und weckt einen dumpfen, weittragenden Ton, den man so leicht nicht vergißt. (Bild 33)

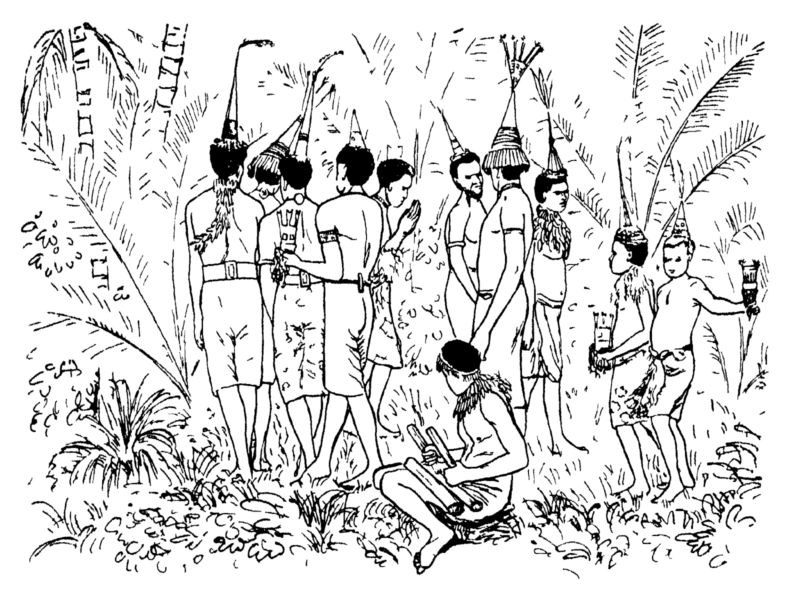


Bild 34 Tanz der geschmückten Männer beim *malerra*-Fest H P

Immer näher kam die Trennungsstunde, der Dezember rückte vor, ohne daß die „Langeoog“ sich gezeigt hatte. Im Lager wurden eifrig Kisten aus Palmenstämmen und Hartholz gezimmert und die erworbenen, ethnographischen Gegenstände darin verpackt. Kümmerlich genug war diese Ausbeute des Südens, einige roh geschnitzte Hauspfeilerbalken, primitive Körbe und Gebrauchsgegenstände, nüchtern nur ihrem Zweck dienend, ohne Schmuck, als ob in diesem ganzen Landstrich kein

Sinn für Freude, Schönheit und Farbe vorhanden sei. Und doch ist dem nicht so. Krämer war bei seinen Studien auf einen Gebrauch, eine Art Männerfest gestoßen, das den Namen „*malerra*“ trägt und auf einem besonderen, palmenbestandenen Platz nahe am Strande bei Tam gefeiert wurde. Die Leute zeigten sich bereit, ein solches Fest zu veranstalten, und alsbald begaben sich der Leiter und die anderen Herren auf den Festplatz, der vom Schlagen mehrerer Trommeln, Bambus- und anderer Klangstäbe ertönte Es erschienen mehrere, sorgsam und eigenartig geschmückte Männer, die mit stark riechenden Blättern gesalbt waren, im Kreise liefen und sangen. (Bild 34.)

Dabei wurde eine ausgehöhlte, durchgebrochene Tarorübe mit rauchendem Feuer darin an Schnüren geschwenkt, fast wie ein Weihrauchfaß. Erst später hatte ich Gelegenheit, die Geschmückten zu sehen und in aller Eile zu malen. Aus den verschiedensten Bestandteilen hatte ein jeder sich seinen Kopfputz hergerichtet, Taro, Pflanzenmark, Farne, Moos, Hahnenfedern, Blätter, Bast usw. waren zu kunstvollem Aufbau vereinigt und bunt gefärbt. alles aus den Mitteln der Natur.

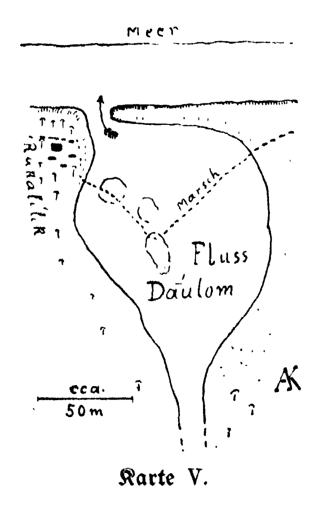
Mittlerweile war der 14. Dezember herangekommen, der Himmel zeigte täglich drohendere Regenwolken, und noch immer kam keine „Langeoog“ in Sicht. Schon am 12. war Dr. Schlaginhaufen auf einem chinesischen Schuner nach L i h i r , der vorgelagerten Insel, abgefahren; nun wollten auch wir nicht länger warten und trotz drohender Regenzeit zu Fuß die Reise nach dem Norden antreten. Schon mit einer früheren Post hatte Krämer das im Norden arbeitende Mitglied der Expedition, Herrn Walden, gebeten, ihm in L a m a s o n g , 250 km nördlich von Muliama, ein Lager vorzubereiten und einen der dortigen Dörfler als Dolmetscher ausbilden. Der Photograph und Packmeister, Schilling, sollte mit dem Koch und der Mehrzahl der schwarzen Jungen in Muliama zurückbleiben und das Lager auflösen, bis das Schiff sie abholen würde. Zur Sicherheit war auch eine Verabredung mit dem chinesischen Schunerkapitän getroffen worden, der bei seiner Rückkehr von Lihir nach den Zurückbleibenden sehen sollte, falls die „Langeoog“ ausbliebe. Acht Jungen, darunter einige Soldaten, waren zu

unserer Begleitung ausersehen, dazu sollten dann eingeborene Träger in den verschiedenen Dörfern zur Hilfe genommen werden. Bald war das Nötigste für unseren Marsch vorbereitet: Reis, einige wenige Konserven, Kochgeschirr, Schlafmatten und Moskitonetz, alles auf das äußerste beschränkt in Säcken untergebracht und nach Möglichkeit mit Wachstuchschutz gegen den Regen versehen.

Schwer und grau hingen die Wolken am Himmel, als wir am Dienstag, den 15. Dezember früh 5 Uhr das letzte Frühstück in Muliama nahmen, und bald darauf schritten wir mutig und etwas abschiedstraurig fort von der schönen Stätte unserer ersten Tätigkeit. Vorerst hielt sich das Wetter und war in seiner Kühle zum Marschieren gerade recht. Vor dem „Schloß Muliama“ wurde noch einmal das Gepäck geprüft und richtig verteilt. Dann kam der letzte Abschied, und der quellendurchrieselte Hochwald von Piglinbui nahm uns auf. Der Weg, anfangs durch bekannte Gegenden führend, wurde bald darauf sehr beschwerlich. Hinter dem Dorfe Mau kam ein steiler Abstieg über senkrechte Felsklippen, daran starke Baumwurzeln und Lianen den einzigen Halt boten. Unten am Meere hörte der Weg auf, und man suchte am Strande weiterzukommen, bald durch losen, groben Sand mahlend, bald über den zerrissenen, schlüpfrigen Korallenboden, dessen Spitzigkeit und Härte ich schon bei Maron beschrieb. Zum Glück hatten wir Niedrigwasser, so daß wir die Korallen leidlich trocken passieren konnten, bei Flutzeit hätte das Meer uns durchnäßt, das Land läßt sonst keinen Weg frei, so nahe treten die Strandfelsen heran ans Meer. Für die Mühen dieser Wanderung entschädigte die wundervoll großartige Natur. Landeinwärts das felsige Tropenland mit uralten, mächtigen Bäumen und verworrenem Dickicht, seewärts unter dem düsteren Himmel eine hohe, tosende Brandung ganz nahe der Küste. Der Korallenboden war vom Wasser sehr zerfressen, tiefe Abflußkanäle ließen das aufs Riff geworfene Wasser zurückfließen, Spritzlöcher mit unterseeischem Zugang waren da, aus denen von Zeit zu Zeit eine weiß dampfende Gischtsäule hochschoß. Am Lande, neben den riesigen Callophyllumbäumen, oft geheimnisvolle, dunkle Höhlen, darüber in dichter Fülle das weiche Grün des Pflanzenwuchses hing.

Weiter stolperten wir über gleitenden Sand, spitze Korallen, und, als der Weg am Strande ganz aufhörte und der Fels bis ins Meer hineinreichte, hieß es die steile Wand emporklimmen, um ein Stückchen auf schmalem Buschweg oben weiterzugehen. Bald darauf ging es ebenso mühsam wieder hinab, und das noch ein paarmal so, bis die gehobenen Korallenfelsen zurücktraten und ein ebenes, vorgelagertes Land bessere Wege versprach. Und so war es auch: In geringer Entfernung vom Strande zog sich ein neu angelegter, leidlich geglätteter Weg hin, an dessen Seite wir Yams-, Taro- und Bananenpflanzungen der Eingeborenen bemerkten. Bald darauf zeigte sich das große Dorf Barankansau,[13] das auf einem ebenen Vorland gelegen, landeinwärts von einer hohen Korallenstufe mit senkrecht aufsteigenden Wänden begrenzt wird. Drei Stunden hatten wir zu diesem besonders schwierigen Stück Weges gebraucht, und bis jetzt hatte der freundliche Petrus mit dem Regen gewartet, wohl, um uns die Kletterei am Strande zu erleichtern, die bei Regen fast unmöglich gewesen wäre. Nun aber gings nicht länger, mit dem Rufe: „big fellow rain he come“ flüchteten unsere Jungen, und wir mit ihnen, in das erste größere Haus, auf dessen Blätterdach alsbald der Regen herniederprasselte. Es war ein Boothaus für mon-Boote, eine Seltenheit hierzulande, und diente uns zu kurzer Rast. Aussichten auf besseres Wetter bestanden nicht, und so richtete man sich mit Wachstuch und anderen „wasserdichten“ Zeugen nach Möglichkeit ein, verteilte sie über Rucksäcke und Schlafsachen, und dann gingen wir mutig in den Regen hinein. Dieser legte sich denn auch keinen Zwang auf und kam mit großer Fülle und Stetigkeit bindfadenmäßig herab, so daß man bald ziemlich durchnäßt war. Hatte man sich einmal damit abgefunden, so ging es sich in der kühleren Temperatur der tropfenden Kleider eigentlich ganz gut, unsere leichten Gummistoffschuhe waren besonders geeignet zum Durchweichen und nachherigen Trocknen. Nur mein Kleiderrock hing oft allzuschwer und mußte ab und zu ausgerungen werden. Flott und stetig ging es weiter, wir hielten uns nirgends auf, bis wir in einer Stunde die Landspitze Sena, den letzten, von Muliama aus sichtbaren Punkt mit dem gleichnamigen

Dorf erreicht hatten, und kurze Zeit am feuchten, aber reinen Sandstrande verweilten. Nach weiteren 55 Minuten war dann das Kap umgangen und in südwestlicher Richtung das Dorf Kombon erreicht. Mit Kombon schließt die Landschaft Muliama ab und eine andere Sprache beginnt. Nördlich davon nimmt der Strand plötzlich einen ganz veränderten Charakter an. Gleich hinter dem Dorfe beginnt eine Aufschüttung großer, rundgeschliffener Basaltkiesel, gegen die die starke Brandung tönend andonnert, in gleichmäßigem Taktschlag immer neue Steine den Wall hinaufwirft und sich dann klappernd, hohlprasselnd mit den mitgenommenen Kieseln zurückzieht. Bei diesem Zurückziehen der Brandungssee fühlten wir eine warme, feuchte Luft uns anwehen, wie ein dampfender Atem des Meeres. Ich habe dergleichen später nicht wieder gespürt, man ist auch selten so nahe einer großen Brandung, und der kühle Regentag hob die Erscheinung hervor. Eine Strecke gingen wir mühsam auf den rutschenden, glatten Steinen des Walles, bald zeigte sich landeinwärts ein schöner Waldweg zwischen dem hohen und dichten Busch, darin die vielen Cycaspalmen auffielen. Wir sandten unsere Träger voraus bis zum nächsten Dorfe, wo sie die Sachen in Sicherheit bringen und für Essen und Quartier sorgen sollten. Wir glaubten dieses Dorf ganz nahe und genossen, gemächlich schreitend, den guten Weg. Plötzlich hörte der auf, der Busch lichtete sich, und wir standen auf einer schmalen Landzunge im sanften Regen und sahen im matten Licht des Abends rechts die anbrandende See, links ein breites Flußästuar, das recht nach Krokodilen aussah. Mündungswärts schob sich die Sandbarre vor, auf der wir standen, und ließ nur einen schmalen Durchbruch für den Fluß, der reißend hindurchschoß. Ratlos sahen wir uns an, denn nirgend war eine Brücke, Baumstämme oder Steine in den weiten Flußwassern zu sehen. An der



Karte V.

engen Mündungsstelle hätte jeder Versuch des Überschreitens mit Hinausgeschwemmtwerden geendet, der Daulom, so hieß der Fluß, vereinigt seine Wasser hier zu größerer Tiefe und reißender Schnelle. Zu unserem Glück war einer der Polizeijungen, Kuri, zurückgekommen und ging, schnatternd vor Kälte, auf und ab im Regen. Er zeigte uns die Furt und ging uns voran durch den Fluß, erst stromaufwärts, dann durchquerend in nördlicher Richtung, und so fanden wir diese Furt in der Wasserwüste, in der wir bis etwas über knietief wateten. Das Wasser hinderte die Bewegung, größere Steine im Flußbett machten den Schritt unsicher, zuletzt, kurz vor dem rettenden Ufer, sanken wir tiefer ein, kamen aber dann glücklich ans Land. Nun mußte ja das Dorf gleich kommen, der Abend brach schon herein, und wir schickten den armen Frierenden voraus, er solle zwei andere Leute entgegensenden. Weiter und weiter gings auf schmalem Pfade, schon glaubten wir das Dorf verpaßt, als der Busch sich wieder verdächtig lichtete, ein Rauschen immer stärker ans Ohr schlug, und der Fluß Hiruau unseren Weg versperrte, der zwar schmaler, aber von stärkerem Gefälle war. Zum Glück nahten jetzt die beiden Helfer; sie nahmen je einen von uns fest bei der Hand, und wieder ging es ins Wasser. Wir machten uns nicht mehr viel daraus, glaubten wir uns doch von Regen und Wasser gänzlich durchnäßt. Immer tiefer kamen wir hinein, bis zur Brust, und nun merkten wir an der kalten Nässe, daß wir doch noch trockene Stellen am Leibe gehabt hatten. Dabei mußte man sich fest gegenstämmen, denn das Wasser riß uns seewärts, und die Mündung war nahe! Gleich am anderen Ufer winkte nun aber wirklich das ersehnte Ziel, das Dorf Rukalilik, das wir mit hereinbrechender Nacht erreichten. Ein großes Männerhaus mit einem hohen, breiten Mittelraum und zwei niederen Seitenanbauen an den Giebelflächen bot uns Unterschlupf. Die Jungens hatten schon Feuer gemacht und trockneten sich und ihre Sachen daran. Leider war trotz Schutzhüllen das Wasser etwas in unsere Schlaf- und Rucksäcke eingedrungen, wir fanden aber zum Glück jeder ein leidlich trockenes Ersatzkleid, und auch die Schlafmatten und Decken waren nur an den Rändern feucht geworden, so

daß unser Lager gleich in einem der beiden Seitenflügel gemacht werden konnte. Da dies auf dem Erdboden geschehen mußte, ließen wir zuvor eine Menge großer Blätter, besonders Bananenblätter, abschlagen, um eine saubere Unterlage zu haben und die Unebenheiten des Bodens möglichst auszugleichen, dann kam die dünne, wachstuchunterlegte Rollmatratze, Schlafmatte und Decken, und als Hauptsache, an einigen Dachbalken oder Sparren angebunden, das Moskitonetz, das uns auf allen Reisen begleitete. So konnten wir der Nachtruhe entgegensehen und, da wir seit dem Frühstück nichts gegessen hatten, galt es vor allem, für ein kräftiges Mahl zu sorgen. Der von unserem Chinesenkoch angeblich angelernte Schwarze, namens Lunganga, zeigte sich gänzlich schimmerlos, was Kochen anbetraf, so daß ich es übernehmen mußte. Eine unterwegs erlegte Taube mit Reis, Erbswurstsuppe und ein etwas schwacher Kakao bildeten unser Nachtmahl, das herrlich mundete. Todmüde krochen wir unter unser Schlafnetz. Unser Lager war immer noch gebirgig, und Ameisen, die irgendwie hineingedrungen waren, störten den Schlaf. Durch die lose gefügten Bambusstäbe der Wand drang aus dem Hauptraum her der Schein des Feuers, das unsere Diener und die hier wohnenden Dorfmänner die ganze Nacht unterhielten. Zu Zeiten war es ganz klein und matt geworden, und man sah durch den offenen Eingang das unbestimmte Helldunkel der Nacht. Dann wieder klang ein leises Geräusch, und das Feuer flammte hell auf. Das Ganze entbehrte nicht einer gewissen, romantischen Behaglichkeit, und ich war über meinen gestörten Schlaf nicht böse. Als wir, kurz vor Sonnenaufgang, im Dämmerlicht aufstanden, um uns im nahen Flusse zu waschen, regnete es nicht, nur der Himmel war bedeckt. Wir schlüpften also wieder in unsere halbgetrockneten, rauchduftenden Kleider, die nachts über dem Feuer gehangen hatten, und machten alles für den Marsch bereit. Der Weg, anfangs breit und angenehm, führte bald in Wellenlinien hinauf und hinab an die Küste, die hier felsig und wild ist und manche malerischen Anblicke, aber leider keinen Raum zum Wandeln am Meeresstrande gewährt. So hieß es denn die vorstehenden Klippen zu überklettern, und bei diesem Aufundab rutschten wir auf dem durchweichten Lehm recht

jämmerlich und kamen nur langsam vorwärts. Bei einem solchen Abstieg in eine Bucht, schrien mehrere unserer Leute: „selo“, d. h. „ein Schiff!“, und wirklich zeigte sich eines am Horizonte, das wir für die ersehnte „Langeoog“ hielten. Nun kam sie, aber für uns zu spät!

Die Sonne kam nun auch durch, ein breiterer Weg war erreicht, und wir schritten behaglich und bald bei ziemlich starker Hitze dahin. Nach dem Orte Kandaus passierten wir gegen 9 Uhr einen Fluß, darauf die Dörfer Kapsilli und Samo und erreichten ½10 das größere Stranddorf Hipakát. Einige Leute hatten sich auf dem Wege uns angeschlossen, darunter ein Mann, der einen großen weißen Hund schleppte, dem man die Vorderbeine zusammengebunden hatte. Auf unser Befragen sagte er, der Hund solle nach einem anderen Dorf gebracht werden und würde ohne Fesselung leicht in sein Heimatdorf zurücklaufen. Trotz der frühen Tageszeit wählten wir Hipakát, das durch seinen sauberen Sandstrand besonders geeignet war, zur Mittagsrast. Das Dorf war stattlich mit seinen umfriedigten Männerplatz, darin eine Totenhütte, ein Männer- und ein Trommelhaus lagen. Die Häuser zeigten Plankenwände, die mit allerhand Malereien, ähnlich wie in Maron, verziert waren. Die umgebende Mauer war sorgfältig aus Korallensteinen gefügt. Zwei Quellen am Strande gaben uns das nötige Kochwasser, und bald war eine gekochte Taube mit Reis verzehrt, und auf dem weichen Sand tat die Mittagsruhe so gut, daß wir erst um 1 Uhr weiter marschierten, in der größten Hitze, die uns allen das Gehen schwer machte. Anfangs gab es auf dem Weg, der sich vom Strande ab nach inlands wendete, einigen spärlichen Schatten. Jüngerer Baumwuchs, fast wie ein hohes, verwachsenes Haselgebüsch anzusehen, lag zu beiden Seiten, dann betraten wir das hohe Gunai-Grasfeld.[14] Seewärts begrenzte es bald schmäler, bald breiter, ein dichter Waldgürtel, landeinwärts sah man erst in größerer Ferne Bäume und dahinter blaue Berge. Die Sonne brannte auf dem schattenlosen Wege, und nur ein leichter Wind, der über die Ebene strich, machte das Gehen erträglich. Uns Weißen wurde fast heimatlich zu Sinn, Wiesen und grüne Felder schienen uns zu umgeben, denn das Gras dieser Ebene war von kurzer, hellgrüner Art,

eine Seltenheit in den Tropen, wo das Gunai-Gras meist Mannshöhe erreicht. Sehr wenige, bescheidene Blümchen tauchten hie und da auf und führten den Abstand von der Blumenpracht heimischer Wiesen doch auch wieder traurig zu Gemüt. Ein schmaler Pfad küstenwärts ließ ein Dorf vermuten. Krämer hatte schon vorher durch einen Buschausschnitt ostwärts eine Koralleninsel bemerkt, die unsere Träger Boensim benannten, und dabei einen Riffeinlaß, Bolonmutú mit Namen; das Ganze schien einen günstigen Hafen zu versprechen und, um diese Entdeckung zu prüfen, gingen wir einen Seitenpfad hinab durchs Gras und schönen Busch und erreichten das Dorf Pangidumkúp, mit hübschem Männerhaus und Hof und 3 Wohnhäusern. Der Strand aus gehobenem Korallenstein fiel überall 1 m ab ins Meer, dessen kurze Seen ihn klatschend unterwuschen. Da lag denn die von oben gesehene Halbinsel Porpop in nordöstlicher Richtung und, mit ihr durch ein Riff verbunden, die Insel Boensim, sodaß eine ruhige, ziemlich tiefe Bucht entstanden war, die augenscheinlich nur einen Durchlaß zur Einfahrt hatte und seewärts durch Riffe geschützt war.

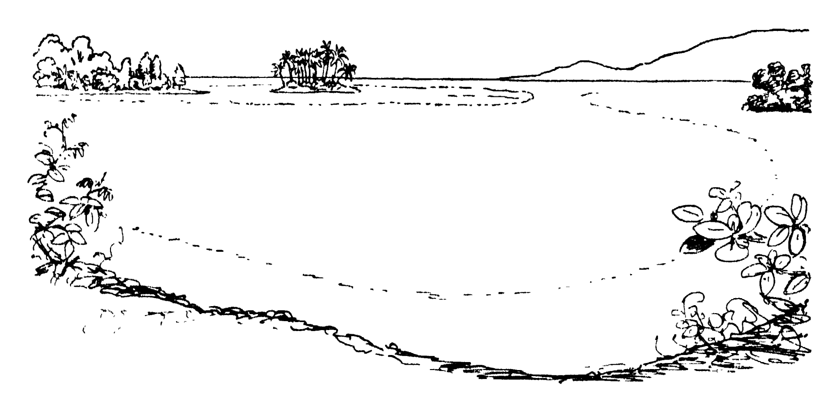
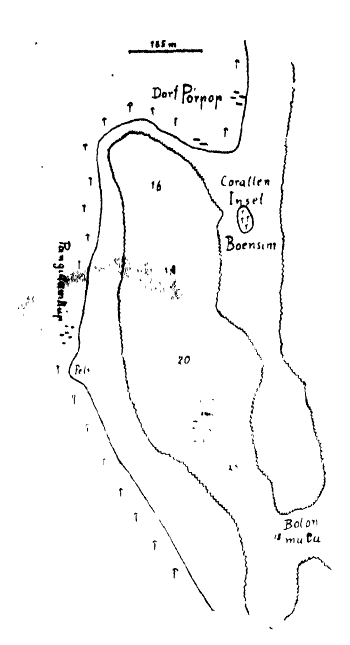


Bild 35. Unser neu entdeckter Hafen von Porpop. E. K.

Das mußte ein prächtiger Hafen sein, wenn der Augenschein nicht trog, wohl der beste an der Ostküste und demnach von hoher Bedeutung, denn die Ostküste ist sehr arm an Häfen, und auf große Strecken hin rollt die hohe Brandung gegen das Ufer an. —



Karte VI. Hafen von Porpop
A. K.

Freilich soll der nächste Fluß etwa eine halbe Stunde entfernt sein, und es fehlte somit sehr an Wasser. Die Bewohner dieses Platzes sahen gesund und kräftig aus, besonders erfreuten mich die hübschen, drallen Kinder nach den elenden, mageren Würmchen von Muliama. Man gab uns junge Kokosnüsse zum Trinken, und ich erregte durch Schenken eines kleinen, runden Spiegels große Freude. Wir tauften den Hafen Porpop, nach der Dorfschaft. Der Name ist einfach, praktisch und besser als irgend eine europäische Benennung. Nachdem wir von diesem Abstecher zurückgekehrt waren, ging der Pfad durch die Graswüste weiter, ein breiter Weg nahm uns auf und wollte kein Ende nehmen, immer sah man ihn weit vor sich und ermüdete sehr daran. Einmal war dann aber doch der Abfall des Feldes erreicht, und im goldenen Licht der Abendsonne breiteten sich in weitem Blicke: Meer, Strand, Dörfer, Buchten, Landspitzen und Wälder. Der Weg nimmt hier eine scharfe Wendung südwärts. Kurz vor dem Abstieg, etwa 20 Schritt vom Weg, im Gras verborgen liegt ein zirka 1 Fuß im Durchmesser haltendes Loch. Es soll der obere Eingang zur Höhle Matanatamboran sein, die unten am Kap ausmündet. Die große, nach Osten zu gelagerte Halbinsel, die man als Matantamboran bezeichnen hört, nennen die Eingeborenen Hipungan, und nur ihre Spitze, eben der Platz der unteren Höhle, trägt den Namen Matantamboran. Nordwärts des Kaps ist der Elisabethhafen, eigentlich nur eine offene Bucht, in der die Koralleninsel Libet den ankernden Schiffen einigen Schutz gewährt.

Etwa um 5 Uhr war das Stranddorf Nókon erreicht und damit

jene eng bevölkerte Gegend des Südens, bis zu welcher die Mission schon seit einiger Zeit vorgedrungen war von Kúdukudu aus. Der Anblick der vielen, bekleideten Eingeborenen bekundete ihr Wirken nach außen hin. Südlich von hier in den Gebieten, die wir bis jetzt durchwandert hatten, war noch alles unberührt. Die kurze Strecke von Nókon bis Namatanai war damals die einzige an der ganzen langen Ostküste, die unter Missionseinfluß stand. Nókon ist ein großer, volkreicher Platz, dessen Durchwanderung 15 Minuten beanspruchte. Das letzte Haus, das des farbigen Missionars Topeni, war unser Ziel. Nach Fidji-Art gebaut, und ganz mit Matten ausgelegt, hatte es sogar ein erhöhtes, mattenbedecktes Lager, sozusagen einen polynesischen Mattentron, weich und behaglich, der uns freundlichst für die Nacht überlassen wurde. Meine Füße versagten den Dienst, müde sank ich darauf nieder, während mein Mann die mühevolle Aufgabe hatte, unsere vor uns angelangten Jungens, die sich nach ihrer beliebten Art zwanglos im Dorfe zerstreut hatten, wieder zusammenzubringen und in mehr oder minder nachdrücklicher Weise an ihre Pflichten zu mahnen, denn der Abend rückte vor, es mußte gekocht und das Lager aufgeschlagen werden. Die Wasserversorgung machte Schwierigkeiten, denn die Strandquellen waren vom Hochwasser bedeckt, und es wurde erst nach längerem Suchen einiges Wasser von den Dörflern in Bambusröhren gebracht. Ein Häuptling verkaufte einen großen, weißen Hahn zum Nachtmahl, der indessen ein so uralter Veteran war, daß wir ihn nicht beißen konnten. Der Reis, mit ihm zusammengekocht, war total angebrannt und ungenießbar, und wenn man uns nicht einige gekochte, trockene Taro gebracht hätte, wäre es schlimm mit uns bestellt gewesen. So bildeten diese, ein Becher Kakao und eine Büchse Früchte unser Abendessen. Zum Waschen reichte das Wasser nicht mehr aus. Wir ließen unsere Schüssel mit Seewasser und einem Bodensatz von reinem Seesand füllen und rieben uns kräftig damit Hände und Gesicht. Für all diese kleinen Kümmernisse entschädigte aber das Lager auf dem Mattentron, das uns einen herrlichen Schlaf verschaffte. In der späten Nacht wurden wir von allerlei Geräuschen wach; es lockte uns, hinauszugehen. Da war

eine mild-reine, völlig stille Luft, ein prachtvoller Sternenhimmel mit dem Kreuz des Südens voll am Horizont. Der strahlende Morgenstern gab einen hellen Schein. Daran merkten wir, daß die Morgendämmerung nicht mehr fern war, aber noch war alles dunkel und nichts regte sich von erwachendem Leben. Da gingen wir und nahmen ein Morgenbad im Meere, dessen Wasser selbst um diese Stunde nicht kalt, sondern angenehm lau und doch erfrischend war. Kaum hatten wir unseren Anzug vollendet und die Sachen zusammengepackt, als das Tagesgestirn erschien und mit ihm völlige Helle. Nun weckten wir mit Aufwand von großer Willenskraft unsere treuen Diener, ein Vorgang, der sich jeden Morgen wiederholte, denn es ist kein einziges mal vorgekommen, daß die Jungen vor uns und freiwillig aufgestanden wären. — Endlich war alles fertig gerüstet zum Abmarsch, aber nun haperte es an den Trägern, die wir in jedem Dorfe zu Hilfe nehmen mußten, denn wir hatten nur noch 6 Jungen: Die übrigen waren am ersten Tage von Barankansau zurückgeschickt worden. Endlich versprachen ein paar Leute, uns eine kurze Strecke weit zu helfen, und wir schieden von dem Orte Nókon. Später erfuhren wir, daß in demselben Hause der damals schon todkranke Stephan eine Nacht zugebracht hatte, trotz zweier wollener Decken klappernd vor Schüttelfrost des Fiebers, so daß das Feldbett wankte.

Wir gingen in den schönen Morgen hinein auf angenehmem, schattigem Wege, der sich in Meeresnähe um die Bucht herumzog, doch kamen wir nur langsam vorwärts, denn unsere Träger wollten nicht weiter mitkommen und neue schienen sich nicht zu finden, es hieß, die Leute hätten anderes zu tun, oder, sie seien krank, oder anderes. Wir hatten 40 Minuten nach dem Abmarsch den Tekendan-Fluß überschritten, das Dorf Himahúl nach Trägern abgesucht, ein kleines Gunaifeld passiert und unsere Sachen mühsam bis zu dem schönen, größeren Stranddorfe Matambauri geschafft, wo wir trotz der frühen Stunde Rast machten und abkochten, um in der Zeit Träger ausfindig machen zu können. Der uralte, gestern ungenießbare Hahn wurde nochmals anhaltend gekocht, was ihm indessen wenig ausmachte, er blieb zäh wie Rindsleder und kaum unser Hund vermochte ihn

klein zu kriegen. Bei unserem Imbiß sahen uns die Eingeborenen wie gewöhnlich unentwegt zu, hoffend, daß vielleicht etwas für sie abfalle. Wir blieben hart, nur der Häuptling bekam den Rest süßen Obstwassers aus einer Konservenbüchse. Krämer goß es ihm in den offengehaltenen Mund, und ein innig-wohlbehagliches Lächeln breitete sich langsam über des Genießenden Züge, das possierlich anzusehen war in dem alten, dunklen Gesicht. Hier fanden wir auch unseren Reisebegleiter, den weißen Köter, wieder, der uns freudig wedelnd begrüßte. Unser eigener Hund, Lut, fand die Sache aber gar nicht heiter, da der Schluß unserer Mahlzeit nahe war und somit die seine beginnen sollte. Er knurrte den ungebetenen Gast mit Erfolg fort. In der Wartezeit genossen wir vom Strande aus den hübschen Anblick der wirbelnden See in zwei nahen Riffeinlässen, der Riffinsel Libek im blauen Wasser der Bucht, und in der Ferne sah man die Inseln Lihir und Tang-ga. Schließlich, ½12, hatte sich die Trägerfrage erledigt und wir brachen auf von hier. Es kamen jetzt außerordentlich hübsche Wege, die zumeist durch hochstämmigen Busch führten und gerade so breit waren, daß 2—3 Menschen gut nebeneinander gehen konnten und noch von den schönen Bäumen Schatten empfingen. Stellenweise sah man Leute an diesen erst neu angelegten Wegen beschäftigt, denn die Regierung fordert für die Ruhe, die sie nach endlosen Fehden und Kriegen im Lande hergestellt hat, Wegearbeit und jährliche Abgaben. Zehn Minuten hinter Matankauri sahen wir in einer ganz kleinen Bucht, Tungtung genannt, wieder einen Einlaß im nahen Strandriff, und nach weiteren zehn Minuten bot uns ein starker, schneller Bach, Salpunick, der nahe unserer Straße dem Felsen entfloß, gutes Trinkwasser. Aber bald, nach einer weiteren halben Stunde, hinter der Landspitze Kanbäk, wurde uns der Weitermarsch abgeschnitten durch den Fluß Muhul, der mit starkem Gefäll sein Wasser über den Küstensand wälzte. Unsere Jungen trugen uns hindurch und benutzten darauf trotz der Mittagshitze unter großem Jubel die Gelegenheit zum Bade, während wir unter den herrlichen Strandbäumen verweilten. Nach halbstündiger Pause, 1 Uhr 10, ging es weiter, und schon nach wenigen Minuten erschien ein an-

derer Fluß, **Uiam**, in den die Seen hineinbrausten. Nach einigem Suchen fand sich eine metertiefe Furt, wo wir mit Hilfe unserer Diener hindurch konnten. Die Sonne lag heiß auf den hier breiteren und daher schattenlosen Wegen. Die Gegend war reich bevölkert, Dorf reihte sich an Dorf, so daß wir in rascher Folge an den Plätzen **Kapniponám**, **Sámo**, **Kapintalís**, **Salharát**, **Upsarhái**, **Góngi**, **Mantanhút**, **Hilong** mit seiner weißen Missionskirche und **Ngórngor** vorbeikamen. Das letztgenannte Dorf, das wir 2.30 Uhr erreichten, lag an einer kleinen Sandbucht mit schattigen Bäumen, und da wieder Träger gesucht werden mußten, war eine kurze Rast geboten. Leuchtend farbiges, sonniges Meer, ein herrliches, baumreiches Gestade, das bekamen wir so nebenher zu sehen. Was sind dagegen die gerühmten und teuer bezahlten Schönheiten der Riviera, mit ihrem fast gänzlichen Mangel an altem Baumwuchs! Ich wurde aus meinen Träumen gerissen durch die Erscheinung eines unglaublich großen, dicken Schweines, dergleichen ich noch nirgends zuvor sah, ein schwarzes, schwerfälliges Tier von der Höhe eines Shetlandponis, das gemütlich über den Weg trottete. Die Eingeborenen züchten mit Sorgfalt die verschiedensten Arten dieser Borstentiere und haben es darin zu einer gewissen Meisterschaft gebracht.

Eine Viertelstunde nach dem Aufbruch von hier kamen wir an den Fluß **Himutu**, und dann nach 10 Minuten in das Dorf **Kubil**, das in der Bucht von **Tingra** liegt. Auf schöner Straße erreichten wir in 35 Minuten den Aufstieg zu einem kleinen Grasfeld und mußten nach 10 minutiger Durchwanderung desselben mühevoll auf abrutschendem Lehm wieder hinabsteigen zu dem Fluß, der das kleine vom großen Grasfeld trennt. Er war seicht und leicht zu durchwaten, hatte aber hohe Ufer, die man etwa 50 m aufwärts erklettern mußte zwischen Bäumen und Gestrüpp. In den hohen Zweigen saßen einige Tauben, davon eine von der Büchse unseres Jungen fiel. Es war eine seltene Art mit weichem, sahnengelbem Gefieder, die, durch den Schuß kaum sichtbar verletzt, in ihrer zarten Schönheit erhalten war. Leider fingen die Jungen nach ihrer Gewohnheit sofort an den künftigen

Braten zu rupfen, bevor wir Einsprache erheben konnten, wir hätten das makellose Federkleid gern aufbewahrt. Indessen wanderten wir alle schon geraume Zeit auf dem großen Gunaifeld, langsam wandte sich die Sonnenscheibe westwärts und glänzte rötlich zwischen einzelnen Bäumen, dann immer wieder Gras, nichts als Gras, endlos und ermüdend. Als es dann doch einmal zu Ende war, folgte ein fast ebenso langer, frisch gerodeter Buschweg, auf dem wir alle Lust am Gehen verloren. Immer wieder wollten unsere Diener rasten und mußten weitergetrieben werden. Wir schickten sie voraus zum Quartiermachen und behielten nur zwei Soldaten bei uns. Es dämmerte stark, als der Rodeweg an einer breiten dunklen Flußmündung endete, durch die ich von den beiden Leuten getragen wurde. Mein etwas gewichtigerer Mann mußte hindurchwaten. Drüben war ein grauer Strand von Basaltsand, der uns kaum Platz zum Gehen ließ, denn hoch hinauf, bis zum dichten, unwegsamen Gestrüpp, bespülte ihn das Meer, das großartig, riesige Hohlkehlen von dunkelgrünlichem Wasser heranwälzend, rauschte und brandete, so daß der Gischt ganz nahe dem Ufer fahl gegen den Nachthimmel leuchtete. Es war Hochwasser, und wir mußten wieder und wieder vor den Seen in das eng verwachsene Rankenwerk des Busches flüchten, dazu gab es noch zwei Flüsse zu überschreiten, die uns in der völlig hereinbrechenden Dunkelheit recht ungelegen kamen. Noch ein Stück Weges tastete man sich hin, bis der matte, weißliche Schimmer einer Kirche sich erkennen ließ.

Die Missionsstation Kudukudu war erreicht, und wir fanden unser Gepäck im Hause des neueingezogenen Missionars Schmidt, der uns mit seiner Frau freundlich zum Wohnen einlud, obwohl sie selbst noch nicht völlig eingerichtet waren. Diese Deutschen, die zur wesleyanischen Mission gehören, hatten das amerikanische Missionspaar Pearson abgelöst. Bei letzteren hatte Stephan auf seiner Todesreise seine letzte Rast gehalten, von hier war er im Boote nach Namatanai gebracht worden, das er sterbend erreichte. — Herr und Frau Schmidt gewährten uns alles denkbar Gute, ein herrliches Brausebad in ihrem Baderaum, prächtig mundenden Milchreis zum Abendessen und ein

Zimmer zum Schlafen. Wir waren alle sehr müde und nahmen diese Gastfreundschaft bis zum folgenden Mittag an. In ähnlicher Weise haben wir fast überall von den Missionaren die freundlichste Aufnahme empfangen, und undankbar mag es scheinen, wenn ich sage, daß der Einfluß dieser guten, wohlmeinenden Menschen auf die Eingeborenen nicht immer ein günstiger ist. Die Melanesier werden in der Mission vielfach faul, sitzen in den Missionsschulen, anstatt Felder zu bearbeiten oder ihre sonstigen Arbeiten zu tun; dabei dünken sie sich etwas Besonderes zu sein, werden anspruchsvoll und dreist gegen den Weißen, der ja ihr Bruder sein soll. Ihnen taugt diese Lehre von der Gleichheit aller Menschen noch nicht, sie sollten den Weißen noch als Herren ansehen, bis sie von ihm gelernt haben stetig zu arbeiten und strebend sich zu entwickeln. So, wie die Melanesier jetzt sind, vergrößern derartige Lehren nur ihre Trägheit. Daher stammt wahrscheinlich in den Missionsdörfern dieser stete Mangel an Arbeitern, Trägern 2c. Auch Essen bekommt der Reisende kaum oder nur gegen hohe Bezahlung gebracht, haben die Leute doch kaum für sich selbst genug.

Auch wir hatten in Kudukudu wieder große Schwierigkeiten mit der Gepäckträgerei, und wenn uns Herr Schmidt nicht mit seinen eigenen Dienern etwas ausgeholfen hätte, wären wir gar nicht so bald fortgekommen. Endlich, kurz nach 2 Uhr, am 18. Dezember, zogen wir weiter und fanden in einem Nachbardorf einzelne Männer, die auf vieles Zureden hin mitgingen. So war der Abend schon nahe gerückt, als nach dreistündigem Marsch, nach glücklicher Überwindung mehrerer Wasserläufe eine breite Flußmündung uns den Weg abschnitt. Dieser Fluß, der Kuku, war zu tief und breit für sicheres Hindurchbringen unseres Gepäckes. Bei Niedrigwasser läßt er sich gut außerhalb des Mündungsbereiches in der See durchwaten, wo angeschwemmte Sandmassen dies erleichtern, aber es war nahezu Hochwasserzeit, und das Meer flutete mächtig herein, so daß alle Versuche der Jungen abgeschlagen wurden. Was tun? — Ein Dorf war nicht in der Nähe, nur einige hundert Schritte rückwärts, bei der Mündung eines Altwassers des Dalmakásflusses, hatten wir einige halbzer-

fallene Schutzhütten gesehen. Wir entschlossen uns, zu diesen zurückzukehren und zu warten, bis niedriger Wasserstand ein Durchgehen der Flußmündung ermöglichte. Die Diener und die fremden Träger, die wir vermocht hatten, bei uns zu bleiben, bekamen zu ihrem Abendreis allerlei Schönes aus unseren Büchsen, und welcher Melanesier könnte da widerstehen! Darauf wurde denn in der einen Hütte unser Mückennetz aufgehängt, und einige Diener schliefen in ihren Decken dabei. In der anderen Hütte hatten sich die übrigen Leute aus Blättern ein großes Lager gemacht, und zur besseren Wärme unterhielten sie das geliebte Feuer, das auch mir immer so gut gefiel, weil es eine Art von Behaglichkeit und Traulichkeit verbreitet. Unsere Schlafstätte lag zwischen zwei Flüssen, dem erwähnten Altwasser und dem kleineren Dalmakasfluß, welche beide reich an Krokodilen sein sollten. Wir nahmen daher unseren Hund in die Hütte, nahe zu uns, denn draußen hätte er als beliebte Krokodilnahrung die Tiere angelockt, wenn sie nachts ans Land kommen. Es war wieder eine schöne, etwas romantische Nacht in der zerfallenen Hütte, durch die die Sterne hereinschauten. Die tropische Natur mit allen ihren fremdartigen Tönen und Geräuschen war uns gleichsam nahe und verwandt. Einmal standen wir auf, um nach dem Wasserstande zu sehen: das Meer war gefallen, aber die dichte Finsternis erlaubte keinen Übergang. So warteten wir denn bis zum Morgen, wo das Unternehmen in aller Frühe gelang.[17)]

Am anderen Ufer war dicht bevölkertes Land, die Orte Barabulbulut, Matanahárahara, Kap und Dorf Súmudu, Kapalamás, Kap Ball, Tahánapap, Ulehirre, Arapulút wurden durchwandert, die Bevölkerung hier zeigte sich noch in ursprünglichem Zustand. Überall fanden wir willige Hilfe. Auf dieser Strecke waren viele Wasser, eines immer noch klarer als das andere, die unseren Weg kreuzten oder ihn eine Weile begleiteten. Um 9 Uhr war das Dorf Sohun mit seinem reinen, sprudelnden Bach erreicht und zur Rast ausersehen. Ein eigeborener Missionar verschaffte uns Essen, und während dieses auf dem Feuer kochte, nahmen Krämer und ich ein Bad im Bach. Wir setzten uns an eine mäßig tiefe Stelle und

ließen das schnelle Wasser uns umrauschen. Mahlzeit und Rast am hellen Sandstrand hielten uns mehrere Stunden, hatte die vorhergehende Nacht doch nur wenig Schlaf gebracht, und so war es denn fast 1 Uhr geworden, als wir weitergingen. In großer Hitze schleppte man sich hin auf sandigen, sonigen Wegen nahe dem Meere, nach drei Viertelstunden ging es auf einer Brücke, die hier im Süden eine Seltenheit ist, über den Makefluß und um das Cap herum.



Bild 36. Brücke im Süddistrikt, die soeben von unseren Soldaten und Trägern betreten wird. E. K.

Dann wurde die Landschaft schöner; alte Dörfer mit prachtvoller, hoher Vegetation lagen am Wege, eines davon hatte einen großen freien Platz.

In Rangúsgus fiel das geräumige Haus des Häuptlings auf, eingezäunte Hofplätze der Männerhäuser mit großen Einsteigegabeln zeigten das leuchtend farbige Laub ihrer Zierbüsche und der hellen Bananenpflanzen. Immer schöner wurde das Land, alte Bäume überwölbten den breiten Weg, so daß man im grünen Dämmerlicht wanderte. Dazwischen war man Augenzeuge von harmlosen Dorfszenen. Da war ein Mann, der sein Schwein

nach Zecken oder anderer Einquartierung absuchte und das Gefundene wohlbehaglich verzehrte, oder ein paar Weiber, die sich gegenseitig ähnliche Dienste erwiesen. Ich hatte mich am Fuße wundgescheuert und mußte diese letzte Strecke bis Namatanei barfuß gehen, so sind mir auch einige schwierige Strecken, mehrere steinige Bachbetten und Uferanstiege in Erinnerung geblieben, noch mehr aber der



Bild. 37. Großer Dorfplatz auf dem Wege nach Namatanai. H. P.

gute Weg durch Wald, Busch und Grasland und schließlich ein glatter, sammetweicher Sandweg, der die Nähe der Station vermuten ließ. Groß war unsere Freude, als wir plötzlich zur Seite der Straße jene blaudunstige Tiefstelle des Baches erkannten, die wir schon einmal früher von Namatanai aus besucht hatten. Freudig stärkten wir uns mit einem kühlen Trunk, und in kurzer Zeit war die Station Namatanai erreicht, wo wir von den freundlichen Adelmanns gastlich aufgenommen wurden. Der nun kommende Ruhetag, Sonntag, der 20. Dezember, tat der ganzen Reisegesellschaft recht wohl, wir unternahmen auch nichts außer einigen Einkäufen für uns und die Jungens, die jeder ein neues Hüfttuch erhielten. Am Nachmittag bekamen

wir ein hübsches Schauspiel vorgeführt. Für das nahe Weihnachtsfest hatten sich verschiedene Gruppen der schwarzen Polizeisoldaten, soweit sie aus denselben Gegenden stammten, zusammengefunden und mit Heimlichkeit und großer Mühe Tänze eingeübt, echte Tänze ihrer Heimat, und die wurden uns nun, als eine Art Hauptprobe, vorgeführt. Besonders taten sich die Söhne der „lieblichen Inseln" hervor, zu denen auch unser Reisebegleiter Kuri gehörte. Alle hatten sich mit großen, federbesteckten Hüten ausgerüstet, ähnlich Admiralshüten, und mit bunten Blättern geschmückt. Sie traten nun hervor unter abgemessenen, einheitlichen Bewegungen, die von wohlklingenden, tiefen Gesängen begleitet waren. Einmal näherten sie sich der Veranda, auf der wir saßen, sie schienen etwas zu suchen und warfen, wie zum Fang eines Tieres, ein Seil aus. Plötzlich erschien zu unseren Füßen der federgeschmückte Kopf eines der Tänzer, der sich vorher dort unter der Veranda versteckt hatte, er wurde wie ein Fisch gefangen und herumgezogen. Eine andere Tanzgruppe aus Potsdamhafen in Neu-Guinea löste die „lieblichen Insulaner" ab, und als diese müde war, kam wieder eine andere. Zumeist waren die Leute paarweise oder reihenweise angeordnet, oft auch im Kreise. Inmitten eines solchen Ringes hockten bei einem der Tänze zwei geschmückte Jünglinge mit Zweiglein in den Händen und drehten sich hüpfend mit drollig-zierlichen Bewegungen, bald einander zunickend, bald abgewendet, während die anderen auf dem Platz tanzten. Die Melodien dieser Leute waren anders, als die vorher gehörten, sie bewegten sich oft in der tiefen Lage und hatten große Steigerungen. So ging es im Wechsel fort, und wir blieben vom Anfang bis zu Ende entzückt von dieser Vorführung, die sich wohl mit einem schönen Ballett messen kann. Am Montag fanden wir uns alle erfrischt und gestärkt zum Weitergehen. Frau Adelmann gab uns viele, gute Ananasfrüchte, davon ihr Mann große Bestände anpflanzen ließ, zur Wegzehrung, auch Bohnen und Mais zum Säen, die mir später sehr nützlich waren. Um den großen Weg um die weit ins Land hineinreichende Nabutu-Bucht zu sparen, ließ uns Herr Adelmann die Strecke in gerader Richtung im Regierungsboot zurücklegen. Wir durchquerten den Meeresarm

und gelangten jenseits des Kapes beim Kokofluß an Land. Es war mittlerweile 11 Uhr geworden, und wir nahmen deshalb die Einladung des Leiters der dortigen Pflanzung von Koko, sein Haus zu sehen, nicht an, sondern machten uns eilig auf den Weg. Dieser ging die erste Zeit durch frisch gerodetes Pflanzungsland, daraus die versengten Baumstumpfen noch aufragten und die trockenen Äste in großer Zahl herumlagen, dann kam wieder frisches Grün und ein hübsches Dorf Dahanna, in dem wir kurz verweilten. Noch andere Dörfer, Rakenis und Taur, lagen an der Straße, die hier ziemlich belebt von Menschen war. Leute kamen gelaufen und gingen streckenweis mit. Wir erregten dadurch Erstaunen, daß wir so weit herkamen, Muliama bedeutete für sie etwa das Ende der Welt. Ein nackter, alter, dicker Häuptling watschelte, so schnell es ging, in sein Haus, ließ sich von seinen Frauen bekleiden und erschien stolz lächelnd im neuen Hüfttuch vor uns. Wir kamen an diesem Tage durch viele Flüsse, denn das Land ist buchtenreich, und wir haben auf unseren Wanderungen in Neu-Mecklenburg mit ziemlicher Regelmäßigkeit beobachtet, daß in jede tiefere Bucht einer oder meist zwei Flüsse münden. Nach Umschreiten einer solchen Bucht mit Kieselstrand verweilten wir auf einer erhöhten Landspitze, die wir überklettern mußten. Da zeigten unsere Jungen uns ein großes Krokodil im Meere, innerhalb der Strandlagune der nahen Ramas-Bucht, es mußte uns auch gesehen haben, denn es machte sich sogleich auf und davon. Auch hier mündeten zwei Flüsse und die Flut war so hoch, daß der Weg immer gefährlicher wurde und wir froh waren, das Dorf Dahálaba zu erreichen. Wir blieben hier, obgleich es ziemlich armselig war und das größte Haus kaum unser Moskitonetz und Matte fassen konnte. Zudem merkten wir an den finsteren Mienen, dem scheuen Wesen der Männer, daß sie uns ungern duldeten. Gegenüber unserem Quartier lag das Männerhaus im Hof mit Steinmauer und Einsteig-Astgabel. Hier fand zurzeit irgend eine geheime Feier statt, wegen welcher wir recht ungelegen kamen. Man wollte uns absolut keine Auskunft darüber geben, nichts erklären, gab aber gutwillig von dem gerösteten Fleisch ab, das zu dem Fest bereitet war. Ein

Gewinn für uns war dies leider kaum, denn das Fleisch, ohne Salz in kleineren Stücken in Blättern bereitet, war übergar und schmeckte fade.

Einmal kam mir der unheimliche Gedanke, ob es auch wirklich Schweinefleisch wäre, was wir aßen; der eigentümliche Geschmack, die ganze düstere Stimmung, die jene Stunden beherrschte, ließen den Verdacht kannibalischer Orgien aufkommen. Aber zum Glück ließen einige Stücke das Schlachtopfer als Schwein erkennen. Unsere Herberge lag sehr nahe dem Meere, und nachts weckte uns das laute Rauschen, zumal wenn heftige Regenböen heranbrausten, als wollten sie das Häuschen mit fortnehmen. Auch andere laute Geräusche, wie von Krokodilen oder größeren Tieren, ließen sich hören, und wir waren froh, unseren Hund trotz der Enge ins Haus genommen zu haben, wie denn auch alle Schweine von den Eingeborenen nachts in ihren Häusern untergebracht wurden. Einige Hütten waren direkt darauf eingerichtet: Der untere Raum diente den Schweinen, eine Stiege führte von der Seite aus in ein oberes, einzelnes Zimmer für die Familie. Der Morgen brachte wieder frischen Mut, doch waren wir aus mancherlei Gründen sehr bereit, das unbehagliche Dahálaba zu verlassen.

Die Wanderung des nächsten Tages führte an der See entlang, wo der ausgewaschene und zernagte Kalk große, schöne Höhlen und überwölbte Wege freigab. Die Stätte hieß Kasalon und sollte zur Totenbestattung dienen, wie wir hörten. An einer Stelle war es ein förmliches Haus mit fast wagerecht-glatter Deckwölbung, von der hie und da Tropfsteine heruntergesintert waren. Nach dem Meer zu war dieser Saal offen und von „Säulenreihen“ begrenzt, denn als solche konnte man die starken, senkrecht gewachsenen Wurzeln betrachten, deren Bäume oberhalb der Höhle dem Licht zustrebten. Wie ein regelmäßiges Ornament wuchsen immer zwischen je zweien solcher Wurzeln einzelne junge Riesenpandanusse, die an Agaven oder ähnliche Zierpflanzen erinnerten. Es war ein feierlicher, denkwürdiger Platz. Beim Weitergehen fand ich auf dem Boden mehrere kirschrunde Früchte von der Farbe des Lapislazuli, die lederartige Schale

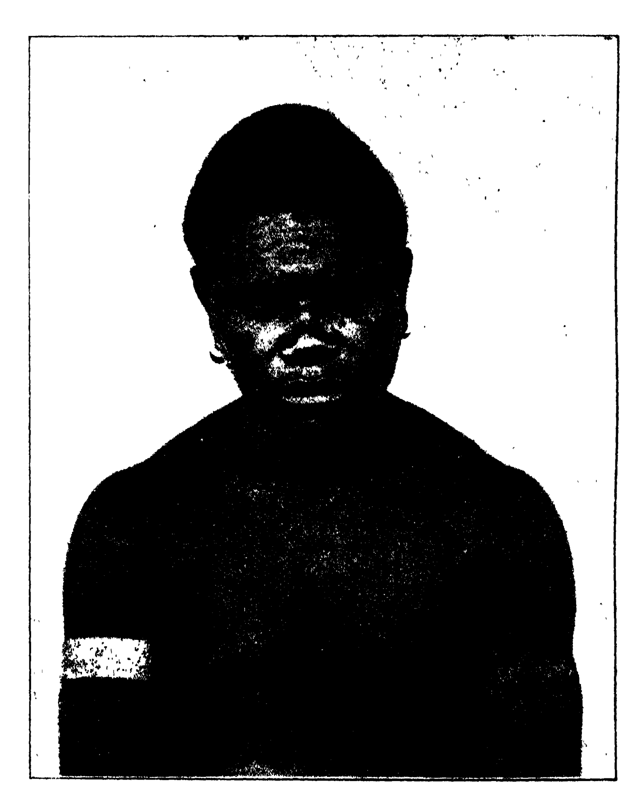
pomeranzengleich genarbt. Solche knallblauen Fruchtgebilde können nur die Tropen hervorbringen, und wie die meisten Tropenfrüchte waren sie denn auch ungenießbar. Sie bereiteten Enttäuschung, und dasselbe tat eine Pflanze mit stark duftenden Blättern, die uns jedesmal die Vorstellung frisch gekochten Kaffees erregte.



Bild 38. Die Pflanze des Kaffeeduftes. E. K.

Bald hinter dem 3 m breiten Samago-Fluß, nach 1½ Stunden Weges, erreichten wir das Dorf Beinigogo, wo ein warmer Trunk aus der Thermosflasche und ein Zwieback unser Frühstück bildeten. Das Dorf war reich bevölkert. Unter einer Veranda saßen in größerer Anzahl hübsche, junge Frauen und kleine Kinder. Es kamen wieder viele Leute freiwillig mit uns und machten sich bei den Flußübergängen nützlich, so daß auch mein Mann trockenen Fußes hinüber kam. Ich ließ mich meist von zweien unserer Soldaten tragen, Kuri und Sivin. War nun Kuri nicht gleich da, so nahm der kleine, aber starke Sivin mich auch allein und lachte dann höchst vergnügt über seine Leistung. Er mochte überhaupt an diesen Tagen froh sein, denn wir näherten uns seinem Heimatdorfe, das er lange nicht gesehen hatte. Eine gute halbe Stunde von Beinigogo entfernt trafen wir die große Grotte Lamánakun, wo die Hohlkehle des

Korallenfelsens inlands so hoch war, daß ganze Häuser hätten darunter stehen können. Nach einer anderen halben Stunde kam der 50 m breite Mi-Fluß, und ein weiteres strammes Marschieren von der gleichen Zeitdauer brachte uns an einen 20 m steilen Abhang, dessen rutschende Erdbeschaffenheit viel Mühe machte beim Abstieg. Unten lag der



Lichtbild V. Sivin.

100 m breite Fluß Limuvä. Wir benutzten zu seiner Überquerung ein kleines Kanu, das uns die Leute verschafft hatten. Die Durchwatenden kamen bis zur Achsel in das Wasser. Kaum hatten wir das andere Ufer erreicht, als mir Sivin verschämt und glücklich lächelnd seine Mutter zeigte, der er lächerlich genau glich, und seinen Vater.

Diese beiden Leute waren ihm offenbar entgegengegangen, denn das Dorf Lokon, zu dem sie gehörten, lag noch eine Tagereise entfernt Von nun an wurden wir und unsere Begleiter von den begegnenden Eingeborenen nur noch nach Sivin gefragt, das Gerücht eilt auch in diesen Gegenden schnell! Jenseit des erwähnten Flusses Limuvä stieg das Ufer steil an bis zu etwa 15 m Höhe. Hier, auf aussichtsreicher Felsenklippe sahen wir das Haus, das seinerzeit der Regierungsarzt Dr. Born bewohnt hatte, als er in diese Gegend zur ärztlichen Überwachung der Bevölkerung gesandt worden war. Er hielt es nicht lange aus. Am schweren Fieber erkrankt, mußte er Neu-Mecklenburg verlassen, um wieder in den Carolinen Verwendung zu finden, wo wir seinerzeit auf der Insel Yap im Jahre 1907 seine Bekanntschaft gemacht hatten. Dies Kap, darauf das Haus stand, heißt: Vatpitpokon, und von den überhängenden Felsklippen sieht man nordwärts die Insel Mumu bei Karu, die Bergwälder des Inlandes und das Kap Kanabu, unser damaliges Reiseziel. Blickten wir aber gerade unter uns hinab, so brodelten dort die brandenden Meereswasser, in den ruhigeren Buchten konnte man Fischschwärme erkennen, und halb unter Palmen verborgen lagen, weithin am Strande verteilt, die Hütten des Dorfes Belik, zu dem dieser Platz gehört. Auch in den Dörfern dieses Landstriches prangten die schön gehegten, umfriedigten Plätze vor den Männerhäusern, deren Eingang die Astgabel eines größeren Baumes bildet, im bunten Pflanzenschmuck. Besagte Gabel fanden wir in einigen Fällen beschnitzt und mit Fischen, Haien, Schlangen, Krokodilen oder gar Menschenköpfen verziert. Ein junger Häuptling hatte sich uns angeschlossen und Vertrauen gewonnen, denn er zeigte uns voller Stolz sein Haus, darin ein besonderer lichtloser Innenraum war, wo sich nun schon seit einigen Tagen sein junges Weib aufhielt, ohne hinaus zu dürfen in Licht und Luft. Wir konnten sie sehen, als sie an die Tür zum Vorraum trat; ihre Haut war matt, etwas heller und rötlicher als die der anderen Weiber. Sie solle schön werden durch diese Einschließung, sagte der Gatte, und wirklich gab ihr die hellere Färbung etwas Besonderes, sozusagen Vornehmes in ihrer ganzen Erscheinung. Ich habe später

noch manchmal an das arme Geschöpf denken müssen, wie langweilig ihr die Tage doch hingehen mochten. Wir hatten leider keine Zeit, dieser Sitte näher nachzuforschen, fanden aber später in Tegerot ähnliche Bräuche. An diesem Tage wurden wir mehrfach vom Regen durchnäßt, trockneten aber immer wieder im Gehen. Eine Viertelstunde hinter Belik kam der breite Fluß Dudun; er wurde von Krämer durchwatet, wobei ihm das Wasser bis an die Achsel reichte. Inzwischen war ein winziges Kanu geholt worden, darin ich, vorsichtig balanzierend, thronte und von den Jungen hinübergezogen wurde. Eigen benahm sich unser Hund Lut bei solchen Flußübergängen. Er schwamm stets in meiner Nähe und ließ mich nicht aus den Augen; anfangs wollte er den mich Tragenden zu Leibe, sah dann aber ein, daß es so sein mußte. Während ich, die besonders schnell herübergelangt war, am anderen Ufer wartete, kamen mehrere Männer mit groben, starken Netzen aus dem Busch von der Schweinshatze. Sie hatten keine Beute und liebäugelten mit unserem Hunde; sie hätten ihn gern mit Geld uns abgekauft, denn er schien ihnen geeignet zum Jagen der verwilderten Schweine, deren es in den Wäldern der Insel viele gibt. Fünfzig Mark und mehr wollte mir der Häuptling für den Hund geben, nachdem er das Gebiß geprüft hatte. Das hohe Angebot setzte mich in Erstaunen, aber ich behielt doch lieber meinen Hund Lut.

Die Dörfer Maraketam und Lingbilä lagen in schönem, schattigen Busch, ebenso der 150 m breite Fluß Billo und das Dorf gleichen Namens. Dann kündete gerodeter Wald eine nahe Pflanzung an und um 3 Uhr erreichten wir die im Dorfgebiet Karu gelegene Pflanzung des Ehepaares Hansen auf dem Platze Lalúan. Hier wurden wir überaus freundlich aufgenommen und blieben bis zum nächsten Morgen. Das war endlich einmal ein Pflanzer auf eigenem Grund und Boden, der nicht für irgend eine große Gesellschaft arbeitete, und, was mich besonders erfreute, er war verheiratet mit einer deutschen Frau. So trug denn auch die ganze Anlage das Gepräge einer gewissen Anmut und liebevollen Pflege. Diese Leute wollten sich in aller Bescheidenheit ihr Leben in den Tropen schön gestalten und

durch regelmäßige Arbeit vorwärts kommen, während viele Pflanzer unschön wohnen und leben, und ihren Sinn nur auf möglichst schnellen Geldgewinn gerichtet haben.

Die Öde und Langweiligkeit der meisten Kokospflanzungen ist bekannt. Vielleicht ergibt es sich aus dem praktischen Nutzen, daß jede landschaftliche Schönheit aus ihrer Nähe verbannt zu sein pflegt; ich will darüber nicht rechten, wenn ich auch bestimmt glaube, daß eingeschlossene Stückchen wilden Busches oder einzelne schöne Laubbäume keinen Schaden machen würden. Daß aber auch das Heim des Pflanzers und seine Umgebung gar so nüchtern sein muß, habe ich nie verstehen können in einem Lande, wo die Pflanzen bei geringer Pflege herrlich gedeihen. Leider ist bei den meisten weißen Ansiedlern wenig oder kein Schönheitssinn zu merken; sie lassen sich die schablonenmäßigen Tropenhäuser aus Sidney oder irgendwo her zerlegt kommen und stellen sie auf, ohne eigenen Geschmack oder irgend eine Änderung. Sie scheinen nur ans Geschäft zu denken, beschränken und behelfen sich in allem, (leider mit der einen Ausnahme des Alkoholgenusses), um möglichst bald wohlhabend in die Heimat zurückzukehren, wenn sie nicht das Erworbene in Australien in protziger Weise verjubeln, wie manche Coprahändler der alten Zeit. Dieser Standpunkt ist unsympathisch und unzweckmäßig. Ein gutes, angenehmes Leben während der Arbeit, bei Einschränkung der Spirituosen, eine geschmackvolle, gepflegte Umgebung, zu der der fleißige Arbeiter gern zurückkehrt, alles das muß mehr dauerndes Glück, ja Wohlstand versprechen, wenn es auch nicht gleich so den Anschein hat. Es hängt auch eine mildere Behandlung der Arbeiter damit zusammen, wenn man sich und anderen Lebensfreude gönnt und nicht in dem schwarzen Diener nur die Arbeitsleistung sieht, die möglichst gesteigert werden muß.

Alles, was wir bei dem jungen, frischen Ehepaar sahen, war erfreulich. Die gepflanzten Palmen gediehen trefflich, die Gemüseversuche im Garten waren erstaunlich, und an eingeborenen Arbeitern fehlte es nicht, vielleicht weil der Ton, den die Pflanzersleute zu letzteren anschlugen, ein menschlich freundlicher war. Wenn sie auch in den

ersten Jahren, da die Palmen noch nicht tragen, manche Sorge haben mußten, so hoffte ich doch, daß die Zukunft für sie recht gut und gedeihlich werden würde. So dachte ich damals, und zu meiner Freude gab mir die Wirklichkeit recht. Erst kürzlich erfuhr ich durch einen Brief, daß es Hansens ausgezeichnet gehe und sie vorwärts kämen.

Am nächsten Morgen, Mittwoch, den 23., setzte man uns in der Frühe mit einem Floß über den Sóloba-Fluß, und in dem 5 Minuten entfernten Dorfe Busso verabschiedete sich Herr Hansen von uns; wir hörten noch, wie er die Eingeborenen einlud, das Weihnachtsfest mit ihm zu verleben.

Unsere Wanderung gestaltete sich recht beschwerlich; wir gingen durch hohes Waldland, dessen Boden kein Kalkfelsen, sondern eine Art Tonmergel bildete. Die Wasserläufe hatten tiefe Schluchten hineingerissen, und dauernd mußten wir auf dem fettig-rutschenden Erdreich 30—50 m steil hinunter- und hinaufklimmen. Der Fuß fand kaum Halt, und man konnte es bei aller Vorsicht nicht verhindern, ins Gleiten zu kommen. Endlich, nach dreistündiger, mühsamer Wanderung, ging es zum letztenmal hinab zum Strande, wo das hübsche Kap Colon mit seiner scharf vorspringenden Nase den Blick erfreute. Es grenzt nach Norden die kleine Bucht von Kánam ab, die, wie wir schon von Herrn Walden gehört hatten, in der Sage eine Rolle spielt. Ein kleiner Booteinlaß im vorgelegenen, schmalen Korallenriff war deutlich erkennbar. Nun ging es etwa 15 Minuten durch Mangrovenbusch, der bei Hochwasser fast unpassierbar ist, dann in langsamem Aufstieg 20 m hoch zu dem Dorfe Bokalis. Eine gute halbe Stunde weiter kam dann der Dorfteil Kunári in der Landschaft Lokon, unseres Soldaten Sivin Heimat. Wir blieben fast eine Stunde in dem hübschen Dorf, das von einem Bach durchflossen ist. Freilich konnten wir nicht viel sehen, denn es regnete heftig.

Eine Stunde hinter Kunari trifft man nach übersteigen eines Hügels, der eine gute Aussicht auf den Berg Lagogo bietet, auf die Grenze von Lokon. Hier hatten wir das Sprachgebiet, in dem wir die nächste Zeit verleben wollten endlich erreicht, das von **Kantebu**,

wie man es nach dem zentral an der Kandanbucht gelegenen Platz nennt, also nach siebentägigem beschwerlichen Wandern. Pulu ist die erste Dorfschaft hier. Der Weg führt auf der Höhe, und wir machten einen kleinen Abstecher, um das Dorf Mila am Strande zu sehen, wo mehrere Boote mit hübschen „Hahnenfeder-Galionen“ lagen. Auf die Straße zurückgekehrt, ging es bald danach um eine Bergnase Vatmerehabu herum (vat = Kopf), bis wir auf der Höhe der nächsten Dorfgemeinde Silom waren. Von dort stiegen wir nach dem Strandplatze Kaipulut hinab, der uns die Nacht aufnehmen sollte. Auf dem Wege dahin, noch etwas entfernt vom Dorfe, zeigte man uns im Busch den herrlichen Badeplatz, den wir voll Freuden benutzten. Es waren zwei mit Korallensteinen ummauerte Becken; in das kleinere ergoß sich das Wasser unmittelbar aus dem Stein, so daß man im Wasser badend trinken konnte. Da schwelgten wir nach dem heißen, ermüdenden Gehen, denn das Wasser war prachtvoll. Auch mit dem Dorfe hatten wir es gut getroffen, es lag hübsch am weißen Sandstrand, und die Bevölkerung, noch wenig vom „Verkehr“ getroffen, zeigte sich sehr freundlich und brachte Taro, so viel wir wollten. Trotz der guten Rast in Kaipullut fand uns der nächste Tag etwas ermüdet, und ohne Vergnügen trotteten wir in den Morgenstunden auf dem langweiligen, von niederem Busch umgebenen Wege, der immer oberhalb des Strandes blieb und keine Aussicht auf das Meer und die daran gelegenen Dörfer hatte. So passierten wir Penatkin ohne etwas davon zu sehen. Erst nach einer Stunde ging es wieder zum Strande hinab, und ein klarer, rascher Bach von etwa 10 m Breite kam vor unseren Augen aus dem Fels und mündete nach kurzem Lauf ins Meer. Auf einem Baumstamm über dem Wasser sitzend, nahmen wir unser erstes Mahl, Biskuit und Wasser, das uns herrlich mundete und so stärkte, daß wir frohen Mutes weitergingen. Wieder wandte sich die Straße inlands vom Meere ab, so daß man von den am Strande liegenden Dörfern nichts merkte. Nach einer halben Stunde kamen wir an ein Gehöft am Strande; es hieß Búlala und gehört zu Kánabu, einer Dorfgemeinde, die die östliche Hälfte der Halbinsel von Lemeris einnimmt. Schön baute

sich das ins Meer vorspringende Land vor uns auf, das wir nun erstiegen.

Bei dem Dorfe Lemeris, das auf der 20 m hohen Halbinsel in Weghöhe liegt, führt ein Weg an der Steilwand zum Strande hinab, an der Westecke, wo die Halbinsel ins Land verschmilzt. Unten ist eine schmale Sandstrandebene, und am Fuß der Wand sind Höhlen im Kalk, die gelegentlich Wohnungen für die Fischer abgeben. Pining heißt der sagenreiche Platz. Ungewöhnlich schöne Boote fanden wir, auch alte Schnitzereien waren in einer der Höhlen aufgestellt.

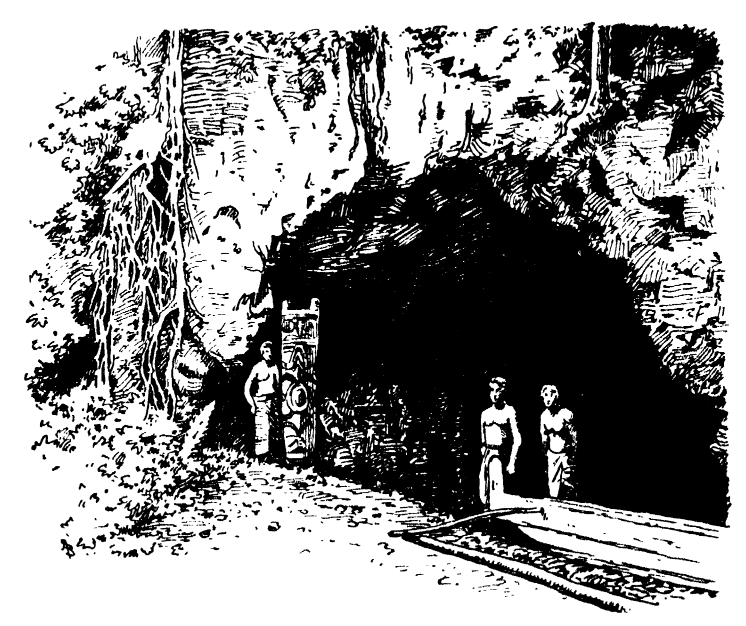


Bild 39. Höhle am Sagenstrand Pinis bei Lemeris, darin die Eingeborenen Boote und Schnitzwerke aufbewahren. A. B

Prachtvoll war die Landschaft, alles Größe und Erhabenheit. Stürzende Quellen, die gleich als Fluß mit ungeheurem Wasserreichtum dem Stein entfließen und die kurze Strecke über den Sand dem Meere zueilen, eine gewaltige Brandung, die zerrissene Steilküste, alte, ungeheuerliche Bäume, alles wild, ohne sanfte Anmut, aber herrlich und schön!

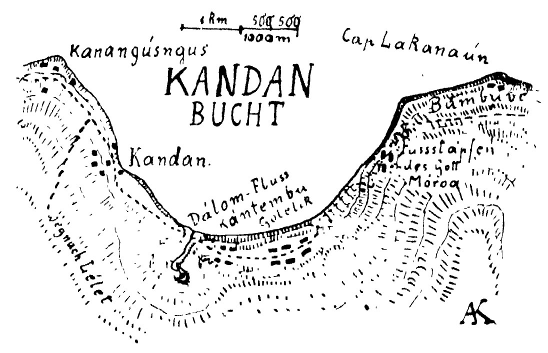
Bald versperrte die ans Meer tretende Steilwand den Weg, und man mußte über die Felsen hinaufklettern. Eine Strecke gings nun oben weiter, immer abseits von menschlichen Siedelungen; starke Regengüsse, deren Spender, die Wolken, von den Bergen festgehalten werden, machten den Lehmweg schlüpfrig. Schon 10 Minuten hinter Pining mußten wir hinab, über eine reißende Felsenquelle hinüber und gleich wieder hinauf. Die Bergausläufer treten immer näher an den Strand und nötigen den Weg noch mehr nach oben, wo er durch Taropflanzungen und Busch geht. Der große Haupt-Berggrat, der vom Peletgebirge herabkommt, naht sich und muß in 30—40 Meter Höhe



Bild 40. Die Kandan-Bucht. A. B.

bei strömendem Regen umgangen werden. Das ist das hohe Kap von Bumbuve. Eine halbe Stunde Weges jenseit des Kaps kommt man plötzlich an eine Felswand, und eine herrliche Bucht tut sich auf, die Kandan-Bucht, in die man auf steilen Felsentritten hinabsteigt. Eine besonders ausgebildete, fußsohlenähnliche Stufe wurde als Fußstapfen Moroas, des obersten Gottes, bezeichnet. Ein schöner Blick auf Kap Kanangúsngus belohnt unsere Mühe. Unten, inmitten einer garten- oder treibhausähnlichen Vegetation von schönen, kleineren Palmen und Tropenpflanzen, geht der Weg auf schmalem Strandland. Über ein halbes Dutzend Quellbäche, die

dem Fuß der Wand entströmen, müssen durchwatet werden. Dann geht es wieder zur Höhe hinauf, mehrere hübsche Weiler liegen am Wege, bis bei **Katambu** ein Abstieg uns zum wilden **Dalomfluß** bringt, der nur bei Hochwasser befahrbar ist, weil dann das hereinströmende Seewasser einen ausgleichenden Gegendruck ausübt, gegen die zu Meere schießenden Wassermassen. Wir hatten gerade Hochwasser, und unter lautem Geschrei und Eifer der Jungen



Karte VII.

wurde in einem Floß, gleich den indischen Katumarams, die bei Ceylon die Dampfer zu umschwärmen pflegen, nach und nach alles herübergeführt. Einer der schwarzen Jungen stand am diesseitigen, ein anderer am jenseitigen Ufer im Wasser, dieser stieß das Fahrzeug hinein, wo es sehr schnell schräg hinüber mündungswärts schoß, dann die Richtung änderte und nach rückwärts, dem Ufer zu, glitt, wo es von dem anderen Jungen gepackt und heran gezogen wurde.

So vollzog sich der gefürchtete Übergang leichter, als wir geglaubt hatten, und in einer halben Stunde war alles am anderen Ufer. Nach 10 Minuten Weges mußten wir wieder über einen steilen Küstenberg, da der Strandweg durch das Hochwasser verlegt war; jenseit lag am Strande das Dorf **Kandan**. Wieder gings hinauf, hinab und schließlich auf einem hohen Wege weiter, der ab und zu einen schönen Ausblick auf die Bucht bot, aber wieder nichts von den Stranddörfern merken läßt, als die Einmündung der Wege, die zu

ihnen führen. So passierten wir das Westkap von Kanangusngus, ohne von diesem Dorf etwas zu sehen. In ermüdendem Auf und Ab ging es weiter, und da es der Christabend war, der da kommen sollte, sang ich unsere bekannten, lieben Weihnachtslieder. Unter den Klängen von: „Kommt ihr Hirten, ihr Männer und Frauen“, legten wir die letzte Strecke zurück. Der Weg wurde breiter, und die Schönheit und Größe der Bäume ließ ein Dorf vermuten. Wirklich ging es geraden Wegs hinein in einen großen, reingehaltenen Dorfplatz, der von guten, stattlichen Hütten umgeben und von hohen Wipfeln beschattet war. Von ihm aus führt eine Allee von sehr alten Bäumen zum Strande zu den Männerhäusern. Das Schönste für uns war wieder ein heller Bach, in dem wir uns badend und trinkend erholten von der Wandermühe. Dieses Dorf, Loásigi, wurde natürlich unser Nachtquartier, denn besser konnten wir es gar nicht treffen, und so verlebten wir hier den heiligen Abend. Als es ganz dunkel war, baten wir die Dorfleute, die bescheiden in einiger Entfernung von uns saßen, ein Feuer zu machen, und alsbald schleppten ihre Jünglinge lange, trockene, zusammengebundene Kokoswedel herbei, die im Verein mit zerschlagenen Bambusstangen bald sehr hell und hoch aufflammten unter den feierlichen, alten Bäumen und uns beleuchteten inmitten der dunklen Menschen einer fernen Zone. Wieder sangen wir unsere alten Christlieder: „Es ist ein' Ros' entsprungen“ und andere. Dann nötigten wir die Eingeborenen zu gleichem Tun, und sie sangen eine sanfte, fremdartig-schöne Weise, die in harmonischer Molltonart an ungarische Melodien erinnerte. So schloß dieser Weihnachtsabend feierlich und stimmungsvoller als so mancher daheim, der im lärmenden Getriebe der Großstadt dahingeht. Wir waren an diesem Tage 7 Stunden ohne Pause gewandert und genossen die Ruhe im guten Hause des Häuptlings ganz besonders.

Der 25. Dezember ging mit leichtem Regen an, doch schritt es sich auf den etwas sandigen Wegen ganz gut. Eine Strecke weit hatten wir zu beiden Seiten sehr schönen Palmenwald, der in der Nässe glänzte, er bestand zumeist aus einer kleineren, der Areca verwandten Art, und aus vielen und schönen Cykas-Palmen. Die Kokos-

palme habe ich in den Wäldern nie angetroffen. Zwei Flüsse wurden auf Baumstämmen überschritten; bei dem dritten, der in einem schwarzen, schlickigen Mangrovesumpf endete, war der Steg so glitschig, daß es ein Kunststück war, hinüberzukommen. Ich erinnere mich noch des Herzklopfens, als ich darauf hin und her wankte, gewärtig, jeden Augenblick in den tiefen, dunklen Schlamm hinabzusinken. Aber wie schon so oft in ähnlichen Fällen verlieh die Gefahr größere Geschicklichkeit und ich behielt das Gleichgewicht. Nachdem der Übergang geglückt war, führte der Weg auf eine kleine Höhe, auf der das Dorf Málom liegt, dann nach einer Viertelstunde wieder hinab, und wir mußten durch den reißenden Léndan-Fluß. Nach weiteren 10 Minuten kam eine Überraschung: Ein etwa 5 m breiter und ½ m tiefer Fluß lud durch sein klares Wasser zum Trinken ein. Als wir es zum Munde führten, war es so salzig, daß wir es nicht trinken konnten. Unsere Träger erzählten lachend, es sei der Salzfluß Lúlu. Ähnliche Erfahrungen sollten sich noch wiederholen in Mittel-Neu-Mecklenburg. Der von jetzt ab ebene Weg wurde noch von verschiedenen Flüssen unterbrochen, zuletzt von dem 15 m breiten Katéndan, über den wir uns tragen ließen, und nach weiteren 1¾ Stunden über sandigen Weg standen wir vor dem großen Kónomo-Ästuar, das die von der Regierung gewählte Grenze zwischen Nord- und Süddistrikt damals darstellte. Diese zirka 1 km breite Mündung ist so tief, breit und sumpfig, daß man sie nur bei Niedrigwasser im seichten Meer umgehen kann. Das bedeutet einen Weg von 1 km im Meerwasser watend zurücklegen, und unser Verlangen stand stark nach einem Boot. Unser Gepäck war weit zurückgeblieben, wir mußten eine Weile am Strande warten. Vor unseren Augen watete eine größere Anzahl Weiber durch das Meer, denen das Wasser bis an die Achseln ging, sie wollten zum Markt und trugen ihre Waren oder Körbe auf dem Kopf oder hielten sie mit den Händen hoch. Diese Markt-Einrichtung, der wir hier zuerst begegneten, kommt weitverbreitet in Melanesien vor, während sie auf den Inseln ostwärts fehlt.

Am Katendan hatte Krämer einen alten Bukaneger, den

Händler Avokas, getroffen, der sich in Panagúndu niedergelassen hatte. Der verhalf uns zu einem guten Auslegerboot, worin wir als erste die kleine Seereise machten. Das Wasser war anfangs klar und so seicht, daß das flache Boot nur mühsam geschoben werden konnte und unser Hund munter nebenher sprang. Allmählich kamen wir in den Bereich des Flusses, das Wasser wurde tiefer, bräunlich-schwärzlich-trübe. Da wurde es dem Hund Lut, der die Reise gar kein Ende nehmen sah, in dem undurchsichtigen Wasser unheimlich und er strebte mit aller Macht ins Boot. Wir nahmen ihn herein, war es doch sehr wahrscheinlich, daß der Fluß Krokodile enthielt,* denen er eine willkommene Beute gewesen wäre.

Am anderen Ufer begann nun der Norddistrikt, und mit ihm breite, fahrbare Wege und überbrückte Flüsse. Es war 2 Uhr geworden, als wir den heißen, sonnigen Weg betraten, der hier in seinem Anfang ganz im Mangrovebusch dahinlief.

Die Mangrovenhaine bilden eine der merkwürdigsten Erscheinungen der heißen Zone, und da sie nur wenigen Menschen hier bekannt sind, verlohnt es sich wohl, einige Worte über diese Wälder des Meeres zu sagen. Auf meinen Reisen in der karolinischen Inselwelt hatte ich viel Gelegenheit, Mangroven in ihren verschiedenen Formen kennen zu lernen, und ich habe alle Arten, deren ich nur habhaft werden konnte, im Bilde festgehalten. Als ich diese saftgrün-üppigen Wälder zuerst kennen lernte, konnte ich lange nicht begreifen, daß sie keinen festen Boden unter sich hatten, sondern tiefen, schwärzlichen Sumpf, der sich bei Hochwasser füllt, so daß die Bäume im Meere stehen. Die Belaubung wirkt auf den ersten Augenblick einheitlich, (sie ist durchweg gelblicher getönt als die der anderen Bäume), erst beim näheren Hinschauen unterscheidet man spitze, rundliche, große und kleine Blattformen, die alle lederartig hart sind. Auffallender sind die Blüten und Früchte. Da glühen an schlanken Bäumchen hie und da rote Blüten, wie Alpenrosen, andere zeigen aus dem fünfzackigen, rotabgetönten Kelch eine reiche Staubfadenkrone, die meisten sind grün und hart, wie auch die Früchte. Eine Art mit riesigen, ungenießbaren „Granatäpfeln" fiel mir auf, war aber seltener; die große

Menge der Mangroven hat zigarrenförmige Früchte, die bei einigen mittelgroß wohlgeformt, bei anderen klein und schlank und wieder bei anderen sehr langgezogen niederhängen. Was aber diese Pflanzen am meisten kennzeichnet, ist das Stelzenwerk der Wurzeln, die von beträchtlicher Stammeshöhe aus bogenförmig herniederstreben und netzförmig sich kreuzend den Grund gewinnen. Bei einigen Arten gehen von den Zweigen Luftwurzeln aus, wie bei Bananenbäumen, bei anderen ragen steinharte, knollige Spitzen aus dem weichen Schlamm empor. Dieser blauschwarze, gerbstoffhaltige Schlamm, den die Mangroven bilden, ist es im Verein mit ihrem Wurzelgewirr, der das Betreten solcher Gebüsche fast unmöglich macht. Drollig sehen die zigarrenförmigen Früchte aus, die man senkrecht halb aus dem Wasser ragend dahintreiben sieht. Fallen sie bei Niedrigwasser in den Schlamm, so bleiben sie stecken und treiben aus. Aber auch schwimmend vermögen sie Blätter zu entwickeln und treiben als kleine Büsche irgendwo an fernem Gestade an; sie vermehren sich, bilden Dickichte, die das Land als fester Gürtel gegen die Meeresflut schützen und unter besonderen Verhältnissen können sie Neuland bilden.

Dieser Busch, in dem die Straße gebaut ist, war im Begriff, sich aus dem ungangbaren Sumpf in Land zu verwandeln, immer noch feucht, ist er doch schon begehbar, und je mehr der Zusammenhang mit dem Meere schwindet, je sicherer schreitet dieses „Landwerden" voran. Bald kam gerodetes Land und ein großes Wellblechhaus: Eine Missionsstation sollte hier entstehen. Das Haus war von dem amerikanischen Wesleyaner Pearson erbaut, der es in Bälde zu beziehen gedachte, und lag in der Nähe des großen, volkreichen Dorfes Panagúndu. Hier zweigte sich denn auch ein schmaler Pfad seewärts ab, der nach dem besagten Dorfe führte. Es dauerte aber noch eine Viertelstunde, bis wir den Hauptteil des Dorfes, Läbagan genannt, und den Meeresstrand erreichten, denn Panagúndu, am Orte selbst Panegëndu geheißen, liegt auf einer Halbinsel wie Kanabu, nur, daß diese hier statt 20 m nur 2 m hoch ist. Das mit Wellblech gedeckte Haus des schon erwähnten Buka-Händlers diente uns als Unterkunft. Wir wußten damals nicht, daß wir Lámasong noch am gleichen Tage

hätten erreichen können, da es nur 1½ Stunden entfernt lag. Eine Bewegung unter unseren Dienern entstand; es waren Wiedersehensszenen zwischen ihnen und den inzwischen mit der „Langeoog“ in Lamasong eingetroffenen anderen Jungen, deren einige nach Panagundu gekommen waren, vielleicht aus Zufall oder auch in der Absicht, nach uns auszublicken. Erst am folgenden Morgen näherten wir uns endlich unserm Ziel. Nach kurzem Marsch auf der morgenfrischen Sand-Straße erblickten wir eine weißgekleidete Gestalt. Es war Herr Walden, der uns entgegenkam und begrüßte, und den wir nun auf diese Weise kennen lernten. Kurz vorher hatten wir das erste Rasthaus bemerkt. Auf der ganzen 150 km langen Straße vom Konomo bis nach Käwieng haben die Eingeborenen auf Wunsch der Regierung etwa alle 10—20 km diese Unterkunftshäuser für die Reisenden errichtet, die eine große Erleichterung für letztere bedeuten. Nun ging es noch auf Brücken über zwei Flüsse, den Kununuva und Korovinai, und dann winkte vom breiten Sandweg aus, weithin sichtbar, das Rasthaus Tangätupi, unser künftiges Heim, und mit ihm war das Ziel erreicht.



Bild 41. Unsere Lager und Wohnhäuser am Strand zu Lámasong. A. B.

In Lámasong.

Nordwärts von der weit ins Meer vorspringenden flachen Halbinsel von Panagundu dehnt sich die langgestreckte Bucht von Lámasong aus, in welche mehrere kleine Flüsse münden, die sich in dem ebenen Vorgelände durch sumpfige Wälder schlängeln. Das ganze flache Land bis zum Fuß des fernher winkenden Gebirgsstockes scheint Schwemmland zu sein mit Unterbrechung einiger Bodenwellen und Felsen. Meerwärts hat sich vor dem flachen Land ein erhöhter Sandwall gebildet von ziemlicher Breite, und so ist der in weiten Lagen vertretene Sumpf zu erklären. Die Straße liegt noch auf dem Wall, ebenso das Rasthaus und die Expeditionshütten. Sie standen auf einem geräumigen, freien Platze, von hohen Bäumen umgeben, zwischen der Straße und dem weißen Strande des Meeres. Jenseit der Straße ist niederer Busch, solcher, der vor absehbarer Zeit Pflanzungsland der Eingeborenen war und nun in seinen wilden Zustand zurückfällt. Hier hatten die Jungen im rechten Winkel zur Küsten-

linie einen Weg bis zu dem etwa 5 Minuten entfernten Korovinai-Fluß geschlagen. Geht man darauf, so wird der Boden nach wenigen Schritten schwärzlich-fettig, dann feucht, und die Lücken zwischen dem dichten Wurzelgewirr der Bäume füllen sich bei steigender Flut mit Wasser, es kommt wieder eine trockenere, etwas höhere Stelle, bis dann nahe gegen den Fluß hin ständig der schwarze Schlamm zwischen den bandartig hingelagerten Baumwurzeln unter Wasser steht, bis die Wurzeln, die in den Fluß hineinragen, jäh aufhören und dem rasch fließenden Wasser den Platz freigeben. Da der Fluß uns das Wasser lieferte, mußte dieser Weg täglich oft von den Jungen zurückgelegt werden, aber auch wir nahmen dort häufig unser Bad. Es war eine Freude, sich mit hohem Satze in das tiefe Wasser zu stürzen, das einen gleich eine Strecke weit mit fortriß.

Von dem Rasthaus Tangàtupi bis zum Dorfe Làmasong geht man noch etwa zwanzig Minuten, und das ganze Gelände von Panagundu bis über Làmasong hinaus trägt den soeben beschriebenen Charakter des Schwemmlandes, nämlich den breiten, weißsandigen Strandwall und den landwärts anschließenden, sumpfigen Busch. Landschaftlich reicht dieses neue Expeditionslager nicht entfernt an die Schönheit des ersten von Muliama heran, doch erwies es sich als angenehm und geeignet für unsere Zwecke, da man bequem nach allen Seiten hin auf dem flachen Lande wandern konnte. Allerdings waren die nächsten Hütten, wie soeben erwähnt, nicht ganz nahe. Vorläufig empfing uns Behagen und Freude. Es war ja der zweite Weihnachtstag, an dem wir angekommen waren. Herr Walden hatte von allerhand Kuchen und Konfekt, das ihm selbst geschenkt worden war, einen allerliebsten Aufbau auf dem Kaffeetisch errichtet, der in einem offenen Speisehause unter den Strandbäumen stand. Herr Schilling und unser chinesischer Koch kamen uns erfreut entgegen, ersterer hatte sich schon um unser Ausbleiben gesorgt und war uns am Tage vorher umsonst entgegengegangen. Wirklich war die „Langeoog“ gleich nach unserem Abmarsch gekommen, alle Sachen waren darauf verschifft und ein Teil unserer schwarzen Bedienung nach Matupi und Herbertshöhe abgeschoben worden, so daß mit den schwarzen

Jungen vom Marsche nur etwa ein Dutzend übrig geblieben waren. Dazu kamen zur Zeit noch die drei Diener von Herrn Walden, die er dann später mit sich nahm. Außer dem erwähnten Speisehaus stand eine Schlafhütte für Walden und Schilling, ein Kistenschuppen, das Jungen-Schlafhaus, die Küche und die Kochwohnung auf dem Platz. Letztere, die Kajüte eines gestrandeten Schiffes, die man gefunden hatte, war so kurz, daß der arme Chinese mit halbgekrümmten Beinen schlafen mußte, bis bald darauf durch Anbau diesem Übel abgeholfen wurde. Für unsere Unterkunft und einiges feinere Inventar hatte man das größte und beste der Häuser, jenes schon vorhandene Rasthaus frei gelassen, in dem wir uns nun einrichteten. Während



Bild 42. Unser Rasthaus Tangatupi zu Lämasong. A. B.

alle übrigen Häuschen im Halbkreis nahe am Meere unter den Strandbäumen lagen, war dieses durch den großen Platz von ihnen getrennt und lag an der Straße. Es war das übliche Tropenhaus der Weißen, aber von Eingeborenen ohne europäische Mittel hergestellt. Der

Fußboden, in ¾ Mannshöhe über der Erde, ruhte auf dicken Pfählen; um einen ungeteilten Mittelraum lief die übliche Veranda, seeseitig und straßenwärts führte je eine Treppe hinauf, und daran anschließend eine Tür ins Innere, in dem Bett, Tisch und allerlei Kisten Aufstellung fanden. Der Raum, dem die umlaufende Veranda das Licht fortnahm, war im Halbdunkel und hatte nur lukenartige Fensteröffnungen. Wände und Fußboden bestanden aus halbierten Palmstämmen. Das innen unverkleidete Dach war mit Blättern der Sagopalme gedeckt, die leider als beliebte Nahrung einer kleinen Raupenart schnellem Vergehen anheimfielen. Von unserer hinteren Veranda blickte man über den freigeholzten Platz, der fast zu groß war, um schön zu sein, einige junge Kokospalmen sind auf ihm nahe der Straße angepflanzt; hinter den Strandbäumen liegt der schmale Uferstreifen von sauberem, feinen Sand, der bei Flut ganz mit Wasser bedeckt ist und dann unbenutzbar wird. Im Meer, gerade vor unseren Blicken, liegen in der Nähe der Brandung einige von Möwen umflogene Sagensteine und dahinter, fern im Meer, die Inseln Tabár und Tatau, auf Karten Gardener- und Fischer-Insel genannt, und geben dem Auge in ihren zackig abgestuften Bergumrissen einen hübschen Ruhepunkt.



Bild 43. Ahnensteine auf dem Riff vor Lámasong. In der Ferne Tabar. E. K

Die lange Lámasong-Bucht ist gerade an der Stelle unserer Niederlassung etwas tiefer ausgewölbt. Das zirka 200 m breite Korallenriff hat einen leidlichen Booteinlaß und davor einen notdürftigen Ankergrund für Schiffe, der allerdings bei starken, auflandigen Winden unbenutzbar ist. Wir waren deshalb froh, daß unsere Sachen glücklich gelandet waren. Anfangs litten wir in dem Rasthause unter den

vielen Moskiten, die offenbar von dem niederen, dichten Buschwuchs jenseits der Straße herüberkamen. Wir beschlossen daher, diesen Busch eine Strecke weit fortschlagen zu lassen, und mit Feuereifer gingen unsere Diener an das ihnen vertraute Geschäft des Buschschlagens, Rodens und Abbrennens. Bald lag ein Stück von etwa fünfzehn Metern im Quadrat geklärt vor uns, das ich umzäunen ließ, um einen Garten darauf anzulegen. Wie schon erwähnt, waren unsere Lebensmittel knapp bemessen, Speisen von den Eingeborenen schon wegen der Entfernung schwer zu bekommen, und da wir doch voraussichtlich immerhin mehrere Monate an diesem Platze vor uns sahen, verlohnte es sich, einen Versuch zu machen. Ich packte meine europäischen Sämereien aus, zu denen die von Frau Adelmann gespendeten Bohnen, Mais, sowie einige chinesische Salatsamen und Bohnenarten kamen, die der Koch noch aufbewahrt hatte, und besäte die abgeteilten, durch schmale Steige getrennten Beete mit Bohnen, Gurken, Kürbis, Mais, Tomaten, Spinat, Salat, Möhren und anderen Herrlichkeiten. Aus den noch übrigen Maiskörnern ließ unser Tondo nach eigenem Geschmack außerhalb des Zaunes wunderbare Gartenanlagen und Wegeinfassungen entstehen, die nur leider ab und zu unliebsame Besuche durch die Dorfschweine bekamen. Von den Frauen des Dorfes erhielt ich noch Süßkartoffeln-, Bananen-, Yamsstecklinge sowie Pflanzen, deren Blätter als Gemüse von ihnen verspeist werden. Das gab viel Freude und kleine Sorgen: Einige Pflanzen wollten nicht kommen oder vergingen wieder, auch war der Grund des Gartens, eine dünne Humusschicht über Meersand, nicht allzu gut, doch gab uns gerade diese Bodenbeschaffenheit Anlaß zu einer wahren Errungenschaft. Wir ließen nämlich innen am Eingang des Gartens ein meterbreites Loch graben, das schon bei 2 m Tiefe Wasser gab. Es wurde nun noch bedeutend vertieft, gereinigt, mit Sand innen bestreut, und schon am folgenden Tage hatten wir ein leidlich gutes, süßes und klares Wasser, das abgekocht sogar zu Getränken Verwendung fand. So konnte nun der beschwerliche Weg zum Fluß wegfallen und der Koch jederzeit reichlich von dem edlen Stoff bekommen, ein rechtes Glück in Anbetracht der Reinlichkeit, denn Wassermangel

wirkt auf einen chinesischen Koch nicht gerade vorteilhaft. Bekümmerte ich mich genügend um den Haushalt, so ging alles nach Wunsch, und man konnte keinen besseren, sparsameren Koch denken, immer willig und geradezu erfinderisch in seinem Fach. Sehr zu Hilfe kamen uns beim Wirtschaften die in dieser Gegend üblichen Märkte. Zweimal in der Woche kommen die Weiber von Lámasong, Panagundu, von den Bergdörfern Konombin und Kanós an der Mündung des Korovinaiflusses zusammen, wo sie Erdfrüchte wie Taro, Yams, Süßkartoffeln und Baumfrüchte gegen Krebse, Fische, Kokosnüsse, eßbaren Seetang und anderes eintauschen. Wir bekamen für unseren Mittagstisch die beliebten Yam und Taro und lernten manche gute Baumfrucht kennen und schätzen, darunter die hellgrün-blanken, fleischigen *nat* von der Größe einer guten Zitrone mit länglichem, kantigem Kern.



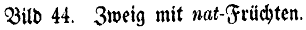
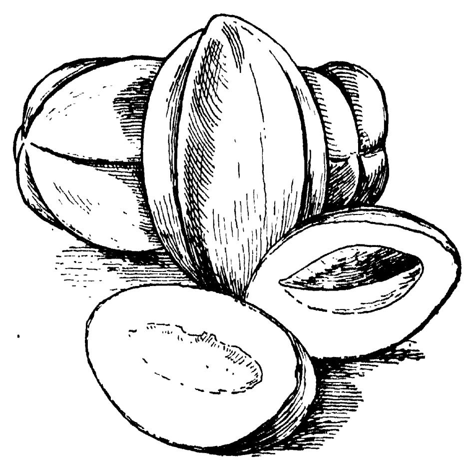


Bild 44. Zweig mit *nat*-Früchten.



Die zartfleischigen *nat*-Früchte. A. B.

In ihrer Form könnte die Frucht an eine Kakaobohne erinnern, sie ist melonenartig gerieft, der Geschmack, etwas fad-süßlich mit schwacher Salzbeimengung, läßt Säure vermissen; doch gewöhnt man sich sehr daran. Auch eine andere süße, sehr zarte Frucht, *evengói*, bekamen wir ab und zu, die etwas köstlich Schmelzendes im Geschmack hat,

leider zerfällt sie, die an sehr hohen Bäumen wächst, meist zu sehr beim Herabkommen und wird unansehnlich. Auf den Märkten ist natürlich lebhaftes Stimmengewirr, und schon von weitem kann man das plappernde Durcheinander hören. Ich schätze, daß etwa ein bis zwei Dutzend Frauen aus jedem Dorfe da sein mochten. Die Inlandsfrauen sollen karg sein mit ihren Erdfrüchten, auch haben die Lámasong-Leute selbst Taro und Yam, trotzdem gehen sie den Handel mit den Bergweibern ein und erhalten so den Markt aufrecht, damit die Weiber nicht ausbleiben, die Sitte und auch ihre Männer wollen es so haben. Die Totem-Älteste von Lámasong ist zugleich eine Art Vorsitzende des Marktes, sie hat in Streitfällen zu entscheiden und kann Anordnungen treffen. Man zeigte sie mir, es war die Frau Kiseis, Gattin des Häuptlings Bagáravut. Sie ist eine *äne-auráng* = „große Frau“ und man sagt, sie beherrsche im Dorfe ihre Damen mit Weisheit und Gerechtigkeit. Ich achtete ein wenig auf die Marktwerte und Verteilung der Waren. Die Taro wurden zu vieren ausgesucht und meistens so verhandelt; Sumpfkrebse *(ävakaum)*, davon die weiblichen, an den weniger behaarten Beinen kenntlich, weit mehr geschätzt sind, wurden zu fünf Stück zusammengebunden; die Seetangbündel, wovon ich vier bis fünf Arten sah, pflegten zwei Hände zu füllen. Eine Art dieses eßbaren Tangs hatte schmale, runde Ranken, etwa Fadennudeln vergleichbar, eine andere traubenförmige Büschel, die an Perlhyazinthen erinnerten, wieder andere waren korallenartig verzweigt oder gar farnblättrig. Alle sind dunkelgraugrün, fleischig und haben einen salzig-fischigen Geschmack. Auch Kalmare, Oktopus und Spitzmuscheln kamen vor, waren jedoch selten. Die Fische, davon die größten bis zu anderthalb Handspannen Länge haben mochten, kamen geröstet oder gekocht auf den Markt, auch eine winzige Art war gekocht und wurde in Blätterdüten zum Kauf angeboten. Eine solche Düte enthielt etwa eine gute Handvoll Fische. Süßkartoffeln und Yams waren seltener und wurden verschieden verhandelt, eine kleine Art Yamskartoffel, *parik*, war sehr beliebt, sie war weich und zart und hatte das Gefüge von jungem, gekochten Kohlrabi. Tabak eigenen Gewächses kam getrocknet und zu Zöpfen verflochten in den

Handel, auch Regenschutzmatten, die die Frauen dachartig auf den Kopf nehmen, sah ich und kaufte selbst eine.

Die Lámasong- und Panagundu-Weiber pflegen zuerst auf dem Platz zu sein und warten auf die tarobringenden Bergbewohnerinnen. In Panagundu war seinerzeit großer Mangel an diesen Feldfrüchten, ungünstige Witterung, wohl auch eine gewisse Trägheit und Übermut der Leute mochten die Schuld daran tragen. Sobald die Taroweiber kommen, bauen sie ihre Taro zu vieren in Häufchen auf, die Küstenfrauen ergreifen ihre Waren und gehen damit zu ihnen, sie zeigen auf die gewünschten Taro und geben nach Einwilligung der Besitzerin ihr eigenes Paket dafür her. Für vier Taro bekam man entweder ein Seegrasbündel oder vier bis fünf Krebse, oder vier *nat*-Früchte, oder eine reife Kokosnuß. Für einen mittelgroßen Fisch wurden zehn Taro gegeben. Wir benutzten zu unseren Einkäufen Stangentabak, Perlen, kleine Seifen, Parfümfläschchen und ähnliches; Tabak ist aber immer die beste Münze. Bald ist alles eingetauscht, die Weiber der Bergdörfer füllen am Meer ihre langen, dicken Bambusrohre mit Seewasser, um ihren Speisen das erwünschte Salz geben zu können, dann machen sie sich auf ihren weiten, mühsamen Heimweg, und auch die anderen Frauen kehren in ihr Dorf zurück. Die Weiber sind auch hier sehr fleißig und scheuen weite Wege bei schwerer Belastung nicht.

Täglich sah ich die von Lámasong am Wege vorbeigehen nach ihren weit entfernten Pflanzungen; die großen aus Palmblättern geflochtenen Rückenkörbe trugen sie mit dem Kopf an einem Bastriemen. Sie bringen die Tarosetzlinge auf die Felder und kommen nach mehreren Stunden schwer bepackt mit reifem Taro oder Yam zurück; obenauf liegt das Feuerholz für den Tag, das sie gesammelt haben. Hinter ihnen, ohne Traglast, geht zuweilen der eine oder andere Mann mit seinem Messer, seltener mit einem einzelnen Baumast oder Bambus für den Feuerplatz des Männerhauses. Ritterlichkeit gegen Frauen ist in diesen Gegenden nur schwach entwickelt. Mehr als einmal fühlte ich mich versucht, für die Würde der Frauen einzutreten, doch würde ich wenig Verständnis und Dank gefunden

haben. Ich werde später noch manches zu erzählen haben, was mir Anlaß zu diesen Betrachtungen gab, sollte ich doch erst ganz allmählich etwas Einblick in das Eingeborenenleben erhalten.

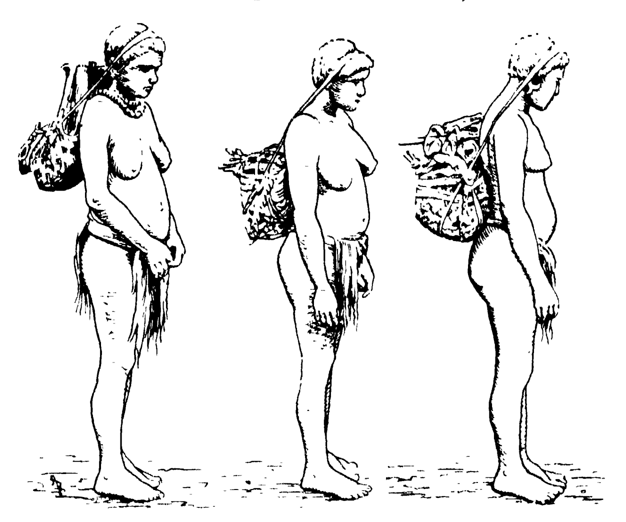


Bild 45. Wie die Frauen vom Felde heimkehren. A. B.

Herr Walden hatte den dreiwöchigen Aufenthalt benutzt, um einige Vorarbeiten in diesem Gebiet zu machen, hatte auch zwei Dolmetscher, Vambis und Usau mit Namen, leidlich in Pidjin-Englisch ausgebildet; er hatte nun täglich Besprechungen mit Krämer und übergab diesem sein wissenschaftliches Material, denn es war zwischen ihnen abgemacht worden, daß das ganze Gebiet Mittel-Neu-Mecklenburgs, etwa von Karu bis Limba an der Ostküste und bis Lemau an der Westküste, von Krämer bearbeitet werden sollte, Walden fiel der lange Nordteil, einschließlich Neu-Hannover, zu. Dafür hatte er im ganzen eine Arbeitszeit von zwei Jahren, während uns nur etwa vier Monate in Aussicht standen. In den schon gemachten Sprachstudien gab Walden dem Leiter eine große Hilfe. Er blieb etwa zwei Wochen mit uns zusammen, und wir feierten noch gemeinschaftlich Kaisers Geburtstag, wozu auch eine Menge Männer und Frauen sich in Tangátupi versammelten, um auf dem großen,

freien Platz ihre Tänze aufzuführen. Hübsch wirkten die Weiber von Lendánut und Bóran (den beiden Dorfteilen von Lámasong) in ihren roten Turbanen, als sie in sechs bis sieben Reihen zu vieren angeordnet den Tanz *a vóvolam* aufführten. In der Hand hatte eine jede ein

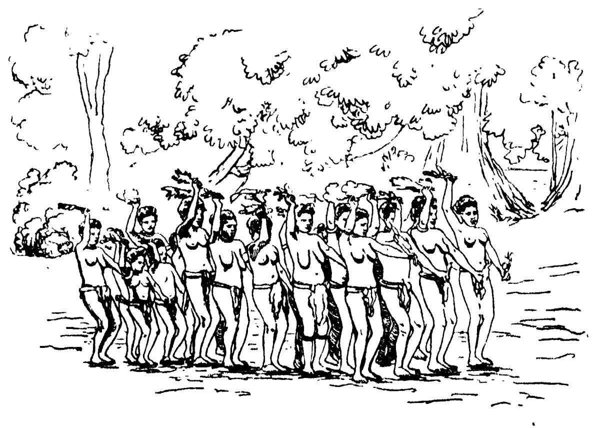


Bild 46. Weibertanz in Tangatupi. E. K.

Büschel von Blättern oder Hühnerfedern, die sie zierlich schwenkten. Zum Takte zweier Trommlerinnen und zu eigenem Gesang ging die Menge vor- und rückwärts, jeden Schritt mit einer Kniebeuge begleitend. Alle tanzen wie aus einem Guß, von einem Willen beseelt, und darin besteht die große Wirkung dieser an sich einfachen, ja monotonen Vorführungen, zum Unterschied von unseren modernen Tänzen, die ja auch Kniebeugen, Vor- und Rückschritte enthalten, aber für den Zuschauer recht unschön und sinnlos aussehen in ihrer regellosen Willkür. Kinoaufnahmen wurden von Schilling gemacht; ein Teil gelang, doch war der Apparat leider nicht gut, er versagte immer nach kurzer Zeit ohne sichtbaren Grund. Nach den Frauen traten eine Anzahl Männer aus Panagundu auf, gar häßlich mit alten Trikothemden, Hosen, Hüten oder anderen Sachen angetan. Sie führten einen zweireihigen Tanz auf, der aus Herbertshöhe stammen sollte. Hatten sie ihn nicht genug geübt, oder war er ihnen fremd, — kurz das Ganze

klappte nicht und machte einen unschönen Eindruck. Die Weiber wollten nochmals tanzen, und wie gern hätten wir dies gesehen, aber es wurde nichts daraus, die Männer hintertrieben es, damit das Essen nicht länger aufgeschoben wurde. Die Expedition hatte vier Schweine für die Gelegenheit gekauft; den Taro hatten verabredetermaßen die Eingeborenen geliefert, wofür sie dann aber zur Sicherheit doch noch Lohn verlangten. Diese Leute von Lámasong und Panagundu haben sich stets sehr schundig und gierig benommen. Als sie einmal ein Essensfest im Dorfe hatten, wollten sie es vor uns geheimhalten, um nichts abgeben zu müssen; auch überteuerten sie uns sehr in den Waren.

Immerhin konnten wir froh sein, daß sie sich nicht ganz und gar feindlich stellten, uns nur am Besitz schädigten und nicht am Leben.

War es doch noch nicht allzu lange Zeit her, daß ein Mord im Dorfe Lámasong geschah an einem Fremden. Die Regierung war damals mit großer Tatkraft sofort eingeschritten. Ein Mann, den man für mitschuldig hielt, war erschossen worden Sein Körper ruhte in einem kleinen, umzäunten Buschgarten im Dorfe, den seine Tochter angelegt hatte, damit nicht Schweine über die Stätte hinlaufen könnten. Seitdem war Ruhe, aber wer konnte wissen, für wie lange?!

Der Proviantmeister hatte eine Zeitlang den Reisverbrauch unseren Jungen überlassen. Als dann der Leiter eines schönen Tages die Bestände prüfte, zeigte es sich, daß nur noch für etwa eine Woche Reis da war; vielleicht hatten sie zuviel genommen, vielleicht lag auch Diebstahl vor. Wir gerieten dadurch in eine recht mißliche Lage. Auf Neu-Mecklenburg selbst konnte man keine großen Reisvorräte erwarten, da sorgte nur jeder Weiße für den notwendigsten Vorrat, und bis die Nachricht nach Herbertshöhe hin- und der Reis zurückkam, konnten Monate vergehen bei der Spärlichkeit der Verbindungen. Krämer schrieb an Adelmann nach Namatanai, Walden an den Pflanzer Miesterfeldt in Fezoa, der ihm schon manche Gefälligkeit erwiesen hatte, beide baten um 9—10 Sack Reis, die man mit einem Boot senden möchte. Inzwischen mußten wir uns nach anderen Nahrungsmitteln umsehen. Der Leiter stellte es den Dorfhäuptlingen in dringender Weise dar. daß wir

Taro haben müßten und jede Dorfschaft nach und nach eine große Menge liefern solle. Nach einigem Sträuben und mancherlei Schwierigkeiten wurde die erste Lieferung zugesagt, die auch am folgenden Tage eintraf. Leute aus Konombin brachten große Bündel Taropflanzen, wovon wir dann die Wurzeln abschnitten und wogen. Für 25 Pfund wurden 50 Pfennig bezahlt nebst allerlei Tauschwaren. Die Stiele durften die Leute als Stecklinge für ihre Felder behalten. So war denn für die erste Not gesorgt und unsere Schwarzen konnten ihren altgewohnten Taro essen anstatt des trockenen, nur in Wasser gekochten Reises, der sonst ihre tägliche Nahrung ausmachte. Oft hatten sie mich gedauert wegen dieser nüchternen, geschmacklosen Speise, ich hatte ihnen schon Milch dazu gegeben, aber sie verstanden das nicht zu kochen und ließen es anbrennen. Sie kochen nämlich ihren Reis ohne ihn umzurühren im eisernen Topf mit wenig Wasser, so daß er steif und trocken wird, etwa wie Brot, damit sie ihn in großen Brocken in die Hand nehmen und davon abbeißen können. Ab und zu gibt es etwas Büchsenfleisch dazu, und groß ist die Freude, wenn Schweinefleisch das Mahl verbessert. Besonders das Fett ist beliebt. Neben dem Taro diente auch Sago den Eingeborenen zeitweilig zur Nahrung. In den sumpfigen Niederungen, die den oberen Lauf unseres Flusses, dort Boäre genannt, umgeben, wuchsen viele Sagopalmen, und die Zeit war da, daß man sie abernten wollte. Da Krämer an beiden Füßen Wunden hatte und nicht in den ätzenden Sumpf gehen konnte, übernahm Walden das Studium dieser Sagogewinnung und brachte eine anschauliche Schilderung des ganzen Vorganges mit heim. Wir erstanden später von den Dörflern von diesem halbgereinigten Sagobrei, der ein speckiges, trübes Aussehen hatte und etwas ranzig roch. Die Leute, auch unsere Jungen, denen wir davon gaben, haben diesen Geruch ganz gern, erinnert er doch in etwas an das geliebte Kokosöl. Für uns Weiße hat der Koch den Sago noch tüchtig geschlemmt, bis er ganz hell war, und fast täglich aßen wir ihn in Milch gekocht als gute Suppe, auch verstand der Chinese, Fladen daraus zu backen, die etwas zäh aber sehr wohlschmeckend waren. Ich habe dieses Gebäck später nicht herstellen können, es war offenbar chinesisches Geheimnis!

Das alte Jahr hatte geendet und 1909 war herangekommen, mit ihm hatte die Regenzeit mit besserem Ernst eingesetzt, so daß es ganze Tage durch regnete und wir keine größeren Gänge machten. War es jedoch irgendwie möglich, sich heraus zu wagen, so gingen wir nach



Bild 47. Dorfplatz Sóvan in Lámasong. H P

Sóvan, dem nächstgelegenen Dorfteil von Lámasong, wo Krämer mit den Eingeborenen ethnographisch arbeitete, während ich das Dorf im Bilde wiederzugeben suchte. Es lag um einen großen, ebenen Platz im Kreise angeordnet. Kleine, ziemlich armselige Hütten bildeten einen merkwürdigen Gegensatz zu den riesig hohen, reich behangenen Bäumen, die ihnen zum Hintergrund dienten.

Meist sind es Fruchtbäume, denen es der Mensch vergönnt, bis zu dieser Höhe aufzuwachsen, und viele der schon erwähnten *nat-* und *evengoi*-Früchte wuchsen in Sóvan. Daß die Menschen nicht die einzigen waren, die sich daran erfreuten, zeigen die vielen fliegenden

Hunde, die die Bäume besuchen. Diese tragen Früchte in ihren Klauen fort, lassen sie jedoch meist im Fluge fallen, und da kommt dann solche angefressene, ziemlich große *nat*-Frucht hart neben einem heruntergepatscht, daß man erschrickt und noch froh sein muß, sie nicht



Bild 48. Einzelhütte vom Dorfteil Sóvan mit reichem Pflanzenhintergrund. A. B.

auf den Kopf bekommen zu haben. Große Dorfschweine erbarmen sich der Überbleibsel, wenn sie von ihren Buschspaziergängen heimkommen oder sich gemächlich im Dorfe herumtreiben, in dem sie das angenehmste, ungebundene Leben führen. Bananen, Tabakpflanzen

oder Ziersträucher stehen hinter den Hütten, an einer derselben fielen die vielen auffällig blühenden Strelitzien (nach einer Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz benannt) auf, deren große, hellgrüne Blätter an die ihnen nahe verwandten Bananen erinnern.

Auch die Wege sind mit Ziersträuchern bepflanzt, worunter Croton und Drazänen die Hauptrolle spielen. Besonders in Dorfnähe sind diese rot- und gelbschattierten Pflanzen von großer Üppigkeit und Farbenpracht. Kokospalmen waren in allen Dorfteilen nur sehr vereinzelt zu finden. Sie sollten wieder neu angepflanzt werden, und daß es den Leuten damit Ernst war, zeigten die zum Keimen aufgehängten Nüsse, die wir u. a. an der Sitzbank im Dorfe Lendánud angebracht sahen.

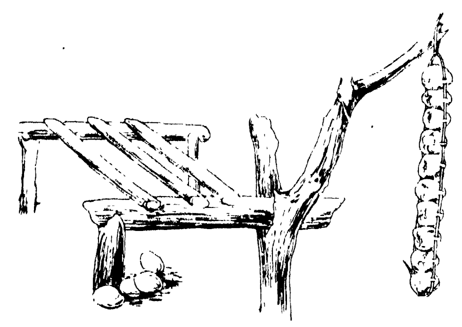


Bild 49. Zum Keimen aufgehängte Kokosnüsse. E K

So hübsch und schmuck die Dorfhütten und -plätze in der umgebenden Natur daliegen, die mit ihrem Reichtum alles verschönt, so kümmerlich und arm nimmt sich dagegen das Innere der Behausungen aus, wo diese Naturmenschen auf ihre eigene Arbeit angewiesen waren. In der Mitte des Hauptraumes pflegt eine Feuerstelle, eine rundliche Vertiefung mit Kochsteinen, zu sein. Vom Wegräumen der Asche und Kehren des Bodens haben sich in dem harten Lehmgrund, der hier ist, unregelmäßige Vertiefungen und hervorstehende Kanten gebildet, die nicht wieder geebnet werden. Zur Lagerstätte verwendet man stark-fingerdicke, elastische Stäbe, die in leicht schräger Richtung auf zwei dickere Querbalken gelegt oder in sie eingelassen sind, so daß die

Rundung des oberen, etwas höher gelegenen Querbalkens zugleich eine Kopfstütze abgibt. Fast in jeder Hütte sind mehrere, zwei bis drei, solcher Betten, die meist auf denselben zwei dicken Querbalken ruhen und beliebig verändert werden können durch Verschieben der Stäbe. Die Betten befinden sich in einem abgesonderten Teil

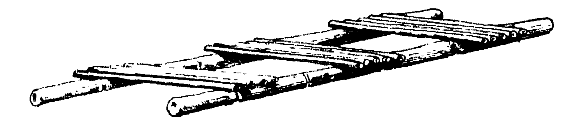


Bild 50. Drei Betten der Eingeborenen. A. B.

des Hauses mit ebenem Boden, ein Holzgitter trennt ihn von dem übrigen. Ich fragte eine ältere Frau in der ersten Hütte, wo sie schliefe, man zeigte mir die rauhe, unebene Stelle neben dem Feuerplatz, während ihr Töchterchen die erwähnte Stabpritsche zu benutzen schien. Ich bewunderte diese Genügsamkeit der Alten, die lieber hart und unbequem lag, als daß sie sich ein paar Bettstäbe besorgt oder ihren Mann dazu vermocht hätte. Der übrige Hausrat ist bald aufgezählt. In der Nähe des Herdes mit seinen dunklen Feuersteinen liegt eine Zange aus gebogenen Bambushälften, mit der die heißen Steine von den Speisen fortgenommen werden, und ein Stock, womit man das

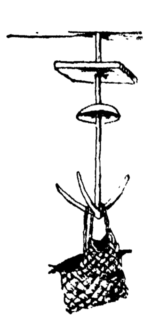
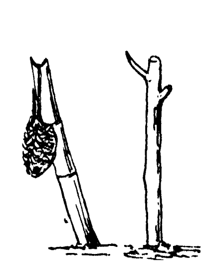


Bild 51a. „Speisekammer“: von dem Dach herabhängender geschützter Astquirl, daran Speisekörbe hängen. E. K.



b. Pflöcke zum Aufhängen der Speisekörbe. E. K.

c. „Speisekammer“-Gestell. E. K.

Feuer umrührt oder Asche aufstöbert. Über dem Feuerplatz sieht man hie und da einen Astquirl an der Decke aufgehängt, oben durch ein Brettchen und eine Kokosschalenhälfte, durch die der Stiel läuft, geschützt vor Ratten, die sich vom Dach her herabstürzen möchten auf die Speisen, die in Körben am Quirl hängen. Auch stecken im Boden einzelne dicke, oben eingekerbte Bambusstangen oder andere Pfähle, an die man ebenfalls Körbe hängt mit übriggebliebenem Taro, keimenden Yamknollen, Ingwer oder dergleichen. Es ist dies sozusagen die einfachste Form des Speiseschrankes. In einem größeren Hause war zu demselben Zwecke über der Feuerstelle ein auf vier Pfosten ruhender Rost angebracht, auf dem die Eßwaren aufbewahrt wurden, doch das gehört entschieden schon zum Luxus der Vornehmen. Etwas besser ausgestattet pflegt der Kokoskernschaber zu sein, das ist eine scharfe, gezähnte Muschel, die auf einem Brett oder Klotz befestigt ist; an diesem Brett hat sich der Kunstsinn zuweilen betätigt.

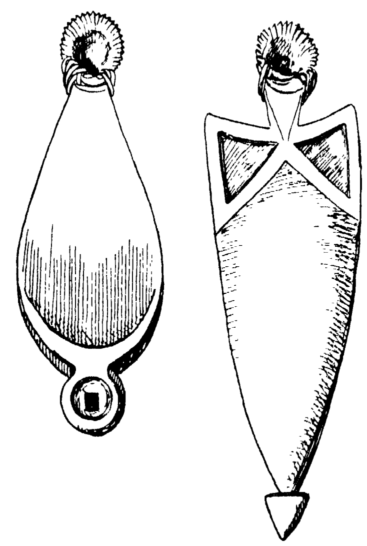


Bild 52. Geschnitzte Kokosschaber von Lámasong. E. K.

In keiner Wohnung fehlen die grünen, armdicken Bambusrohre mit durchlochter oberer und mittlerer Scheidewand, in denen sich das

Wasser so gut hält. Seltener sind die als Ölflaschen benutzten Kokosschalen mit kleiner Öffnung, durch die die Nuß herausgeräumt werden

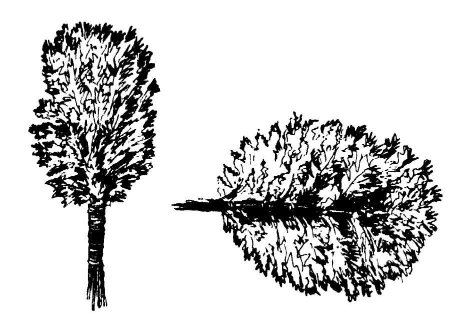


Bild 53. Zwei Arten von Kehrbesen aus Farnblättern. E. K.

mußte. Man verschließt beide Behälter mit frischen, zusammengerollten Blättern. Perlmuscheln zum Schneiden und kleine violette Muscheln zum Schaben werden täglich gebraucht, ebenso der Besen aus zusammengebundenen Farnblättern, der in mehreren Formen vorkommt. Körbe der verschiedensten Art, vom großen Lastkorb, darin Taro getragen wird, bis zum zierlichen, feinen Rotanggeflecht, wie sie zuweilen aus den Bergdörfern kommen, finden sich vereinzelt oder in größerer Zahl in den Häusern, ebenso Sagoblattscheiben, die in ihrer fast lederartigen Beschaffenheit sich gut für Gefäße eignen. Nimmt man nun noch die Regenkappe oder Matte, die jede Frau besitzt, so ist der Hausrat, den man beim Betreten einer Hütte gewahrt, so ziemlich erschöpft.

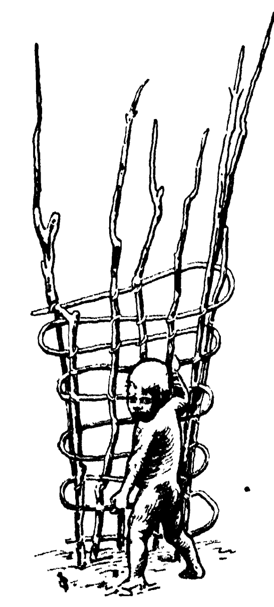


Bild 54. Wie die Kinder in Lámasong gehen lernen. A. B.

Im Dorfe Sóvan stand vor einem Hause ein kleines Gestell, dessen Pfosten in den Boden gerammt waren, mehrere aufrechte Stäbe, die ein biegsames Rohr, in

Schlangenwindungen von rechts nach links gelegt, verband. Es diente einem kleinen Kinde, das daran gehen lernen sollte, als Stütze, an der es sich auch aufrichten konnte. Das kleine Würmchen mit dem weiß gekalkten Kopf schien vollkommen befriedigt an seinem Gehrahmen und beschäftigte sich lange ohne zu ermüden. Die Mutter war in der Zeit von der Pflege entlastet und konnte etwas anderes vornehmen.

Die meisten Hütten haben an einer oder beiden Schmalseiten einen Anbau, dessen Dach quer zum Hauptdach gefügt ist. Wir fragten: „Wie heißt dieser Anbau?“ und erhielten dasselbe Wort zur Antwort, nämlich: *ănbåu*. Die Hütten bieten mancherlei Verschiedenheiten in der Form, zuweilen sind ihnen Bänke angefügt, Zäune für Schweine oder Gärten, eigentlich hat jede Behausung ihren eigenen Charakter.

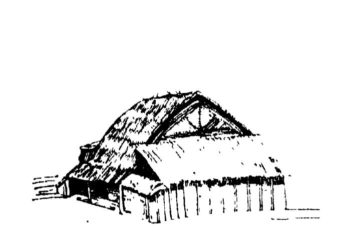


Bild 55. Haus mit Anbau. H. P.



Bild 56. Einige Hausformen des Dorfteiles Lendanud (Lämasong). H. P.

Am 4. Januar 1909 war ein kleines Segelboot von einem Händler Petersen von Tabar angekommen mit eingeborener Besatzung und hatte einen entkommenen und in Tabar wieder eingefangenen Strafgefangenen namens Semelu gebracht, der dann mit Soldaten nach Käwieng zurückgeführt wurde. Walden beschloß dieses Boot zu benutzen, um die Insel Tabar zu besuchen. Es war kein leichtes Unterfangen, in solchem kleinen, offenen Boot einen breiten Meeresarm zu überfahren. Die unsichere Regenzeit macht alles schwierig, wenn nicht gefährlich; haben doch schon Leute drei bis vier Tage in dem engen, unbequemen Boot aushalten müssen, ehe sie Tabar oder umgekehrt die

Küste der Hauptinsel erreichten, ganz zu schweigen von Vertreibungen durch widrige Winde und Strömungen.

Walden hatte sich ausgerüstet, und am 7. nachmittags 4 Uhr bestieg er das Boot. Sein Mut wurde belohnt; ein ablandiger, sehr günstiger Wind brachte ihn schnell außer Sicht; in etwa einer Stunde war das Segel unter dem Horizont verschwunden, und um 8 Uhr soll er, wie er uns später erzählte, schon angekommen sein. Er hatte einen guten Tag gewählt, denn gleich der zweite Tag darauf hüllte sich gänzlich in Feuchtigkeit. Nach Mittag trat eine so heftige Regenbö auf, daß das Haus wankte und fast das Dach abgedeckt wurde. Die aufgereihten Dachblätter drehten sich vom Wirbelwind erfaßt nach aufwärts und ließen Regengüsse herein. Unsere Diener mußten eiligst hinaufklettern und die Blätter zurücklegen. Zum Glück wiederholte der Sturm sich nicht, und alle Häuser hielten stand, aber auf dem Meere konnte diese starke Bö ein Boot leicht zum Kentern bringen.

Die Regenzeit führte allerlei Krankheiten mit sich. Unser Expeditionsleiter hatte mehrere Tage tüchtig mit Hals- und Zahnwurzelentzündung zu tun, der Koch litt ab und zu am Fieber, der Soldat Sivin aber wurde ganz still und teilnahmlos, und es zeigte sich, daß er eine heftige Brustfellentzündung hatte. Wir betteten ihn getrennt von den übrigen schwarzen Jungen auf unsere Nordveranda, wo er, in wollene Decken gehüllt, mit Umschlägen versehen, ganz still liegen mußte. Anfangs war er völlig apathisch nach Art der Eingeborenen, wenn sie krank sind. Seine Freunde besuchten ihn kopfschüttelnd, und mit Trauermiene meinten einige, daß er wohl sterben müsse, sie könnten das an seiner Haut sehen, alles Fett sei schon daraus verschwunden. Diese Leute beurteilen das Befinden eines Menschen immer nach der Haut, und tatsächlich spielt diese eine größere Rolle, als ihr gemeinhin von uns Weißen zuerkannt wird. Ich hielt es nun für besser, die teilnehmenden Freunde zu entfernen und die Pflege allein zu übernehmen; war doch Sivin der starke Soldat, der mich durch die Flüsse getragen hatte, an dem ich also besonders viel Anteil nahm. Anfangs war er nach Art guter, unverdorbener Eingeborener gräßlich schüchtern und verschämt, bald aber gewöhnte er sich an das Bestehende,

nahm wieder Anteil in seiner Umgebung und fing an, Langeweile zu haben, so daß ich ihm einen Bleistift und Papierblock in die Hand drückte, worauf er fleißig zeichnete. Fast ausschließlich waren es Fische, die sein Stift hinzauberte, und wenn ich nach dem Namen fragte, sagte er immer mit seinem unnachahmlich-schämigen Lächeln: „A pish, -- me feller, me call him pish!" „Ein Fisch, wir (Burschen), wir nennen ihn Fisch!" Erst nach langem Bemühen erhielt man von ihm die eingeborenen Namen. Eine der Zeichnungen erklärte er als ein großes Seegespenst, das mit Sturm und Regen daher eile und die Kanus der Eingeborenen zerbreche. Er sagte, er habe es schon einmal gesehen, ein greuliches Ungeheuer! So oft es mir meine Zeit erlaubte, machte ich Sprachaufnahmen mit dem Genesenden, der ja aus der Gegend Lokon war, um auch von jener Landschaft ein paar Worte zu erhaschen.

Wir hatten in Sydney in dem großen Kaufhaus Hortern ein Zelt aus Nesseltuch gekauft, wie es Goldsucher benutzen, 350 cm lang, 300 cm breit, das stellten wir nun auf, um es beim Regen auf die Probe zu stellen. Es erwies sich mit seinem doppelten Dach als ziemlich dicht, nur einige Tropfen fanden bei besonders starken Güssen den Weg ins Innere. Dieses Zelt hat uns später nach Lemeris und Lelet begleitet und sich gut bewährt. Es ist geräumig, nur vielleicht etwas zu niedrig, was sich in waldreichen Gegenden und bei längerem Aufenthalt leicht verbessern läßt. Man braucht nur einen kleinen Baumastzaun von etwa 30 cm Höhe in der Größe des Zeltes anzufertigen und den unteren Zeltsaum anstatt auf die Erde auf diesen Zaun aufstoßen zu lassen, sowie die tragende Stange um ebenso viel länger zu nehmen, dann ist es sogar ein sehr angenehmer, geräumiger Aufenthalt. Bei einer einzelnen Nachtrast genügt die gewöhnliche Höhe. Das Angenehme ist, daß das Ganze nur eine Traglast ausmacht, während die teuren Zelte aus grünem Segeltuch, wie man sie in Deutschland z. B. für Afrika kauft, sehr schwer sind. Unser Zelt kostete etwa 50 Mark und wir können es in jeder Weise empfehlen.

Am 16. Januar kamen, zur großen Freude aller, 2 Sack Reis von Namatanai mit einem freundlichen Begleitbriefe Adelmanns. So

waren wir doch wieder einen Teil der Nahrungssorgen los, aber andere Sorgen blieben. Schilling erkrankte heftig an Malaria, die Temperatur stieg bis 41,8, er hatte Gliederschmerzen, heftiges Erbrechen, und der Arzt Krämer vermochte ihn nur durch hohe Chiningaben bei vorsichtiger Verabreichung wieder in Ordnung zu bringen, er erholte sich langsam. Bald darauf kehrte Dr. Schlaginhaufen von seinem Aufenthalt auf Lir zurück, wo er an Ruhr erkrankt war. Einige Tage völliger Ruhe und Diät stellten auch ihn wieder her von der Krankheit, doch hatte er noch manche Rückfälle. Zunächst nahm er sich die Leute von Lámasong vor zu anthropologischen Messungen. Sie machten ihm große Schwierigkeiten. Waren die Männer bei gutem Zureden zu bewegen, sich die Meßapparate anlegen zu lassen, so rief der Vorgang bei den Weibern Panik und Entsetzen hervor, und nur die größte Energie und Geduld vermochte einige Opfer zum Stillehalten zu bewegen. Diese Weiber von Lámasong schienen ganz besonders scheu und blöde zu sein. Ich wunderte mich oft, wie fremd sie sich jedesmal im Dorfe gegen uns gebärdeten, wie selbst solche, mit denen ich Studien gemacht hatte und bekannt geworden war, bei unserer Annäherung mit Vorliebe davonliefen, so daß wir sie schon mit ihren eigenen Schweinen verglichen hatten, die so lange warten, bis man nahe kommt, um dann mit Geräusch im Busch zu verschwinden. Fast grollte ich ihnen darob und bekümmerte mich weniger um sie als vorher. Da merkte Krämer eines Tages, wie ein Mann ein paar Weiber, die ruhig zutraulich stehen geblieben waren, hart anließ, sie sollten machen, daß sie fortkämen. So war es also nicht Mangel an guter Gesinnung oder blöde Scheu, die sie forttrieb, sondern der Wille der Männer, die Sitte des Dorfes, die den Weibern so vieles verbietet. Ich habe mich von Stund an nicht mehr um dies sonderbare Gebaren bekümmert, bin ihnen unbefangen und freundlich begegnet und machte fortan gute Erfahrungen. Man muß von diesen Naturmenschen nicht verlangen, daß sie zu uns Weißen aufblicken und opferwillig nur bestrebt sind uns zu dienen, sich sogar eine Ehre daraus machen, ohne an Lohn zu denken. Sie sind berechnend und suchen ihren Vorteil, ähnlich wie wir Europäer auch, und da sie uns mit unserem großen

Gepäck für unermeßlich reich halten, gegenüber der eigenen Bedürfnislosigkeit, so wacht in ihnen Begehrlichkeit und Habgier auf, wie dies ganz natürlich ist. Zumeist ist also die „ergebene Freundschaft" Farbiger zu Weißen auf die erwähnten Gründe zurückzuführen, und man muß sich hüten, sie höher einzuschätzen, will man nicht große Enttäuschungen erleben. Ist man sich aber klar darüber und nimmt die Leute, wie sie sind, so ist der Umgang nicht so schwer, und gelegentlich kann man dann unerwartet ein echtes, herzliches Gefühl durchblicken sehen, wie auch wir es erlebt haben. Doch davon später. Unter den Frauen Lámasongs war eine aus dem Dorfteil Lendánud, die irgendwo das Pidjin-Englisch erlernt hatte. Diese namens Bariu, wurde für mich nach einigen Mühen als Dolmetscher gewonnen, und so konnte ich, so gut es in Pidjin-Englisch gehen wollte, Studien mit und über die Frauen dieses Inselteiles machen, was mir sonst fast unmöglich gewesen wäre, da sie nur ihren eigenen Dialekt sprechen, den ich wiederum in der kurzen Zeit nicht erlernen konnte. Während unseres Marsches sind wir etwa durch 8 Sprachgrenzen gekommen, da verzagt man an der Aufgabe, jede Sprache der Insel zu lernen.

Bariu erschien also an einem Vormittage, nicht mehr ganz jung, eine zierliche, leichte Gestalt mit feinen Gliedmaßen und dem kleinen, wollhaargeschmückten Kopf der Neu-Mecklenburgerinnen. Daß ihre Zartheit nichts mit Schwäche zu tun hatte, erfuhr ich, als sie mir nach umfassenden Markteinkäufen den schweren Tarokorb und die anderen Sachen abnahm und sich alles umhängend, leichtfüßig mit mir hereintrippelte. Barius Gesicht hatte den schlau verschlossenen Ausdruck und die feineren Züge, die diese Gegend kennzeichnen, sie war denn auch vorsichtig abwartend, und es bedurfte einiger Zeit, bis wir miteinander fertig wurden. Ihre große Zurückhaltung bewahrte sie davor, neugierige und taktlose Fragen zu tun, wie man sie von manchen Eingeborenen in belästigender Weise zu hören bekommt. Konnte doch selbst mein Mann, der sich auf seinen Reisen große Übung im Verkehr mit Farbigen erworben hat, nicht verhindern, daß seine Leute vom

Thema abschweiften und zu der ihnen so wichtigen Frage übergingen, was wohl unsere Kisten enthalten möchten.

Anfangs verstand ich die Mischsprache meiner Dolmetscherin wenig, konnte mich auch schwer verständlich machen. Es wurde dann besser damit, doch mag manches Mißverständnis vorgekommen sein.

Durch Bariu erfuhr ich die Bedeutung jenes kleinen, schon erwähnten Platzes im Dorf, dessen blühende Büsche von einem Zaun umgeben über den Gebeinen des Erschossenen wuchsen. Bariu selbst war die fromme Schützerin, ihr eigener Vater war dem rächenden Gericht zum Opfer gefallen, vielleicht für einen anderen Mörder, den er nicht verraten wollte oder durfte. Ich habe dies nicht klar herausbekommen können.

Auffallend war mir bei der Menge der jungen und hübschen Weiber der Mangel an Nachwuchs: wo man auch nachfragte bei den Ehepaaren des Dorfes, fast immer hieß es, „keine Kinder“, ab und zu eines, seltener 2 oder 3. In kurzer Zeit muß hier alles ausgestorben sein! Ich bekam denn auch einige Aufklärung über die Ursachen dieser traurigen Zustände, wenn auch die tieferen Gründe schwer zu erforschen sind.

Bariu, die übrigens selbst keine Kinder hat, konnte mir ohne weiteres acht Pflanzen nennen, deren gifthaltige Blätter zwischen den Händen zerrieben und ausgesogen zur Verhütung der Konzeption dienen sollten. Diese Mittel zur Abtreibung scheinen sehr allgemein verbreitet und finden in der allerersten Zeit der Schwangerschaft Anwendung. Ich fragte: „Woran erkennt man die Schwangerschaft?“ Bariu sagte: „Am Anschwellen der Brüste, deren Warzenhof schwarz werde, am Einsinken und Mattwerden der Augen, an absonderlichen Eßgelüsten.“ Diese werden meist befriedigt, weil man sie für den Wunsch des Fötus hält. Solche Frauen essen gern Fisch, Krebse, Seegras, aber auch saure und bittere Früchte, die andern ungenießbar sind, ja sogar Erde oder übelriechende Dinge. Zum Zwecke der Abtreibung werden dann einige von besagten Blättern mit Salzwasser zusammen ausgesogen, bald stellen sich Schmerzen und die gewünschte Blutung ein. Hilft das eine Mittel nicht, greift man zu einem anderen; auch wissen wohl Erfahrene noch weiteren Rat, den sie sich bezahlen lassen. Von den schönen, rotblühenden, sammetblättrigen *kuvugúmba*, = Chlerodendron, werden z. B. nur die blaugrünen Früchte zur Abtreibung benutzt, die samtigen Blätter dienen zum Reinigen der Kleinen, wenn diese sich beschmutzt haben. Natürlich fragte ich Bariu, warum die Frauen keine Kinder wünschten, bekam aber wie üblich keinen

rechten Bescheid. Viele Mädchen, hieß es da, kriegten diese giftigen Mittel schon im jugendlichen Alter gleichsam vorwirkend beigebracht, wodurch sie unfruchtbar würden. Später wünschten sie dann zuweilen Kinder, aber dann sei es zu spät. Ich fragte nach den Gebräuchen bei der Entbindung und fand, da so wenig Schonung waltend, daß es wohl zu verstehen ist, wenn die Frauen keinen Wunsch nach Kindern hegen. Bei einigen vornehmeren Familien, bei Frauen, die noch nicht geboren haben, pflegt bei Beginn der



Bild 57. Chlerodendron-Pflanze mit roten Blüten, blauen Früchten und Sammetblättern.

Schwangerschaft, nachdem drei Monate das Blut ausblieb, ein Fest stattzufinden, bei dem Taro, Fisch und Bananen verzehrt werden. Gäste kommen und bringen Essen; Tänze und Gesänge *engirimssi* verherrlichen den Tag. Sonst wird in keiner Weise Rücksicht auf die werdende Mutter genommen, die ihre schwere Feldarbeit bis zum letzten Tage mit den anderen Frauen tut, so daß es vorkommt, daß sie auf dem Wege oder im Felde niederkommt. Eine der anderen Frauen nimmt dann das Kind mit ins Dorf, es herrscht der Glaube, daß ein längerer Aufenthalt im Busch das kleine Wesen töten

würde. Die Wöchnerin bleibt liegen, bis die Blutung nachläßt, dann wäscht sie sich in einem Fluß und geht langsam heim.

In der Regel wird die Geburt im Hause stattfinden, und die Frau gebiert in stehender oder sitzender Stellung (Liegen soll dem Kind gefährlich sein). Die Ärztin des Dorfes, namens Gamsa, pflegte Geburtshilfe zu leisten. Diese alte Frau legt der Wöchnerin die Arme gefaltet vor den Leib, sie sitzt hinter ihr und umschlingt sie, drückt sie und spricht dabei: „unagúgus!" — „presse!" Erscheint das Kind, so nimmt die Helferin Gamsa es in Empfang, schneidet die Nabelschnur fingerlang vom Kindeskörper entfernt ab, mittels einer scharfen Muschel — kóko. Das Kind wird in einen Korb gelegt, eine andere Frau bringt Süßwasser in einem Bambusrohr oder einer Kokosflasche und auf den Knien der Alten wird das Kind mit Wasser übergossen und gereinigt. Dann wird ein Grasfeuer unterhalten, und in dem schwelenden Rauch das Neugeborene hin und her geschwenkt. Dabei spricht die alte Ärztin drei- bis viermal diese Worte:

ă găndú ĭgĭgiá
nŭ mĕndák, iŏngŏngón
Kind mach schön an Leib
iŏngŏngón dăbú kămbin
Hausinneres
*nŭ kămbin măitndó.**)

Inzwischen ist die Nachgeburt auch da und wird im Hause begraben. Eine Frau stützt die Wöchnerin von hinten, auch wird ihr Leib massiert. Nachfließendes Blut wird nicht gestillt, nur fortwährend mit Wasser fortgespült. Es scheint dann bald zu stehen, und nun legt die Frau sich hin und legt das Kind an die Brust. Es wird Speise für die Mutter bereitet, mit Vorliebe Gemüse von Taroblättern oder Stengeln, auch gerösteter Taro. Von letzterem kaut sie ein Stückchen gut durch und gibt dem Kind davon. Schweinefleisch gilt als schädlich für eine Wöchnerin. In der ersten Zeit darf diese einige Ruhe genießen, andere Frauen besorgen den täglichen Taro für sie und ihren Mann, bis das Kind soweit selbständig ist, daß die Mutter es verlassen oder es anderer Pflege übergeben kann. Es gibt Bezeichnungen für die verschiedenen Altersstufen des Kindes. Sobald es kriechen kann, erhält es einen Namen, der ihm von einer älteren Verwandten oder vom Vater gegeben wird, seltener von der Mutter. Es lernt gehen, wird ein Spielkind, und wenn es ein Mädchen ist, geht es mit der Mutter aufs Feld; mit 4—6 Jahren erhält es einen kleinen Grasschurz. Bald bekommt es einen Korb und fängt an zu arbeiten, dann heißt es Korbkind. Dann bilden die Brüste sich aus, und von nun an werden die Namen nach der Form der Brüste gegeben. Da haben alle erdenklichen (Vokabeln S. 2) Formen andere Namen, von der kleinen, knospenden, zur stehenden, strammen oder hängenden

*) Die fehlenden Worte wußte man mir nicht zu übersetzen.

Brust. Die Frauen besprechen dies Thema ohne Scheu oder Lachen und zeigen ihre Brüste her als Beispiel. (Etwas mehr schämiges Getue erregte das Ansehen der Achselhöhlen, diese waren übrigens bei den meisten Frauen haarlos.) Es scheint, als ob hängende, etwas schwere Brüste als größte Schönheit angesehen werden, auch von den Männern, während die stehenden nicht so gefallen. Es gibt eine gewisse Art stehender Brust, immutus genannt, diese soll der Trägerin bis ins Alter so bleiben und ein Zeichen sein, daß sie als Kind schon Orgien gefeiert hat; eine solche Frau pflegt unfruchtbar zu sein.

Die Frauen von Lámasong sondern sich nicht ab während der Regel. Die erste Periode, durchschnittlich im 14.–15. Lebensjahr eintretend, wird bei angesehenen Familien durch ein Fest gefeiert, auf das ich gelegentlich der Feste zurückkomme.

Solche jungen Mädchen verlieren angeblich wenig und ganz hellrotes Blut, engeringtus. Später, wenn sie Umgang mit Männern haben, kommt dunkleres, dickes Blut, — endä. — Die Frauen treffen keine besonderen Vorkehrungen während der Periode, allenfalls wird ein größerer, dichterer Blätterschurz umgelegt und von Zeit zu Zeit eine Reinigung vorgenommen. Nur bei sehr starken Blutungen bleibt die Frau zu Hause und unsichtbar. Eine solche Frau legt sich nachts einen weichgeklopften Sagopalmschaft unter, um nichts zu beschmutzen. Durchschnittlich dauert die Blutung nur 2—3 Tage, am ersten Tag ist sie schwach, der zweite ist der Haupttag, und am dritten Tage pflegt nur noch sehr wenig zu kommen. Alles dies erfuhr ich von Bariu.

Das Haar der Frauen im Lámasonggebiet ist wie das vorher beschriebene der Muliama-Leute kleinspiralig, negerkraus und kurz durch Aufrollung. Hier sieht man die natürliche Farbe, ein stumpfes Braunschwarz, etwas häufiger als im Süden, wo fast alle Frauen färbten. Die rote Erdfärbung ist jedoch auch hier beliebt, und hellblond gekalkte Haare trifft man häufig, weil sie als günstig für den Haarwuchs gelten. Kalkpulver von den ausgebrannten Kalk-Herdsteinen wird reichlich auf das Haar gebracht, das Ganze mit Seewasser befeuchtet, wonach der Kalk sich alsbald härtet. Diese steifen Brocken bleiben einige Zeit am Kopf hängen, bis sie ihr Werk des Bleichens getan haben und von selbst herausfallen. Trauert ein Weib um einen Toten, so färbt sie Haar und zuweilen auch die Stirn schwarz mit Holzkohle oder den gebrannten, gepulverten Früchten des Callophyllum-Baumes. Bei Überhandnehmen des Ungeziefers wird das Haar mit Haifischzahn kurz geschnitten. Es ist mir schon begegnet, daß ich eine Frau mit schönem,

reichen Haarwuchs malte und am nächsten Tag erschien mein Modell kahl geschoren und machte einen sehr veränderten Eindruck.

Tatauierung ist üblich, sowohl die blau schimmernde Strichtatauierung, wie sie zumeist nur im Gesicht angewendet wird, als auch der wulstig hervortretende Narbenschmuck. Letztere Form ist häufiger, sie heißt: *ngas pokopoko*, und es wird zwei- bis fünfmal an gleicher Stelle geschnitten, und jedesmal Kalk in die Wunden gestreut, damit die Form dick heraustreten soll. In Lálak sah ich solche Wunden mit dem Kalk darin, hier wurde von einer anderen Frau auch noch Holzkohle hineingegeben, damit Blaufärbung einträte. Formen von Fröschen, Eidechsen, Schlangen, kleinen Kugeln oder Ringen sieht man auf den Leibern, an den Oberarmen oder -schenkeln.

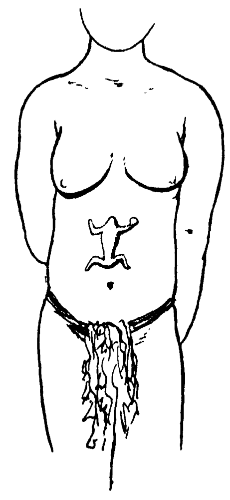


Bild 58. Wulstige Ziernarben in Tierform auf dem Leibe eines jungen Mädchens. E. K.

Die schöne junge Lau aus Lendanud hatte eine sehr plastische Eidechse mitten auf dem Leib, die ihr die alte Dorfälteste Kismaraga gemacht hatte. Laus Schönheit und Wert war hierdurch sehr erhöht. Manche Weiber lassen sich die Nasenscheidewand durchbohren, was mit dem Dorn *äsi kara* geschieht, um ein Schmuckstäbchen durchgezogen zu tragen, eine Sitte, die jedoch mehr den Männern eigen ist.

Die Kleidung der Weiber ist ziemlich dürftig. Bis zu ihrem vierten bis sechsten Jahre laufen die kleinen Mädchen nackend herum, sie heißen bis dahin *enadenick*, dann erhalten sie zwei ganz kleine Blätter- oder Kräuterbündel *ärounga* vorn und hinten, die durch lange Binsen, die gürtelähnlich zweimal um die Hüften laufen, gehalten werden. Mit der Bekleidung erhält das kleine Ding den Sammelnamen *aine* oder *äne* = Mädchen. Mit dem Heranwachsen werden die Blätterschürzen größer, doch decken sie selten mehr, als gerade nur die Scham, die Oberschenkel und Leistengegend bleibt seitlich sichtbar. Der hintere

Schurz ist größer und länger, damit die Trägerin darauf sitzt und sich die Haut nicht staubig macht. Die Erwachsenen befestigen die Schürzen mit *embangalel* = Hüftschnüren, die aus vielen feinen schwarzen Zöpfchen aus dem Blattscheiden-Bast der Karyota-Palme hergestellt sind, nachdem dieser gestrichen und geglättet ist. Die Zöpfchen, zu fingerdicken



Lichtbild 6. Mann mit *kapkap*-Schmuck.

Schnüren vereinigt, werden zweimal um Leib und Schürzen geschlungen, sie laufen hinten dicht unter Taillenhöhe über die Hüften bei der kleinen Einsenkung zwischen dem Rollhügel und dem Darmbeinkamme und vorn hart oberhalb des Schamhügels entlang. Ich zählte etwa 15 Arten Blätter für Schürzen, darunter viele Farne und

einige Ziersträucher wie Kroton waren, und etwa 5 bis 6 wohlriechende Pflanzen, deren Blätter in den Pflanzungen gezogen werden. Die Blätter werden vorbereitet, zwischen den Händen etwas gedrückt, an der Sonne getrocknet, oder wenn sie groß sind, eingerissen, damit sie weich und schmiegsam sind und verwendet werden können.

Schmuck sieht man sehr wenig; ein paar Zähne von Hunden oder kleinen Baumbären im Ohrloch, oder an einer Schnur um den Hals getragen, ein Halsband von rotem Muschelgeld, vielleicht ein geflochtener Armring oder ein solcher aus einer Muschel herausgeschliffen, erschöpft wohl schon den Vorrat. Häufig sieht man Kniebänder aus Bast oder Stofflappen, doch diese dienen nicht dem Schmuck, sondern sollen das Gehen mit schweren Lasten erleichtern. Die Männer sind mehr geschmückt, die feingeschnittenen *Kapkap*, Schildpatträder auf weißer Muschelplatte sind eine bekannte Zier der Jünglinge dieser Insel. Ich sah sie herstellen, es ist eine zarte, empfindliche Arbeit. Europäische Glasperlen stellen die Eingeborenen geschmackvoll zu Halsbändern zusammen, ab und zu wird letzterer Schmuck auch bei den Frauen gesehen.

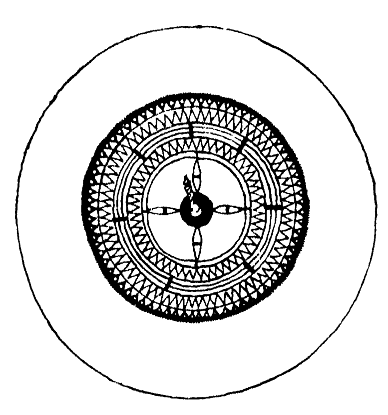


Bild 59. *Kapkap*, Muschelplatte mit geschnitzter, durchbrochener Schildpattscheibe als Schmuck.

Trotz mangelnden Schmuckes, trotz der lastenreichen Schwere ihrer Lebensführung sind die Frauen dieses Landstriches durchaus anmutvoll zu nennen. Eine gewisse Weichheit und Zierlichkeit der Körperformen zeichnet sie aus; vor allem wirken die niedlichen, sanften Gesichtchen der jüngeren Geschöpfe, so echt melanesisch sie auch sind, unter dem koketten Tituskopfhaar allerliebst. Unter den alten Frauen sind manche recht häßlich, besonders wenn die armen alten Körper nicht allein von der harten Arbeit verbraucht und gebeugt sind, sondern auch die grauschuppige Entstellung des Ringwurms, der hier ziemlich ver-

breitet ist, aufweisen. Außer Ringwurm kommen Schwindsucht, Elephantiasis, Lupus vor, bei den Kindern die entstellenden Hautausschläge der Framboesie und allerlei innere Leiden, die mir als Bauchweh bezeichnet wurden. Von diesen allen konnte ich die Namen erhalten. Man glaubt an böswillige Bezauberung seitens einer feindlichen Person, wenn eine Krankheit auftritt. Ein Mann stellt z. B. einer Verheirateten nach, droht ihr etwas anzutun, wenn sie ihm nicht zu Willen ist. Sie liebt aber ihren eigenen Mann und sagt zu diesem: „*ivinis kápuk kusía* = paß auf, ein Mann stellt mir nach!" Dadurch wird nun der Liebhaber ihr Feind und paßt von der Zeit an auf, ob sie nicht irgend etwas verliert, ausspeit, Haar auskämmt oder anderes. Findet er etwas, so nimmt er es heimlich auf und macht einen Zauber damit, den die Frauen nicht kennen. Alsbald werden sich Spuren einer Krankheit zeigen, Geschwüre im Gesicht, ein unförmlicher Fuß, Ringwurm oder anderes, und die Frau sagt: „*ilogia mämendäp* — er bezauberte mich." Ein solcher Bezauberer heißt *isegisegim*, in früheren Zeiten rächte man sich an ihm durch Erschlagen. Man wendet sich um Hilfe an die Ärztin, z. B. die schon erwähnte Gamsa in Lámasong, die allerlei Beschwörungen anwendet. Ich sah einmal solche Heilungsbesprechung seitens eines Arztes, der einen Jüngling B a k a m o m von Hexenschuß und Gliederschmerzen befreien wollte. Diese Krankheit hatte sich der junge Mann durch einen Buschgeist *ngás* zugezogen, der ihm auf den Rücken gesprungen war und ihn gebissen hatte, und der Zauberer, der zur Seite des ausgestreckten Kranken hockte, hatte viele Mühe, mußte atemlos schnell und lange reden und flüstern, bis er den Teufel austrieb. Auch wurde Bakamom mit einer Arznei aus gekautem Blättersaft und Kalkpulver, die als hellgrüner Brei erschien, eingeschmiert.

Krämer sah, daß es sich um ein rheumatisches Fieber handelte, auf das Salicyl sehr gut wirkt, und gab dem Kranken hernach seine Arznei. Als der Junge anderen Tages wirklich gesund war, und gefragt wurde, wem er nun glaube, sagte er: „Dem Zauberer, die Weißen verstehen ja nichts von den Dämonen."

Der Aberglaube, daß irgend etwas vom Menschen Gefundenes zu

seinem Unheil benutzt werden kann, ist schuld, daß die Melanesier die reinliche Sitte angenommen haben, ihren Kot sorgfältig zu verbergen und zu verscharren, worin sie sich wohltätig von einigen mikronesischen Stämmen unterscheiden, die ihre Hausumgebung, ja sogar die Häuser selbst auf das Unappetitlichste beschmutzen. —

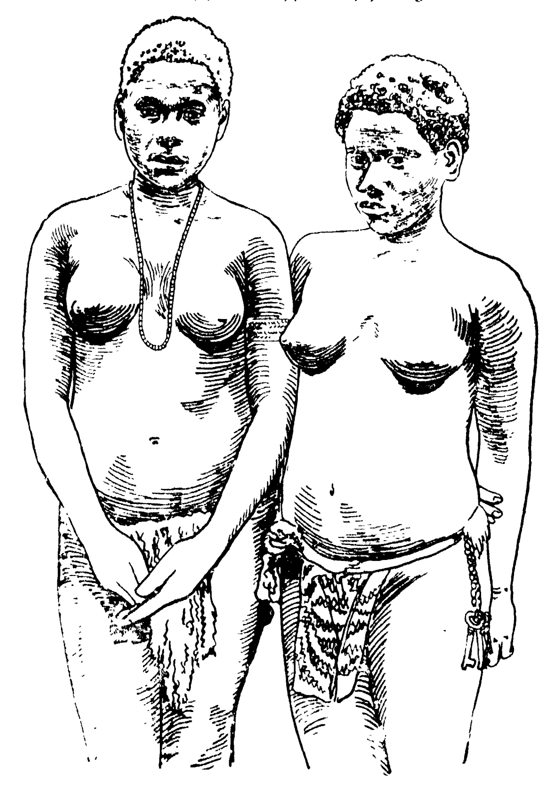


Bild 60. Die beiden Frauen des Padong von Lámasong.

In früheren Zeiten muß es mehr Weiber im Verhältnis zu den Männern gegeben haben, so daß Vielweiberei verbreitet war. Jetzt haben nur wenige Häuptlinge, z. B. Padong und Lipui, zwei Frauen, die anderen Männer sind froh, wenn sie nur eine haben. Frauenkauf ist üblich, die dazu verwendete Geldsorte heißt *ariendá* oder *eragún*. Es werden wohl die meisten Ehen mit einer gewissen Neigung der Beteiligten

geschlossen, auch steht die Mehrzahl in dem richtigen Altersverhältnis zueinander. Andererseits kauft sich zuweilen ein älterer Mann ein Kind zur Gattin, läßt es bei den Eltern aufwachsen und bezahlt es erst, wenn er es zu sich nimmt, etwa im 14. Lebensjahre, wenn die Brüste sich entwickeln. Dann arbeitet es für ihn im Tarofeld. Der alte Häuptling Lipui hat neben seiner alten, ersten Frau eine sehr jugendliche zweite, die schon für ihn arbeitet. Ich fragte Bariu, wie sich die Alte zu dem Kinde stellte, und sie bemerkte: „O, jetzt, wo es ihr die Arbeit abnimmt, hat sie das Kind gern, später wird sie es wohl nicht mehr mögen!“

Stirbt einem Manne die Frau, so heiratet er ihre Schwester, falls eine solche noch zu haben ist, man nannte mir mehrere Beispiele solcher Ehen. Ebenso werden Witwen von dem Bruder des verstorbenen Gatten geheiratet. Eine Witwe färbt ihr Haar schwarz, sie heiratet gewöhnlich nicht so bald wieder. Jüngere Witwen scheinen verschiedenen Männern zugänglich zu sein. Die Frau hält sich zur Familie ihres Gatten, auch als Witwe, doch kann sie auch zur eigenen Mutter zurückkehren.

Ehebruch wurde früher mit dem Tode bestraft. Der verletzte Gatte tötete sein ungetreues Weib, und, wenn sein Zorn damit noch nicht gekühlt war, deren Buhlen. Ist die Getötete verwandt mit einem großen Häuptling, so verlangt letzterer zur Sühne das Geld des Gatten. Besteht der beleidigte Ehemann darauf, daß auch der Verführer bestraft werde (falls er ihn nicht tötete), so nimmt der Häuptling jenem auch das Vermögen ab.

Aber auch Frauen rächen ihre Vernachlässigung. Ist z. B. eine Ehefrau auf ein Mädchen eifersüchtig, so versucht sie mit List dieses zum Geständnis zu bringen, verspricht ihr nicht böse zu werden, und dergleichen. Hat sie erfahren, was sie wollte, so schlägt sie das Mädchen, erwartet hierauf ihren ungetreuen Gatten und schlägt ihn unversehens so stark auf den Kopf, daß er blutet. Will ein Paar sich heimlich und unerlaubt vereinigen, so geht es an den Sandstrand, oder es erkauft mit Muschelgeld das Stillschweigen einer einzelnwohnenden Person und kommt in deren Haus zusammen. Mann und Frau nehmen

die Mahlzeiten gemeinsam im Wohnhause ein. Bei besseren Leuten pflegt etwas Taro übrig zu bleiben, das anderen abgegeben wird, oder auch ins Männerhaus wandert. Eine freigebige Frau heißt *intambá*, eine karge *imbulungut*. Es gibt Frauenbünde, deren Oberste auf Gehorsam der anderen Mitglieder zu rechnen hat. Es sind da besonders die beiden großen Totemklassen Malam und Ranggam, innerhalb deren die Frauen zu Bünden vereinigt sind. Kiseis, die Frau des Häuptlings Bagaravot, ist Malam-Älteste, Kismuméng steht an der Spitze des Ranggam-Totem. Mann und Weib einer Totem-Klasse bezw. beide Malam angehörig, dürfen sich nicht heiraten oder lieben, das wird streng innegehalten.

Bei den Festen, Tanzgesängen und Spielen kommt das Totemwesen auch zur Geltung. Bariu beschrieb ein kürzlich erfolgtes Fest bei einer ersten Menstruation. Am Tage vor dem Fest wurde eine Menge Taro in den Ofen gebracht und 24 Stunden darin gelassen, damit er die beliebte trockene, stark bräunliche Beschaffenheit annehmen sollte, die ihm den Namen *diriremba* gibt. Die Frauen gingen singend im Kreise. Am Festtage öffneten Frauen und Männer vom Totem des jungen, gefeierten Mädchens den Ofen und legten den Taro auf die hohe Eßbank. Neue Speisen wurden dem frisch gewärmten Ofen übergeben, in der Hauptsache Taro und Fische. Nun folgen die Gesänge und Spiele der Frauen, wobei sich die Weiber desselben Totems zusammenrotten, so daß zwei Parteien entstehen. Alle Ranggam-Frauen stürzen sich gewandt auf eine der Malam-Frauen, packen sie an Händen und Füßen und haben sie, bevor noch die eigenen Malam-Schwestern ihr beistehen können, ins Meer geworfen. Triefend kommt das erste Opfer (es war Kiséis) zurück und spornt die Gefährtinnen zur Rache an. Man stürzt sich auf Bariu, die nun ins Wasser muß. Ihr folgt Surumbe vom Malam, Laungomele vom Ranggam, Malegasn aus Longaniá und andere.

Beim nächsten Spiel kämpfen größere Mengen von Weibern gegeneinander, man bewaffnet sich mit Stöcken, Steinen, brennenden Scheiten und nun hauen und werfen die beiden Parteien auf einander los ohne Rücksicht auf kleine Wunden und Schmerzen. Feigheit wird

verachtet und keine würde sich getrauen, sie zu zeigen. Nur gänzlich Ermüdete dürfen sich zurückziehen und werden dann durch frische Kräfte ersetzt. Die Männer sollen zu diesen Zeiten Angst vor den Frauen haben. Alle Bekleidung ist bei diesen Raufereien den Damen abhanden gekommen, und sittsam haben sich die Männer in ihr Männerhaus zurückgezogen, von wo sie verstohlen zuschauen.

Es folgen noch allerhand Gesänge, die von einzelnen Künstlerinnen erdacht und einstudiert sind, zuweilen sind es auch huldigende Gedichte von Männern an verehrte Frauen, die von diesen also Beglückten dann den anderen beigebracht worden sind. Über 200 Namen von Tanzgesängen wurden uns genannt. Den Schluß bildet immer die Ofenöffnung und Speisenverteilung.

Daß die Magenfrage, die hier bei uns schon einen breiten Raum des Interesses einnimmt, bei diesen einfachen Völkern von großer Bedeutung ist, läßt sich denken. Im täglichen Leben speist der Melanesier sehr mäßig und bescheiden. Es gibt eben einen Tag und alle Tage Taro, den ihm die Frau vom Felde geholt, von Erde befreit und im Rückenkorb heimgetragen hat. Man erkennt diese Heimkehrenden an der Feuerholzbeuge, die über den Tarowurzeln aufgetürmt liegt, denn täglich müssen sie auch noch für das Feuerholz sorgen. Nur zuweilen bringt der Mann einen dickeren Stamm mit heim von einer Art, die schwelend den Brand für lange Zeit bewahrt. Auf diese Weise kann das Feuer erhalten werden. Die Frau kommt ins Haus, bläst einen solchen Kloben an, der mit seiner Spitze in der Herdasche liegt, Funken erscheinen, und schnell hat sie ein helles Feuer mit dem neuen Holz entfacht. War das Feuer aus, so holt man es aus einem anderen Hause wieder, Feuerreiben ist selten geworden. Nun wird der Taro, der nur flüchtig gereinigt war und eine dunkle, faserige Haut zeigt, mittels einer Muschel geschält, so daß er hell und sauber in seinen verschiedenen Tönungen daliegt. Die Frauen bringen selten alles von einer Art.

5 bis 10 solcher Taroköpfe werden zu einem Paket vereinigt. Das heißt: die Frau breitet mitgebrachte Taroblätter glatt auf ihre Knie aus, darauf legt sie zwei Bananenblattstücke, in welche die Taros gepackt werden. Dann rollt sie die Blätter fest um die Knollen zusammen, fügt

andere, etwa 15 bis 20 weitere Taroblätter hinzu, alle fein säuberlich glatt herumlegend und streichend, und bindet zuletzt das Bündel von der Größe eines großen Weißkrautkopfes mit Lianenranken zusammen, um je nach Größe der Familie mehrere solche Bündel zu machen. Die abgeschnittenen Schalen werden zusammen mit jungen eßbaren Blättern ebenfalls in Blätterpaketen vereinigt, um als Nahrung für die Schweine mit in den Ofen zu wandern. Die Herdsteine haben sich inzwischen erhitzt, einige Taro sind auf ihnen und dem niederbrennenden Holz in der Schale geröstet werden, und ihre schwarze Kruste muß nachher mit der scharfen kleinen Muschel *avankóko* abgeschabt werden. Nun werden die Steine entfernt, die Speisebündel in die heiße Höhlung gelegt, die erhitzten Steine daraufgepackt, alles mit Blättern und Sand zugedeckt, und der Ofen ist in Tätigkeit. Nach 1 bis 2 Stunden wird er geöffnet und die Speisen herausgenommen, die Taropakete riechen appetitlich nach den gebackenen Hüllenblättern. Sie werden tüchtig mit der Hand geklopft und dann geöffnet. Ein duftender Brodem entsteigt den feuchtgaren Taros, die einen Gegensatz zu den gerösteten, trockenen bilden, und Mensch und Tier naht sich der Nahrungsspenderin. Die Schweine haben schon mit Ungeduld ihre Fütterung erwartet, sie drängen in ihrer ungezogenen Art vor, ja ich sah sogar ein besonders starkes, dickes Tier seine Wohltäterin beißen, als sie es zurückscheuchen wollte, damit die Menschen erst ihr Essen bekämen. Die Tarorinden werden mit Gier verschlungen und mancher ganze Taro hinzugefügt, so daß diese Tiere ausgezeichnet gefüttert sind und ein zartes, schmackhaftes Fleisch besitzen, fast dem Kalbfleisch gleich an Güte und Feinheit. Die Schweinezucht liegt hauptsächlich in den Händen der Frauen. Ich ließ mir auch darüber berichten und erfuhr von Bariu, daß eine Sau zuerst 2 Ferkel würfe, das nächste Mal etwa 4, dann 6, dann 8, vielleicht einmal 10, darauf ginge es wieder zurück, bis sie wieder auf 2 ankäme als älteres Tier. Eber, *eai eg mbo,* werden zumeist beschnitten zum Fettmachen, heißen dann schlechtweg *embó,* die Sau dagegen *ära beak mbó* Bariu besaß eine noch junge, weiße Sau namens Loking, die 4 Ferkel, 2 weiße und 2 schwarze hatte.

Barius Eber Pit fraß *rimbilang,* das sind kleine, mißförmige Taro

und Nebensprossen; die Sau bekam *äviles* = Taroschalen. Schweine schlafen nachts im Hause, sie werden fast wie Kinder gehegt, und man kann es zuweilen sehen, wie eine Frau neben dem eigenen Kinde einem Ferkel die Brust reicht. So entsteht eine große Zuneigung zu den Tieren, und ich hörte, daß auch hier die Leute niemals ihre eigenen Schweine töteten und äßen, sondern sie um Muschelgeld verkauften und fremde Tiere für ihre Festspeise erwürben. Da sich verwilderte Schweine im Busch befinden, so ist für eine gewisse Blutauffrischung gesorgt, auch kauft man jetzt zuweilen für hohen Preis Ferkel australischer oder chinesischer Zucht von einem weißen Ansiedler oder Schiffskapitän. Hieraus erhellt schon ohne weiteres, welche große Bedeutung die Schweine für die Leute haben, bei den vielen größeren Festen bilden sie den Höhepunkt der Feier. Sie werden gefesselt zum Festplatz gebracht und von Männern durch Erwürgen mittels eines Knebels getötet. Ein brennendes Holz nahe ans Auge gehalten, zeigt an, daß das Tier wirklich tot ist; das Auge zuckt nicht mehr. Nun wird es ausgeweidet, die Haare auf starkem Feuer abgesengt, die Beine abgeschnitten und in die Bauchhöhle gesteckt und das ganze Tier hernach im Ofen gar gemacht. Bei großen Festen gelangt es häufig im rohen, nur gesengten Zustande zur Verteilung und wird von den Empfängern selbst gekocht. Viele Festgelage müssen sich ohne Schweine behelfen. Ich erlebte ein solches, gegeben von Padong in Davuntaiang. Es war ein schöner, sonniger Tag mit frischem Wind. Als ich auf dem Platz vor dem Männerhause ankam, saßen da viele Weiber und schälten fleißig Taro. Da waren sahnengelbe von körniger Masse, *saksák* genannt, solche mit zart lila Anflug, *isok lammpán*, gelbe mit violett durchschossen, *isok pút*, reinweiße mit blassem Rosa gemischt, *poknagonkulá*, die für ausgezeichnet galten, die grau gesprenkelten *kunen*, die groben rotlila und weiß geflammten *puak*-Arten und viele andere.

Auch vereinzelte Yamswurzeln werden bereitet, *ävatipnu* und *bankakasu*, sie sind zumeist weißgelblich bis eigelb, mitunter lila, aber man sieht auch leuchtend rotviolette Yams von der Farbe roter, ver-

blühender Rosen; sie heißen *balanta;* Schließlich gab es vereinzelte Süßkartoffeln und andere feinere Feldfrüchte.

Die Frau Sälak machte ein Gericht aus den fleischigen Rippen junger Taroblätter, die sie in ein Bananenblatt und sternförmig gelegte Zingiberblätter hüllte.



Bild 61. Männerhof des Bagaravot. E. B.

Etwas weiter ab, unter den dunklen hohen Krotonbüschen des Männerhofes, die noch von Barius Vater gepflanzt sein sollten und besonders groß und üppig waren, hocken etwa 14 Männer und packen Sago, den sie vor kurzem geerntet haben, in die langen Blätter des Pandanus, biegen diese über den Inhalt und binden sie an ihren Enden zusammen. Sangpoko, der Mann der Bariu, sitzt rittlings auf einem Holzklotz, an dessen nach oben gerichteter Spitze die scharfe gezähnte Schabemuschel befestigt ist; an dieser reibt er die reifen Kokoshälften, daß der geraspelte Kern in weißen, flockigen Haufen vor


Bild 62. Sangpoko raspelt Kokosnüsse. H. P.

ihm nieder fällt. Daulusen und Sanggári heften vermittels Blattrippenstückchen der Sagopalme große Pandanusblätter von Beinslänge und Handbreite aneinander, so daß eine Art grober Matte entsteht. Hier hinein kommen größere Mengen Taro, die man zuvor in *koko*=Blätter gewickelt hat. Langgam und Siserau haben den breiten Ansatz eines Sagoblattschaftes vor sich liegen, in den werfen sie, wie in eine Schüssel, etwas von dem geriebenen Kokoskern und Sago. Sie kneten beides miteinander durch, bis eine steife Masse ähnlich Marzipan entsteht. Dies wird in wilde Bananen= und Pandanusblätter gehüllt und umbunden; die Speise heißt *saklalaki*. Allmählich werden alle Speisenpakete fertig, auch die Schalen und Abfälle hat man in Blätter gewickelt, und es ist Zeit, an den Ofen zu gehen, dessen Feuer auf dem freien Platz hinter den Häusern brennt.

Ein solcher *embalat* = Ofen im Freien, ist je nach Bedürfnis größer oder kleiner. Dieser mochte etwa 2 Quadratmeter Umfang haben. Den etwas ausgehöhlten Boden deckte eine Schicht Kalksteine, wie sie hier überall im Busch gefunden werden, darauf kommt ein Rost von dicken Holzscheiten, eine Lage längs, eine quer gelegt, und auf diesem Holz liegen die eigentlichen Kochsteine, die dunklen Lavakieseln, die aus Flußbetten oft weither geholt sind, und die nicht im Feuer zermürben wie die Kalkbröckel. Ist das Holz niedergebrannt, so ergreifen einige Männer die heißen

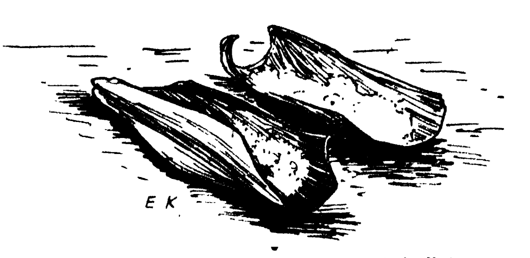


Bild 63. Sagoblattscheiden dienen als Schüsseln. E. K.

Steine über den glimmenden Holzkohlen geschickt zwischen zwei Scheiten und packen sie kranzartig um den Ofen in einem kleinen Abstand von dem Kochloch, das noch die unteren Steine und Holzreste enthält. Auf diese werden nun erst die größeren, dann die kleineren Speisenpakete gelegt. Bei dem erwähnten Fest gab es etwa: 1 *saklalaki* = Sago mit Kokos, 20 Sagobündel, 12—15 *arin* = Tarobündel, 20 *äviles* = Abfallschalen und 1—2 *ävó* = Stengel- und Blattgemüse,



Bild 64. Die Frauen legen die Speisenpakete in den Ofen. E. K.

die nur von Frauen gegessen werden, einzelne Taro wurden uneingewickelt dazwischengepackt. Die heißen Kochsteine des Kranzes werden nun auf die Speisen geworfen, eine dicke Schicht Blätter, zumeist von Zingiberarten schließen sie nach allen Seiten ab, und weißer Meersand, reichlich darauf gebracht, deckt und dichtet diesen Ofenhügel. Erst nach etwa 3 Stunden wurde der Ofen geöffnet, die Sand- und Blätterdecke entfernt. Männer und Weiber treten auf die noch heißen Steine und nehmen mit den Händen die kochenden Blätterpakete und Taro heraus. Die *ävilés* und *ävo* = Schweinefutter und Blattgemüse, behalten die Weiber, alles andere wandert in den großen Hof des Männer-

hauses, wo an Stangen viele Bananentrauben und junge, trinkbare Kokosnüsse hängen.

Bagaravot hält eine kleine Ansprache: „Wir essen zum Andenken der Toten, die unter unseren Füßen begraben sind.“



Lichtbild VII. Der Häuptling Bagaravot.

Dann geht's an die Verteilung. Der Anteil eines Mannes, z. B. Usaus, betrug: 1 Trinknuß, ein handbreiter Abschnitt gekochten Sagos, der eine ziemlich feste Masse bildete, etwa 1 Dutzend Bananen und 1 Taropaket von 10—12 Stück. Das war das vegetarische Diner. Außer diesen beschriebenen gibt es gelegentlich noch einige wenige andere Gerichte: *arin kuteis* = Taroschnitz und Kokoskern, *ägindä* =

roh geriebener Taro, mit Kokosspänen und Seewasser gemischt gekocht. (Zum Reiben benutzt man den stachligen Wurzelstock des Pandanus.) *ärin kagagava* = Tarohälften mit Schweinefleisch gekocht. Dies schmeckt übrigens nicht so gut wie man denken sollte. — Fische gibt es nur selten, die Männer verstehen sich nicht gut auf deren Fang. Die Fische wie auch die Krebse werden je nach Art und Größe in der Asche geröstet oder in Blättern gar gemacht.

So ist immer wieder der Taro die Hauptnahrung dieser Gegend, unseren Kartoffeln und Broten zu vergleichen, und die Menschen werden seiner nie überdrüssig. Bau und Gewinnung von Taro bildet den Lebensinhalt der Frauen, sein Gedeihen die Lebensfrage für die Bevölkerung. Der tropische Urwald dieser Inseln enthält keine genügende Nahrung für Menschen.

Es lag mir viel daran, die Tarokultur zu verstehen, da ich aber nur 4 Monate am Ort war, konnte ich weniges aus eigener Anschauung kennen lernen, und mußte mich wieder im wesentlichen auf meine Dolmetscherin verlassen.

In diesen Landstrichen wird durchweg Buschtaro gebaut, ich nenne ihn so zum Unterschied vom Sumpftaro, welch letzterer gedüngt und immer wieder an derselben Stelle, dem Tarosumpf, gewonnen wird. Beim Buschtaro, der ungedüngt auf einem trockenen, urbar gemachten Stück Busch gepflanzt wird, ist ein jährlicher, allenfalls zweijährlicher Wechsel Bedingung. Der Häuptling der Dorfschaft hat bei der Wahl der anzulegenden Felder zu entscheiden. Er und einige erfahrene Männer prüfen verschiedene Stellen im Busch auf die Bodenbeschaffenheit hin. Am besten ist die schwarze Erde *äbuam bumbugas*, etwas ärmer, aber auch gut, ist *io monburi*, das ist schwarze Erde mit Sandbeimischung; dann gibt es noch *pana*, gute braune Erde und *ävuan melek*, schlechte rote Erde, die man vermeidet. Unser Garten, der vor längerer Zeit Pflanzungsland gewesen war, hatte *io monburi* mit viel Sand. Alle Felder einer Dorfschaft pflegen nebeneinander zu liegen, und es kommen auf eine Familie 1, 2 bis 3 Felder verschiedener Größe, damit nach Aberntung eines der Felder ein anderes reifen Taro hat. Immer, wenn ein Feld anfängt zu tragen, wird ein neues angelegt.

Die Männer hauen den Busch um und der Häuptling teilt jeder Familie die Felder zu.

Stehen dicke Bäume auf dem Platz, so sucht man sie durch Ausbrennen zu töten und der tote Baum bleibt stehen. Von dem geschlagenen Busch werden passende Stämme und Äste für die Umzäunungen herausgesucht, jeder Mann trägt für seinen Zaun zusammen und rammt die Pfähle in die Erde. Das andere Gestrüpp hat man aufgehäuft, es muß etwas welken und wird alsdann verbrannt. Die Asche wird auf den Feldern verteilt. Gerodet wird solch Feld nur wenig, es bleiben manche Stümpfe und Wurzeln im Boden. Die Frauen reinigen den Boden, machen ihn zum Pflanzen glatt und etwa 3 Tage, nachdem die Asche erkaltet ist, pflanzen sie die ersten Stecklinge, *ärambola*, und fahren damit fort, bis alles bepflanzt ist. Ein solches neubepflanztes Feld ohne Blätter heißt *disisian bagan*, im Gegensatz zum unbebauten *arauma manga*. Die Stecklinge sind nichts weiter als die von der Wurzel abgeschnittenen Strünke, die aber noch ein Stückchen Wurzel enthalten müssen, um neu auszuschlagen. Man läßt sie ein bis zwei Tage welken, bevor man sie in die Erde versenkt.

Haben die kleinen Pflänzlinge 3—4 junge Blätter gemacht, so heißt das Feld *ärauma magát*. Etwa 3 Monate nach der Pflanzzeit wird das Feld von Unkraut gereinigt und die äußeren Taroblätter = *äva melaga*, abgebrochen.

Mit dem Zaunrammen und -binden hat die Arbeit der Männer geendet, alles andere ist Sache der Frauen.

Erst etwa nach einem Jahre tritt die völlige Taroreife ein, doch werden schon vorher die ersten schwachen, noch wässerigen Taro basimomaium gegessen. *ärauma saptoumbo* heißt solch ein Feld, das anfängt zu tragen und *ärauma makun* ein voll gereiftes Tarofeld. Das letztere gewährt mit seinen dichten, saftgrünen Blättern einen reichen Anblick, einige Blätter erreichen mit den Stielen fast Manneshöhe. Der Taro macht Seitentriebe rings herum, die eine Art mehr, die andere weniger. Ist der *äbeak*, Muttertaro reif, so wird er mit den Seitensprossen *käkä* herausgezogen. Entweder sind die Sprossen schon eßbar, dann nimmt man sie mit heim, oder noch nicht, dann

werden sie gleich Stecklingen im neuen Feld eingepflanzt. Wird ein Steckling vor dem Pflanzen an seiner Basis eingebrochen, so macht er zwei gleichartige Pflanzen. Es gibt sehr viele Taroarten in Lamasong, es gelang Krämer, an einem Nachmittag mit Hilfe von Wambis und den Frauen Kisbin, Ninkanavut und Savagung gleich 220 Arten aufzuschreiben. Die Frauen kennen sie an Form und Farbe der Blätter und Stengel, die dem Uneingeweihten fast gleichartig und ununterscheidbar vorkommen. Die festen, mehligen Arten eignen sich zum Rösten, man kann sie zusammenfassen in dem Namen: *ägai baskai.* Andere sind weichlich und wasserreich, dazu gehören u. a. die Arten des Namens *put, kaneva* usw.

Das Tarofeld der Frauen enthält fast ausschließlich Taro, es sei denn, daß eine Frau Liebhaberin von Yamsknollen oder Süßkartoffeln ist. Die schon erwähnten *kaka*-Pflanzen mit eßbaren Blättern und einige wohlriechende Sträucher finden sich meist in der Nähe der Umzäunungen, auch wohl der kleinschotige *Capsicum* = Pfefferstrauch. Bananen- und Fruchtgärten sind den Männern zugehörig, die Bananen und Papaya erfordern nur Pflanzen und Ernten und vielleicht ein wenig Unkrautreinigung. Trotz dieser geringen Mühe entschließen die Männer sich doch schwer dazu, sie zu pflanzen, man bekommt fast nie diese Früchte, die Leute haben immer nur gerade genug für ihre Feste.

In einem großen, starken Korb = *ä gies,* aus Palmblättergeflecht mit Trag- und Verstärkungsbändern aus dem Bast des Baumes ma (eine Tiliacee Althoffea sp.) tragen die Frauen täglich den geernteten Taro heim. (Siehe Bild.) Die Bastrindenstreifen laufen um den Rand des Korbes, dann sich kreuzend unter dem Boden entlang, wobei sie hie und da durch Geflecht-

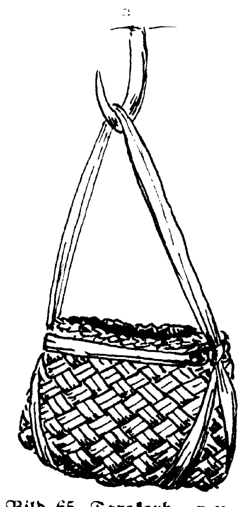


Bild 65. Tarokorb. E. K.

maschen gezogen werden und in einer Art breiten, starken Henkel über den Scheitel der Trägerin, die von dieser täglichen Last eine etwas eingedrückte Stelle im Haar hat. Bei der Bastgewinnung hilft eine Frau der anderen. Die eine hält den zu entrindenden Ast, die andere zieht die Rinde herunter, die sehr fest haftet.

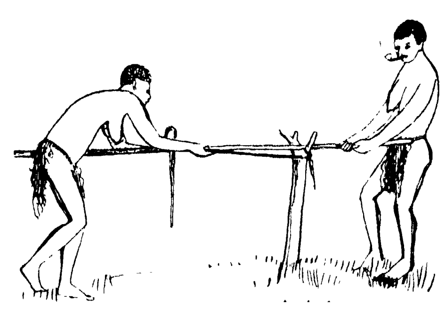


Bild 66. Bastgewinnung für die Tragbänder der Tarokörbe. H. P.

Ich ließ mir diesen *gies* und noch einige andere Körbe vorflechten: rohe, die im Hause als Speisebehälter aufgehängt werden, flache, die gleichsam als Teller dienen und einen feineren, dichten Korb *vasesili*, bei dem die Kokosblattfiedern verschmälert werden, um ein engeres Geflecht zu geben. Diesen zeigte mir die Frau Laugomas, auch Lavaraus genannt, ein kräftiges, starkes Weib, das ich schon im Dorf mit ihrem kleinen Sohn gesehen hatte. Als sie so flechtend auf den Verandastufen neben mir saß, fiel mir ein strenger Geruch an ihr auf. Wenige Tage später kamen wir in das kleine, etwas abgetrennte Gehöft Tansavánga. Eine Gruppe von Männern lauschte dem lauten Sprechen des Häuptlings Lipui. Die Erde war an einer Stelle frisch aufgeworfen und noch nicht völlig geglättet. Das war das Grab der Frau Laugomas, die der Aussage nach an einem Ohrenleiden, das ins Gehirn durcheiterte, gestorben war. Ich stand ganz betäubt von dem plötzlichen Todesfall, begriff nun den eigentümlichen Geruch der Frau, und erwog, warum wohl niemand uns von dem schweren Leiden des armen Weibes gesagt habe, da doch vielleicht Hilfe möglich war. Da drängte sich die alte Mutter der Laugomas, namens Karemulún, durch die Männergruppe, weinend warf sie die Arme um meinen Hals und drückte ihre tränennasse Wange an meine Schulter. Einige Worte Pidjin wiederholte sie immer wieder: „O Frau, du hast sie gekannt; mein Kind ist tot, das arme Kleine hat

keine Mutter mehr!“ Dieser rückhaltlose Ausbruch eines echten Gefühls ist selten bei Melanesiern, einer Fremden gegenüber noch erstaunlicher. Es muß der Alten, die uns vor wenig Tagen beim Korbflechten zusah, auch die Plötzlichkeit des Todes ins Bewußtsein getreten sein, machte die Tochter doch durchaus keinen kränklichen Eindruck, sondern war eher zu robust, lebhaft und etwas lärmend.

Wir konnten jetzt schon wieder häufiger in die Dörfer gehen, es gab Pausen im Regen, doch ist mir aus dieser Zeit ein grau verhüllter Himmel, tropfende Bäume, Dorfwegpfützen, ja Seen und ein feuchter Sandstrand in Erinnerung geblieben. In stumpfem Grau wälzten sich die Wogen des großen Meeres unaufhörlich heran, Moos und grüne Algen überzogen die Steine, die die Männerhöfe und die dazu gehörigen Regenmacherhaine umgaben, die großen, weißzackigen Muscheln und die Schädel darin. (Anmerk. Krämer.)

Kleine Knaben spielten am Strande, einer formte viele kleine Sandhaufen und verbarg in einem von ihnen ein Steinchen oder dergleichen, ein anderer sollte schnell den Haufen herausfinden, der das Schwein (nämlich das Steinchen) enthielte. Oder umgekehrt wurden mit der Hand Löcher in einen halbmondförmigen Sandwall gemacht und dabei ein Steinchen, das in der Hand verborgen war, mit geworfen. Diese Spiele heißen: *banäre kapkies embo* = Such das Schwein. Allerhand Zeichnungen und Formen machten die Kinder in den feuchten Sand. Darunter ein Dämon *ärängan*, halbkugelig, mit Augen und Nase. Bei manchen Spielen gerieten die kleinen braunen Gesellen, die, wie alle Kinder farbiger Rassen, ungewöhnlich klug und lebhaft sind, so in Eifer, daß der Atem wegblieb und sie sich erst erholen mußten, bevor sie weiter spielten. Mitunter, wenn die Männer Fische gefangen haben, fällt ein kleiner Fisch ab für einen Knaben. Ich sah einen solchen winzigen Knirps mit einem seiner Größe entsprechenden Fischchen sich mit großer Gelassenheit dem Feuer nahen, darüber eine meiner Helferinnen Kokoswedel austrocknete zum Korbflechten. Er hockte am Feuer nieder, röstete das Etwas von einem Fisch und verzehrte seine Mahlzeit mit Genuß

und vieler Würde. Wurden wir in den Dörfern vom Regen überrascht und hatten uns in ein Haus gerettet, so zog ich wohl gelegentlich eine Schnur aus der Tasche und machte Fadenspiele. Das erregte immer Lust zur Nachahmung. Bald saßen verschiedene Männer, Frauen und Kinder mit Baststreifen oder Binsen da und zeigten mir ihre Künste. Ich erlernte von ihnen verschiedene Figuren, u. a. „Liri“ (das ist die Insel Lihir), „Fischfang“, „Brotfruchtblatt“ und andere.

Wenn ich auf der vorderen Veranda saß und arbeitete, beherrschte mein Blick ein großes Stück der breiten Sandstraße, unseren frisch gehauenen Buschweg zum Flusse mit dem wirren, jüngeren Buschwuchs und gerade über die Straße weg unseren Garten, der schon manches Eßbare trug. Die Luft war meistens erfüllt von allerlei schrillen, fremden Vogellauten, auf den dünnen, hohen Bäumen spielten schwarzglänzende Webervögel mit den langen gebogenen Schwanzfedern; viele kleine Schwalben kreuzten in der Luft, und sanft verwundert tönte das Gurren der schönen goldiggrünen Tauben mit zimmetfarbigem Bauchgefieder, die sich wieder hergewöhnt hatten und in den hohen Strandbäumen nisteten, seitdem sie nicht mehr geschossen wurden. Nashornvögel hausten weiter inlands im dichten Bergbusch. Papageien gab es in diesem Teil nicht, wie denn auch so gut wie keine Kokospalmen zu finden waren, die ihre Lieblingsnahrung liefern.


Bild 67. *Godlam.* Kleiner Papagei aus Tabar. H. P.

Von Herrn Walden war uns ein kleiner, dunkelroter Papagei namens *godlam* geschickt worden, der aus Tabar stammte und ein wenig gezahmt war. Er fraß reife, süße Früchte und in Ermangelung davon Milchsuppe, Kakao, Kaffee, es mußte nur recht süß sein. Über diese Flüssigkeiten fiel er mit Begier her und tutschte sie mit seiner pinselförmig gefransten Zunge auf. Der kleine Kerl war lebhaft und drollig, kletterte überall herum, und begab sich, wenn man ihn berühren wollte, eiligen Schrittes, denn die Flügel waren ihm beschnitten, unter eines

der Häuser, die einen fußhoch erhöhten Bretterboden hatten. Wir konnten ihm da nicht folgen, wohl aber unser Hund, den wir auf ihn losließen. Er brachte den Vogel, als er einmal wieder ausgerissen war, unversehrt, und der Ausreißer, zu Tode erschrocken, ließ sich in Zukunft gutwillig anfassen. Krämer hatte seinen Arbeitstisch auf der nördlichen Verandaseite, da hatte sich einst ein junger prachtvoll gelb und schwarz gemusterter Leguan zu ihm gefunden von 2 Handspannen Länge, der sich einige Tage dauernd in diesem Teil der Veranda aufhielt, Ameisen und kleine Insekten fraß und sich willig streicheln ließ. Offenbar hatte er irgendwelche Beschwerden, vielleicht Überfütterung, und es schien, als suche er beim Arzt Hilfe. Er lebte leider nicht lange und lag eines Morgens tot auf dem Schreibtisch. Wie feinste Perlstickerei prangte die Schuppenhaut in gelbem Muster auf schwarzem Grund. Wir haben später noch einmal ein solches Tier gefunden, es war mit einer Schnur, die am Schwanze befestigt war, an einen Baumstumpf angebunden und wohl von den Eingeborenen vergessen worden. Wir befreiten es und setzten es an eine morsche Wurzel unseres Gartens, die von weißen Ameisen wimmelte. Voller Behagen fraß der Leguan und grub sich tief und tiefer in die lockere Modererde. Eines Tages hatte man uns auch wieder ein gefangenes *Walaby* gebracht, das wir unserem Tierpark einverleibten. Dieses kleine Känguruh war schon entwöhnt, soff aber die Milch, die man ihm gab; doch bestand seine Hauptnahrung aus frischen Blättern. Im Wesen war das Tier sehr verschieden von unserem Säuglings-Walaby in Muliama. Jenes temperamentvoll, mutwillig und anhänglich, dieses stumpfsinnig und nicht zähmbar, es blieb trotz täglicher Fütterung fremd und scheu, auch gegen den Hund, der es sehr liebte. Ich setzte es in den Garten, dessen Umzäunung dicht gemacht worden war. So konnte es sein Futter selbst suchen und in einer kleinen, eigens gebauten Schutzhütte bei starkem Regen Zuflucht finden. *Bariu* und ich sahen es oft dort in nachdenklicher Ruhe sitzen, wenn wir unsere Pflanzungen machten oder etwas ernteten. Wollten wir es aber in der Nähe sehen oder anfassen, so hüpfte es mit seinen eigenartigen Känguruhsprüngen sehr schnell davon, und nur dem Hund ge-

lang es, das Tierchen zu stellen. Er verletzte es nie dabei. Einmal hatte ich ihm eine gewisse Pfefferblattranke zum Futter vorgelegt, worauf Bariu erstaunt fragte, ob es die fräße, diese Pflanze, *avapmbun*, deren junge Ranken wie ein Walabyschwanz aussehen, sei *tabú* für das *sigan* (das ist der Name des Tiers in Lamasson). „Tritt es aus Versehen auf die Pflanze oder springt darüber hinweg, so „schämt“ es sich und kehrt nicht mehr in den Busch zurück, sondern läuft unaufhörlich, bis es ans tiefe Meer kommt, wo es sich ersäuft.“ Man sagt ihm nach, daß es auch schwimmen kann.

Bariu wußte ein Lied vom Känguruh:

a sigăn, ă sigăn
das Walaby
le măndĭtd, le măndĭtd
ist kalt
lăngŭs pĕrú lăngŭs pĕrú
ich möchte zurück
ulai langoling ting
geh Mann, fang es schnell

o tirereh!!!

Das ist der Gesang eines *sigans*, das die Kinder an den Strand lockt. Mit diesem Ausruf *o tirereh!* läuft es fort.

Es knüpft sich hieran eine alte Sage. Vor langer Zeit, als es noch keinen Taro, Yams oder Früchte gab, lebte ein Ehepaar Lunganga und Arau, die zwei Kinder hatten. Täglich gingen die Eltern in den Busch und holten Blätter zum Kochen; das war ihre Nahrung. Einst, als die Kinder allein vor dem Hause spielten, hörten sie einen Gesang, denselben, der oben beschrieben ist: Es war ein *sigan*, das, als sie neugierig hingingen, langsam fortlief und die Kinder bis an den Strand lockte, wo es bei dem Ausruf *o tirereh* eiligst davonlief. Doch da kam der Mann Lambärung aus dem Meer gestiegen mit Taro, Yams, Bananen, die er nun den Kindern zu essen gibt. Gesättigt von den guten Speisen wandern sie heim, wo Vater und Mutter gerade von der Arbeit gekommen waren und die Blätter bereitet hatten. Die Kinder sagten: Wir mögen nicht, und aßen nichts, worüber sich die Eltern sehr erstaunten. Am nächsten Tage, als die Eltern fort sind,

laufen die Kinder schnell zum Strande. Wieder erscheint Lambärung und speist die Kleinen, und abermals verschmähen sie daheim das elterliche Essen. Am dritten Tage folgt Vater Lunganga heimlich seinen Kindern und sieht, versteckt im Busch, wie sie gespeist werden. Als sie dann zu Hause wieder fürs Essen danken, lacht er. Am folgenden Tage geht er mit und zeigt sich dem Lambärung, der ihm Tarosetzlinge, Bananenstecklinge, Yams usw. gibt und dazu spricht: Pflanze sie und bringe sie allen Menschen. Und das taten Lunganga und Arau. —

Ich versuchte vergeblich unser Walaby zu zähmen. Ich sperrte es wieder in einen Käfig, fütterte es, gab ihm eine Zeitlang statt Blätter gekochte, pflanzliche Nahrung. Die wollte es durchaus nicht nehmen, und damit schwand jede Möglichkeit, es mit nach Europa zu bringen. Verschiedene Pflanzer hatten mir von ähnlichen, mißglückten Versuchen erzählt. Man hatte die allerdings schon ausgewachsenen Tiere in eine Umzäunung gesperrt und mußte mit ansehen, wie die armen Dinger unaufhaltsam mit der Stirn gegen den Zaun stürmten, bis die Haut blutete und der Schädel eingedrückt war, sie starben alle daran. Mein Känguruh war jung, ich hatte gehofft, es zu gewöhnen, aber mit Schrecken nahm ich bald dieselbe Gewohnheit bei ihm wahr, es lief wiederholt gegen die Drahtmaschen der Kiste, schon hatte sich eine kahle Stelle am Vorderhaupt gebildet, da ließ ich es lieber wieder in den Garten. Der Freiheitsdrang aber mochte auch bei diesem Tiere schon erwacht sein, es brach später durch eine mangelhafte Stelle des Zaunes und entkam. Offenbar war es noch nicht weit, denn unser Hund spürte es im Busch auf und stellte es, er hielt seine offene Schnauze über das erschreckte Tier, so daß man es unversehrt nehmen konnte. Dies geschah noch ein paarmal, schließlich aber entkam es doch endgültig in dem weiten Buschland.

War die Vegetation um unseren Platz nicht großartig und glänzend, so bot sie doch viel des Anregenden. Da war der merkwürdige Ameisenbaum,*) mit großen lindenähnlichen Blättern und etwas

*) Die Pflanze ist die von Neu-Guinea her bekannte, aber auf Neu-Mecklenburg noch nicht beobachtete Euphorbiace endospermum formicarum.

sperrigem Wuchs. Man konnte ihn schnell herausfinden, denn er wußte sich Respekt bei der umgebenden, sonst so maßlos drängenden Pflanzenwelt zu verschaffen; stets war ein freier Abstand um ihn gewahrt. Außer einer Art wilder Pandanus gedieh nichts in seiner unmittelbaren Nähe. Die Leute sagten, daß er ganz mit Ameisen an-

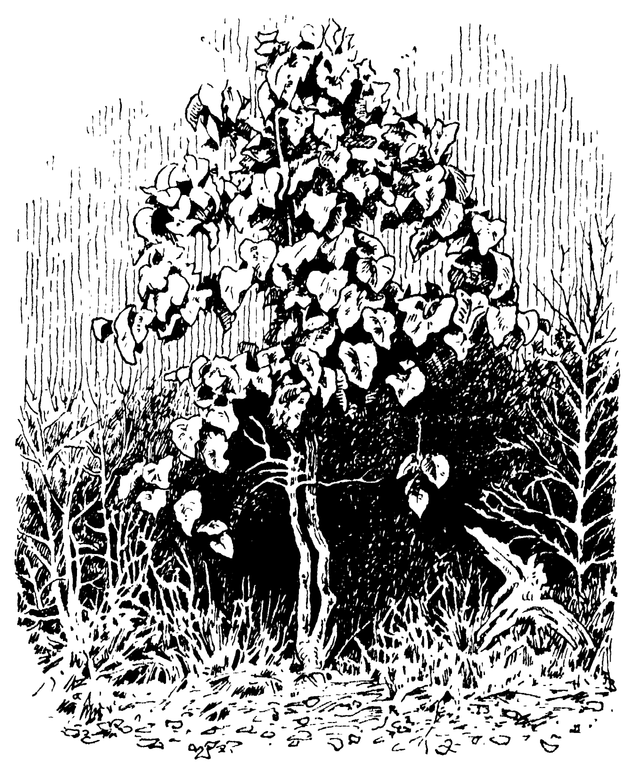
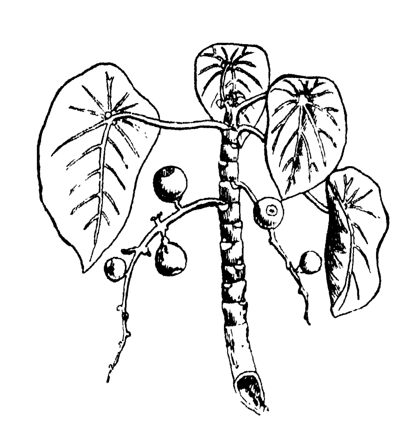


Bild 68. Giftiger Ameisenbaum. Er tötet die umgebenden Pflanzen. A

gefüllt sei. Ich wollte es nicht glauben und brach einen Zweig ab, er war hol wie Bambus, und zu Hunderten quollen kleine, glänzend schwarze Ameisen aus der Stelle des Bruches hervor. Ich malte diese rätselhafte Pflanze und manche andere um diese Zeit. Es fiel mir dabei auf, wie winzig klein bei den meisten Tropenbäumen die


Bild 69 Zweig des Ameisenbaumes. A. B.

Blüten sind, oft grünlichweiß und so unscheinbar, daß man sie kaum erkennt. Daneben gibt es, namentlich bei der Strandvegetation, schön blühende Bäume wie Callophyllum mit herrlich duftenden weißen Blüten, Barringtonien mit den großen, leuchtend rosa Staubfädengebilden, orangeblühendes Eisenholz, glockenblütige Hernandien und andere, aber der Wald selbst ist recht arm. — Unter den Fruchtbäumen der Dörfer ist schon mehr Blütenpracht zu finden; da hängen die reichen weißen oder rosenroten Blütentrauben der Eugenien, und reizend war ein häufig gesehener Baum, der zur Blütezeit in einen vollen rosa Schleier gehüllt stand, von kleinen aber zahlreichen Blüten. Prächtig sind auch die vielen Arten der Winden, himmelblau, rosa, blaßgelb, atlasweiß mit grauen Mittelbänder, einfach weiß; bald einzeln, bald in Trauben blühend, hingen sie als Teppich und in Guirlanden von den hohen Bäumen. Einmal lag etwas wie ein rotlila Tuch auf dem Wege nach Lámasong; es waren die abgefallenen Staubfäden eines verblühenden Baumes. Das ist eine schöne Eigenart der Regenzeit, sie bringt viele Blumen hervor. Trotzdem ist die Vorherrschaft des Grüns in diesen Südseegebieten eine unbestrittene, von „zauberischer Blütenpracht“ kann man in diesen Gegenden nur selten sprechen.

Ab und zu mußten mir auch Eingeborene Modell stehen; da war ein Ehepaar im Dorf, das uns schon oft dadurch aufgefallen war, daß man es fast immer beieinander sah. Jedes von beiden mochte in seiner Art als schönes Beispiel seines Volkes gelten. Der hohe, schlanke und sehr dunkle Máramba hatte ein regelmäßiges, belebtes Gesicht, Gálaureng, der das Gesicht durch viele vernarbte Einschnitte in die Stirn etwas entstellt war, zeigte den, jun-

gen Melanesiern eigenen, hüftlos schlanken Wuchs, dabei hängende aber volle Brüste und allerliebste, zierliche Hände. Ich bewog sie, bei unserem Rasthause mir zu stehen und fing an, sie zu malen. Der getreue M á r a m b a , der etwas Pidjinenglisch konnte, stand dabei und sagte ihr meine Wünsche. Plötzlich wankte G á l a u r e n g , die das Stehen und Angestarrtwerden nicht vertragen konnte, und sank, von

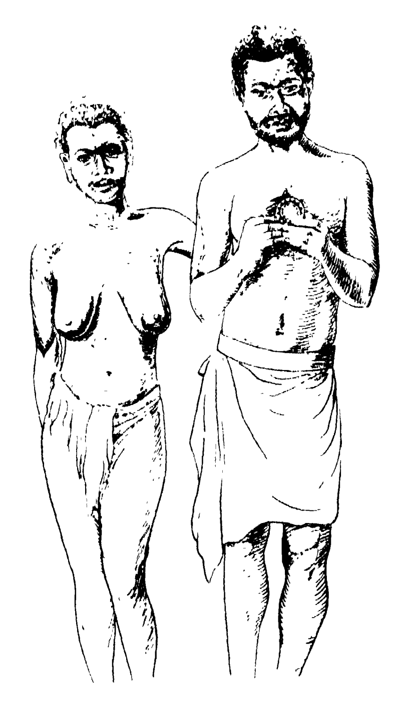


Bild 70. Ehepaar aus Lámasong. Maramba und Galaureng. E. K.

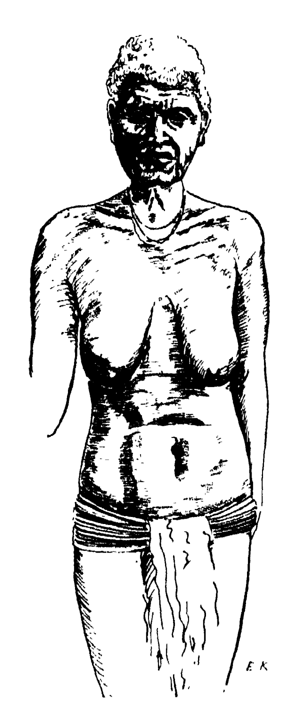


Bild 71. Die Dorfälteste Kismúmeng. E. K

uns beiden aufgefangen, sanft zu Boden. Da war es hübsch zu sehen, wie sorgsam und liebevoll ihr Gatte um sie bemüht war, wie er ihr Wasser einflößte, ihr gut zusprach, bis dann ein Stück von uns gespendeter Zwieback sie wieder ganz in Ordnung brachte. Solche Ritterlichkeit hätte ich nach dem bis jetzt Erlebten in einem Manne dieses Volkes nicht gesucht. Auch die Dorfälteste K i s m ú e n g mit

ihren weißen Locken wurde im Bilde festgehalten; trotz ihres hohen Alters war ihr Körper graziös und frauenhaft weich geblieben im Gegensatz zu den eckigen, harten Formen alter Weiber in Muliama.

Bis jetzt hatten wir nur die Dorfteile von Lámasong und Panagundu gesehen, unsere nächsten Nachbarn. Die täglichen, schweren Regengüsse hinderten größere Ausflüge. Endlich, nach besonders heftigen Schauern wandte sich das Wetter zum Guten, wir packten das Notwendigste zusammen und gingen mit dem Koch und zwei Jungen in das nördlich von Lámasong gelegene nächste Dorf Hamba, die Station in Schillings Obhut lassend. Am 17. Februar, nach einem guten Mittagsmahl, marschierten wir ab, auf dem wohlbekannten breiten Weg zum Dorf. Hinter Lámasong kam ein Stück schattiger Busch, gegen den die Krotonpflanzen und Cordilynen des Weges rot und gelb bunt leuchteten. Die Straße stieg etwa 8 m an und fiel dann in einer guten Stunde wieder ab; wir gingen auf einer Brücke über einen klaren, rauschenden Fluß, den Boborós, der zum Trinken einlud, aber leider sehr salzig war. An seinen Quellgebieten müssen Salzlager sein, anders kann man es sich nicht erklären, denn von dem Meere aus hat der Fluß keinen Zufluß. Eine weitere Stunde bergauf und bergab brachte uns an den schmalen Weg, der im rechten Winkel von der breiten Straße abzweigt und in zehn Minuten an den Strand des Dorfes führt. Wir hatten uns auf dem Wege aufgehalten, der Himmel hatte sich bedeckt, und der Abend brach langsam herein, als unser kleiner Trupp den dunkel beschatteten Pfad, an dessen gewundenem Verlauf hie und da eine Hütte auftauchte, sich lichten sah. Das Branden einer bewegten See tönte näher und näher, zerrissene Strandfelsen umschlossen eine sandige Fläche. Eine bewaldete, ins Meer vorspringende Felsplatte bildete den Hintergrund zu einem kleinen, merkwürdig bemalten und geformten Männerhause, das inmitten seiner Bambusumzäunung sich schüchtern, etwas altersschief an den Fels hinneigte. Links öffnete sich eine felsenumschlossene Bucht, in die die hohen Brecher wild rauschend, unaufhörlich hineinbrandeten. Nach rechts versperrte das Laubdunkel hoher Bäume den Blick aufs Meer, das im Schutze der

Felshalbinsel ruhiger lag. Hinter uns aber, gegenüber dem Männerhause, lag ein hübsches, sauberes Haus, das uns der freundliche alte Besitzer Báneru auf unsere Bitte zur Wohnung überließ. Es dunkelte jetzt rasch, mattgrau schimmerte der Sand, im Hause war gerade noch Licht genug, um sich notdürftig für die Nacht einzurichten. Es war ein echtes, tadellos gebautes Eingeborenenhaus, wie ich es bis

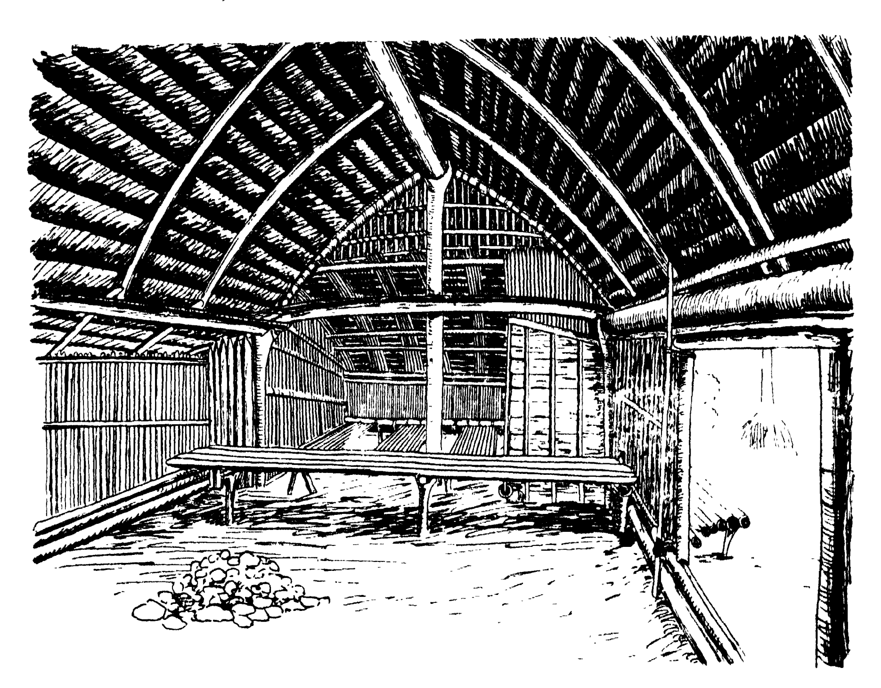


Bild 72. Hausinneres in Hamba. E. K.

dahin noch nicht auf der Insel gesehen hatte. Es bildete ein längliches Rechteck und hatte an der linken Breitseite, die der See zu lag und den Eingang enthielt, rechts und links zwei kleine Vorbaue, so daß die Mitte mit dem Eingang etwas zurücklag. Der eine Anbau wurde Küche, der andere Schlafstelle unserer Jungen und des Koches. Der große Mittelraum enthielt an der rechten Giebelseite die schrägen Stabbetten der Eingeborenen, die uns durch ihre Sauberkeit und das

ordentliche Gefüge Lust zur Benutzung machten. Doch zogen wir unser bewährtes Moskitonetz mit der Rollmatratze auf der Erde schließlich doch vor. So groß war das Geräusch der ruhelosen Wassermassen, daß ich lange nicht einschlafen konnte, glaubte ich doch das Meer schon vor der Türe, — hereinbrechend, — überflutend, — doch es war nur der hohle Klang zwischen den Felsen, der es so laut tönen ließ. Nur kurz zu bleiben war unsere Absicht gewesen, als aber der nächste Morgen in strahlender Pracht hereinbrach, und die Sonne ein wahres Paradies von Schönheit und Größe der Natur enthüllte, als ein kurzer Gang uns überzeugte, wie viel des Wissenswerten hier zu erfahren war, wurde ein längerer Aufenthalt beschlossen. Für den leiblichen Menschen war in Hamba ein Mißstand vorhanden, es gab kein wirkliches Süßwasser, alle Wasserlöcher und Quellen enthielten salzhaltiges Wasser, noch gerade trinkbar, aber so deutlich salzig, daß wir keinen Tee mehr damit machen konnten, auch mit Kaffee ging es kaum, der geduldige Kakao ließ es sich allenfalls gefallen. Die ganze Gegend muß Salz im Boden haben, alle Flüsse und Bäche sowie Quellen eine ganze Strecke weit nördlich vom Boborés haben dieselbe Eigenschaft. Die Eingeborenen trinken das Wasser ganz gern, sie sagen, man wird kräftig davon. Die Felsenhalbinsel hinter dem Männerhaus heißt Básokup. Der Weg zu ihrem höchsten Punkt führte an einem umfriedigten Rechteck vorbei, in dem zwei bemalte, reiche Holzschnitzereien standen, die hier ihrem Verfall entgegendämmerten. Durchsuchte man den Busch, so konnte man morsche Stücken der feinsten Schnitzereien finden, sie waren bei einem Feste benutzt worden und nun als wertlos fortgeworfen. Nach Norden zwischen rauhen, unebenen Felsbrocken ließ sich am Rande des abfallenden Gesteins ein Halt finden, der einen überwältigenden Anblick auf die hohe, klüftige Steilküste gewährte. Bis weithin waren die abenteuerlich zerrissenen, unterwaschenen Kalkfelsen sichtbar, überwölbt von reichem, wechselvollem Grün, und königlich rauschten die langen Brecher heran, zischten hoch in weißem Strahl an den Höhlen und Felstoren und verliefen sich in dem weißen Sande der kleinen Bucht. Die Leuchtkraft der Meeres- und Himmelsfarben, die verschiedenen Tö-

nungen im Stein, von hellrosa, silbergrau bis zum tiefen Purpur und Rostbraun, der blendend helle Sand und das satte Grün alter, schöner Bäume! Ideallandschaften, wie Preller sie uns malte, können diese Pracht der Wirklichkeit nicht übertreffen. Ein enger Buschpfad brachte uns an den südöstlichen Absturz der Felsenplatte. Hier war der Baumwuchs dichter, und zwischen Zweigen herauslugend sah man eine langgestreckte, sandige Bucht, hie und da von Felsbrocken und niederen Korallenstufen unterbrochen. Trümmer davon lagen auch als Inseln im Meer und beruhigten das Strandwasser. Überall fiel das Auge auf üppigen, schier undurchdringlichen Busch.

So schön es nun auch auf dem Felsenluginsland war, konnte man doch nicht lange hierbleiben, da es noch viel anderes zu sehen gab. Auf gebogenen Pfaden wurden die einzelnen Häuser und Teile des Dorfes erreicht, denn darin unterschied es sich von Lámasong, daß die Wohnsitze weiter voneinander getrennt lagen als dort, und nur wenige Häuser sich zu einem Platz vereinten. Bei einer solchen Ansammlung von mehreren Hütten in dem östlichen Dorfe Bampit erreichten wir wieder das Meer, das auch an dieser Stelle unerhört schön in der Farbe war. Die bunten Korallenbänke waren in dem hier stilleren, seichteren Wasser sichtbar, und weiter draußen glänzte der weiße Schwall der Brandung. Hinter einem kleinen, altertümlichen Hause nahe dem Strande ragte ein etwa dreimal so hoher Zaun aus Bambus auf, der geheiligte Platz der Malanggane. Wir konnten ihn betreten und sahen eine Fülle der *malanggan* genannten, vielfach durchbrochenen Holzbildnisse mit der feinen Bemalung von schwarz und rot auf weißem Grunde, wie sie einzig auf Neu-Mecklenburg in dieser Vollendung vorkommen. Mit Hamba beginnt der Bereich dieser kunstvollen Schöpfungen, die wir später weiter nördlich noch verschiedentlich in großem Wechsel der Formen antrafen. Unter einem langen Dach hatten die Schnitzer Táringa und Ránggiro ihre Werke geschützt untergebracht, und in der Nähe auf einem Felsvorsprung im Busch standen zwischen schattigen Sträuchern zwei größere aufrechte Figuren mit Pansflöte

und Muschelhorn wie Götzen in einem Tempelhain. Das gab Arbeit für den Leiter für lange hinaus. Bereitwillig erhielt er Antworten auf seine Fragen, offen und freundlich begegneten ihm die Leute von Hamba und unterschieden sich dadurch sehr von den verschlagenen, vorsichtig schweigenden Bewohnern von Lámasong und Panagundu. Daß es hier in Hamba auch leichter wurde, Nahrungsmittel zu bekommen, läßt sich aus dem Gesagten begreifen. Der Koch hatte gut für uns gesorgt, als wir heimkamen. Ein Tisch war vor der Bank nahe dem Eingang in der langen, vom Dach beschatteten Haus-



Bild 73. Unser Wohnhaus in Hamba. A. B.

nische gebaut worden, da konnten wir unsere Fischmahlzeit genießen und daneben den allerherrlichsten Anblick durch unser Felsentor hindurch auf das Meer und das kleine, bunte Knabenhaus mit seinem grünen Hintergrund von wucherndem Gerank der Winden und Lianen, die von den Bäumen der Felsen herabhingen. So kamen mehrere Tage in Hamba, einer strahlender und glanzvoller als der andere, als sollte nun eine Entschädigung für die vielen regentrüben Wochen geboten werden. Über Sonntag gingen wir nach Lámasong, um gleich am Montag in der Früh wieder nach Hamba

zurückzukehren. Unterwegs badeten wir jedesmal in dem Salzfluß Boborós, der so frisch und schnell ist. In seiner Nähe entdeckten wir, vom Wege abgehend, ein prächtiges Spritzloch in der zerfressenen Steilküste, aus dem alle paar Sekunden mit hohlem, fremdartigem Ton eine hohe Säule zerstäubten Wassers hervorbrach. Der poröse Kalk stieg einige Hundert Schritte östlich von der Mündung des Flusses zirka 8 m hoch senkrecht aus dem Meere. Die Fläche oben war ohne Pflanzenwuchs, wie ein tätiges Geyserfeld. An einer Stelle war eine Spalte hineingefressen, von deren Rande aus man senkrecht unter sich das brodelnde Wasser sah. Am Ende des Spaltes war eine Höhle, die nach oben in einen kleinen Luftschacht von Menschenbreite auslief. Jede besonders hohe See sandte die gepreßte Luft in der Höhle durch den engen Schacht unter fauchendem Gedröhn hinaus, Wasserstaub mit sich reißend. Es war ein besonders großes Spritzloch.

Dann sahen wir unser schönes Vásokup wieder, und die langen Seen brandeten vor unseren Augen in die kleine Sandbucht. Sie war rechts und links von stachligen Felsen abgeschlossen, wir konnten sie durch einen Einbruch, Torpfeilern nicht unähnlich, sehen. Diese Bucht war die Freude der Kinder, die gern in dem sauberen Sande spielten. Eines Mittags, da die Seen besonders stark hereinfluteten, strebten Knaben mit kleinen Brettern oder Palmschäften ins Meer hinaus; kam eine hohe Woge, so tauchten sie unter ihr durch, die kleineren Seen wurden übersprungen, bis das Ende der Bucht erreicht war. Hier standen sie nun alle mit dem Rücken gegen die See, bei jeder Woge aufspringend oder tauchend, bis eine ihnen günstig scheinende herangerollt kam. Da hieß es den richtigen Augenblick erfassen und sich mit dem Brett zugleich auf die abfallende Seite der Woge zu werfen, welche Knaben und Brett pfeilschnell an den Strand trägt. Dieses kühne Spiel wiederholten die kleinen, braunen Buben fort und fort. Wie leicht konnten sie in dem wilden Element die Besinnung verlieren und gegen die scharfen Felsenecken gewirbelt werden; einem ungeübten Spieler wäre es sicher so ergangen. Dieses Wellenreiten mußte übrigens auch in an-

deren Gegenden Sitte sein, denn unsere Diener beteiligten sich bald an dem Sport, und man sah eine Menge der dunklen, wasserblanken Körper in den weißgrünen Wassermassen herumspringen und gleiten.



Bild 74. Wellengleiten. J. K.

Es gab viele, sorgsam gebaute Häuser in Hamba, aber das unsere war doch besonders schön, das sah ich erst im hellen Licht so recht deutlich, ich habe es denn auch versucht in einer Zeichnung wiederzugeben. An einem anderen Haus war an der Giebelseite eine farbige Schnitzerei eingebaut, es war die erste dieser Art, die ich sah, der Nordteil der Insel hat mehr dergleichen aufzuweisen. Andere Häuser, z. B. unser Gegenüber, zeigten statt der Schnitzereien bunt bemaltes Flechtwerk. Der Malanggan-Schnitzer Téringa hatte sich bereit erklärt, vor unseren Augen eine kleine Figur zu schnitzen. Es war eine Ausnahme und geschieht sonst nicht. In Zeitabschnitten, die jedesmal Anlaß zu Festen geben, wird ein *malanggan* von einem Stadium zum andern geschnitzt, bis es schließlich fertig bei der Hauptfeier zu Ehren Verstorbener ausgestellt wird.

Am Dienstag, den 23., sollte dies Schauschnitzen stattfinden, zugleich wollten uns einige Männer mehrere Tänze vormachen, die Schlangen und Nashornvögel im Kampf darstellen, und wir hatten zu diesem Zwecke den Photographen Schilling kommen lassen, damit er Aufnahmen davon mache. Heller, fast blendender Sonnenschein begünstigte den Plan. Die Tänzer mit geschnitzten Nashornvogelköpfen im Munde und ihre Gegner mit Schlangen auf der Maske, alle mit bunten Blättern geziert, rückten von beiden Seiten des Sandplatzes vor unserem Hause aufeinander zu. Echt und drollig



Bild 75. Tanz der „Nashornvögel" und „Schlangen". E. K.

waren ihre Sprünge, die Muskeln spielten unter der dunklen Haut, das immer noch bewegte Meer gab einen interessanten Hintergrund für eine Kinoaufnahme. Der Apparat stand, Schilling drehte, wir freuten uns des guten Gelingens, da ertönte ein lautes: „Halt, halt", Schilling drehte nicht mehr, sondern sauste mit seinem Apparat eiligst in unser dämmeriges Heim, um in möglichster Dunkelheit unter einem Tuche zu untersuchen, woran der Schaden läge, während die Tänzer nur schwer aus ihrer Ekstase zu bringen waren und weiter getanzt hatten. Ebenso langsam kamen sie wieder hinein; der Apparat

stand wieder und wurde fleißig gedreht. Die Anfangsschritte des Tanzes begannen, jetzt wurde er wilder, feurig drehten und bogen sich die Künstler, jetzt mußte es recht schön auf dem Film werden, — doch nein, schon lange wurde nicht mehr gedreht, kopfschüttelnd stand der arme Photograph, alles Zureden half nichts, und während der Tanz am schönsten blühte, bastelte er im Dunkeln verzweifelt an dem festgestopft aufgerollten und verhaspelten Filmstreifen, der nicht ablaufen konnte. Noch ein paarmal wiederholte sich dies grausame

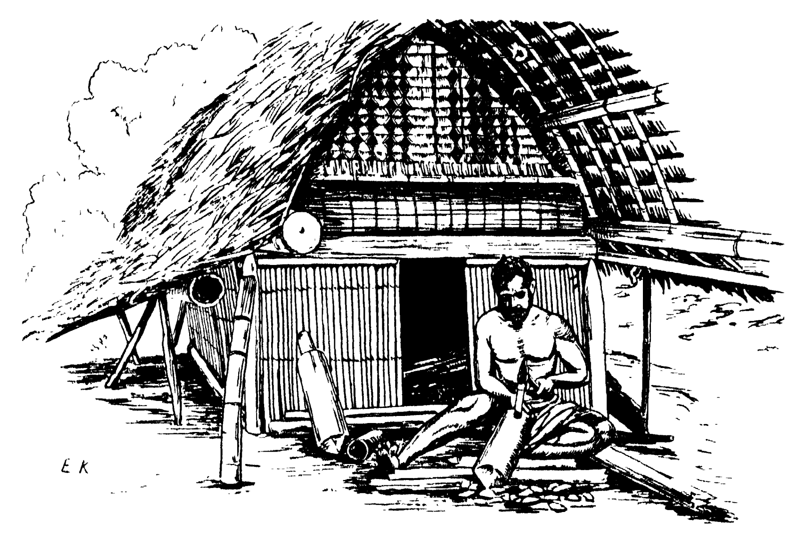
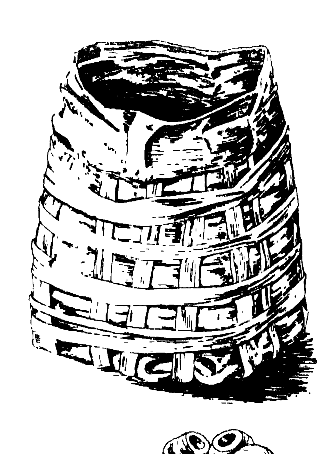


Bild 76. Der Holzbildhauer Téringa. E. K.

Spiel, das wir schon von früher kannten. Alle Apparate sind eben nicht gutmütig, und der unsere schien ein boshaftes Vergnügen daran zu finden, tadellos, sanft und fromm abzulaufen, bis etwas recht Schönes kam, worauf er das Filmband, vor Erregung offenbar, nicht mehr auf die Rolle des Ablaufkastens abführte, sondern das Band in Schleifen im Aufnahmekasten aufstapelte, bis es nicht weiterging und alles fest vollgestopft war. Man sollte sich auf so ferne Expeditionen lieber zwei Aufnahmeapparate mitnehmen, deren Preis im Verhältnis zu den Filmen gering ist.

Während dieser Vorgänge hat Téringa sich mit dem zu bearbeitenden Stück Holzstamm vom *samba*-Baum vor den Eingang des Knabengehöfts gesetzt und die Rinde abgeklopft. Nun haut er die Figur mit dem Dechsel, der an Stelle der Muschelklinge ein Hobeleisen führt, aus dem Vollen und langsam entstand ein kleines Malanggan-Bild. Es ist erstaunlich, wie die Eingeborenen ihre Muster ohne alles Vorzeichnen, ohne Modell aus dem rohen Holz herausschlagen.

Am Schluß wurde das Wellenreiten, wozu sich die Jugend mit Wonne bereit erklärte, kinematographisch festgelegt, wenigstens Bruchstücke davon. Schilling verließ uns wieder und Krämer arbeitete anhaltend mit den willigen und gescheiten Leuten.



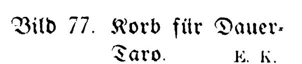


Bild 77. Korb für Dauer-Taro. E. K.

Ich versuchte, verschiedene Plätze malerisch wiederzugeben und verzagte bei der reichen, schönen Wirklichkeit daran, das auch nur annähernd zu können. Lange saß ich auf dem meerumbrausten Fels Kásokup, und prägte mir das großartige Bild ein von Fels, Meeresbrandung und tropischer Üppigkeit. und dabei die Farben! Förmlich durchtränkt mit Licht und Glanz war alles!

Es mußte irgendwo draußen ein Sturm gewesen sein, denn am nächsten Morgen brachten die Knaben blaue Velellen, jene kleinen, segelnden Röhrenquallen, die in Mengen an den Strand trieben. Auf einem liegenden, pergamentartigen Blatt ist im rechten Winkel aufrecht ein stehendes aufgesetzt, das als Segel dient. Das Ganze ist von einer kobaltblauen Gelatine dünn überzogen, die von den Leuten abgesogen wurde, gleichsam ein Austernessen im kleinen. Noch eine andere Speise lernten wir kennen. Ich fand in einem Hause einen ungewöhnlich geformten Korb, aus breiten Blattstreifen geflochten, mit harten, hohlen Walzen darin. Es waren Taroknollen,

die man ausgehöhlt und getrocknet hatte, damit sie als Dauertaro = *rolo* für Seefahrten oder sonstigen Bedarf dienen sollten. Diese Tarokonserve war Krämer und mir völlig neu, während wir doch schon manche andern Dauerspeisen gesehen hatten. Gerade der Taro, der hier eine Art Hartbrot darstellte, scheint so wenig zum Aufheben geeignet zu sein.



Bild 78. Alte Holzgötzen im Walde. E. K.

In einem Stück Buschwuchs nahe Vásokup fanden wir zwei alte Holzstatuen, *márandan* mit Namen, deren eine noch gut erkennbar war. Ein Gerank von Pfefferlianen hatte das alte Idol geschmückt und bekleidet, eine dünne, grüne Baumschlange kroch wie zu seiner Gesellschaft in den hohen Goronggorostauden, die es umgaben, und hielt still, als sanfte Flötentöne sie begrüßten aus Krämers kleiner Blechflöte. Träumerisch im grünen Dämmer lag diese alte Kultstätte einer untergegangenen Herrlichkeit. Als ich mit einer Zeichnung der Holzbilder kaum fertig war, erreichte uns ein Bote aus Lámasong mit einem Briefe des Herrn Gouverneur Hahl. Dieser hatte mit dem kleinen Dampfer „Seestern" unsere Station angelaufen, den Brief für uns hinterlassen und war dann nach Namatanái weitergedampft. Er teilte uns mit, daß das Schiff am folgenden Tage, dem 27. Februar, wieder nach Lámasong zurückkehren würde, um von da nach Simpsonhafen zu

fahren, daß also für uns Gelegenheit geboten wäre, dort Geschäfte zu erledigen. Allerdings würde der „Seestern“ nur kurz am Regierungssitz bleiben, er sollte bald hinüber nach der Westküste fahren und den Gouverneur dort wieder aufnehmen.

Der Leiter der Expedition mußte froh sein, diese Gelegenheit zu finden, denn auf die Hilfe S. M. S. „Planet“ war nicht zu rechnen. Da war nun Eile geboten; schneller Rückmarsch nach Lámasong und Zusammenpacken aller erforderlichen Sachen für den Aufenthalt unter Weißen, sowie für eine Fußtour an der Westküste, denn diese sollte bei der günstigen Gelegenheit der Rückfahrt angeschlossen werden. Anstatt gleich nach der Landung am schmälsten Teil der Insel die Durchquerung zu machen, sollte eine große Strecke der uns noch unbekannten Westküste nach Norden zu abgegangen und etwa bei Lemáu das Gebirge überschritten werden, um die Ostküste zwischen Panagundu und Tangátupi (Lámasong) wieder zu erreichen. Am Morgen des nächsten Tages, des 27. Februar, legte sich das schmucke Schiff in der Nähe unseres Strandes vor Anker, und Herr Kapitän Meinken, unser alter Freund, kam, uns zu holen. Bald war alles auf dem Schiff untergebracht, Krämer und ich, unsere schwarzen Jungen, darunter der treue Tondo nicht fehlte, und das verschiedenartige Gepäck. Der Chinese blieb mit dem Rest der Diener bei Schilling zurück. Die Fahrt ging ziemlich nahe der Ostküste nordwärts, das soeben verlassene Hamba konnte von der Seeseite begrüßt werden, halb verschleiert vom Dampf seiner zerstäubenden Brandung. Eine ganze Zeit blieb die Ostküste steil und felsig, dann lagerte sich streckenweise Flachland vor; der ganze Norden ist flach und gutes Pflanzungsland, so daß sich auch schon viele Unternehmungen dort gebildet haben. Wir hatten dies alles schon einmal gesehen, damals, als die „Langeoog“ uns nach Muliama brachte, doch fuhren wir jetzt in viel größerer Küstennähe und erkannten deutlich die Pflanzungen Fezoa, Filiba, Kapsu und andere mit ihren regelmäßigen jungen Palmen und Europäerhäusern. Vor Käviena wurde die Nacht über vor Anker gelegen. Am folgenden Morgen, dem des 28. Februar, gewannen wir durch den Albatroß-

kanal die freie Westsee und fuhren angesichts der Westküste. In so großer Entfernung jedoch interessiert eine Küste wenig, man unterscheidet die Haupt-Höhenzüge, aber keine Einzelheiten.

Wir strebten ja danach, diese Gebirgsmasse bälder oder später zu besteigen, und nahmen daher besonderen Anteil an ihr.

Nach einem Tage ruhiger Seefahrt legte sich der „Seestern" am Sonntag, 28. Februar, abends gegen 10 Uhr vor Anker vor der Regierungsstation Rabaul auf der großen Insel Neupommern. Das heißt, damals wurde es noch nicht Rabaul genannt, sondern hatte den schönen Namen Simpsonhafen beigelegt bekommen, den so leicht kein Eingeborener jemals aussprechen lernt, auch war es noch gar nicht Regierungsstation. Diese lag zurzeit schön mitten in der gedeihlichen, ausgebreiteten Palmenpflanzung von Herbertshöhe, so daß der erfreute Bewohner sich an den Anblick militärisch pünktlicher Regelmäßigkeit junger Kokospflanzungen gewöhnen konnte. Die Pflanzen hatten den vorgeschriebenen Abstand von ich glaube zehn Metern, das genügt gerade, um keinen Schatten aufkommen zu lassen, da die Palmen nur durch enge Stellung Schatten werfen können. Spaziergänge zu Fuß reichten für gewöhnliche Sterbliche nicht aus, um aus den Plantagen herauszukommen, es sei denn zum heißen Meeresstrande. Der Anblick natürlichen Waldes oder irgend welcher schattiger Bäume war also mit Erfolg vermieden, weniger die Moskiten, die in den Wasser haltenden Blattansätzen der Palmen prächtig gedeihen. Kahl und deutlich sichtbar standen die normalen Tropenhäuser der Weißen in der Pfanzung zerstreut, ein Bild von erhebender Nüchternheit. So hatte ich es bei der Ausreise noch gesehen und die armen Bewohner bedauert. Nun sollte aber der Sitz der Regierung nach Simpsonhafen verlegt werden, und Simpsonhafen den schöneren Namen Rabaul erhalten, der unter den Eingeborenen im Schwange war.

Die erste Anlage von Rabaul war die Schöpfung der Neu-Guinea-Compagnie, die Stephan von Kotze in seinem „Papuas Kulturmorgen" so kostbar geschildert hat.

Herr Gouverneur Hahl sah längst, daß Herbertshöhe mit seinen schlechten Ankerverhältnissen, wo nur 1 bis 2 Schiffe auf einer Korallenuntiefe auf offener Rhede ankern können, keine Zukunft als Hauptstadt des Neu-Guinea-Schutzgebietes haben könnte und verlegte deshalb 1910 den Sitz der Regierung ins Innere der Blanche-Bucht, nach Simpsonhafen, wo der Norddeutsche Lloyd schon eine Landungsbrücke und Lagerschuppen gebaut hatte. Die neue Siedelung erhielt den Namen Rabaul nach einem Eingeborenendorf.

Nach einer luftlos heißen, ziemlich schlaflosen Nacht an Bord begrüßten wir am Montag morgen die königlichen Berggestalten der drei Krater: Mutter, Nord- und Südtochter, die ernst und drohend über den Häuschen der Weißen aufragen und dem Bilde Schönheit und Erhabenheit verleihen, besonders von der See aus. Der ahnungslose Reisende kann es kaum erwarten, aus dem heißen Schiff heraus und an Land zu kommen, denn heiß ist es an dieser windgeschützten Stelle fast immer. Schon auf der langen Brücke mit den vielen, hohen Wasserbehältern an der Seite, wo die Glut von dem erhitzten Holz ins Gesicht prallt, möchte man den Landgang fast bereuen. Dann betritt der Fuß den grauschwarzen, stäubenden Bimssteinsand der Küste und wird, falls er in weißem Tropenschuh steckt, bald schwärzlich. Da ist das prangende Haus des Lloyd, gleich an der Brücke, etwas weiter die Post und so manches andere Häuschen, in dessen Nähe allenfalls eine grüne Hecke, eine paar Büsche aber keine Bäume stehen. Schattenlos alles weit umher, und dabei diese erbarmungslose Sonne, die mir an diesem Platze jedesmal besonders heiß vorkam. Da ich Frau Meinken oben auf dem nahen Ratavulpaß besuchen wollte, machte ich mich langsam auf den Weg und quälte mich durch den losen Schutt des Weges weiter. Zum Glück kam Herr Meinken mit einem geliehenen Einspänner und nahm mich mit, sonst hätte ich wohl völlig erschöpft und mit schmerzendem Kopf mein Ziel erreicht. Und dabei las ich kürzlich in „Kolonie und Heimat" von einer „jungen Frau", Rabaul sei paradiesisch schön und ein idealer Aufenthalt. Man sieht, Geschmäcker sind verschieden. Ich wurde

hier wieder in der Ansicht bestärkt, daß die Weißen ihre Stationen in den Südseegebieten mit verschwindenden Ausnahmen noch nicht schön und geschmackvoll genug machen, während die Dörfer der Eingeborenen fast immer irgendwie hübsch, eigenartig und vor allem schattig sind. Es wäre gut, wenn bei Anlage neuer Stationen bez. deren Ausbau neben den Praktikern auch ein Künstler zugezogen würde, der das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden suchte. Auf der Höhe des Passes zwischen „Mutter“ und „Tochter“ lagen verschiedene neue Wohn-Häuschen, die ein besseres Aussehen hatten, als die an der Küste. Teilweise waren die kleinen Vorgärten schon etwas begrünt, nur mußten alle diese Villen wegen Raummangel ziemlich eng aneinanderliegen, denn der Paß ist schmal. Meinkens Villa war denn auch hübsch und sauber gebaut, sie hatte allerdings keine Aussicht auf das Meer, aber was tut das, er war jung verheiratet, und sein Heim war wohl für ihn der schönste Fleck auf der Erde. In der jungen Frau konnte ich gleichfalls eine Bekannte begrüßen, war sie doch als Fräulein Macco bei Herrn Konsul Max Thiel in Matupit gewesen, dem sie bei seinem geschäftlichen Briefwechsel half. Nun zeigte sie mir voll strahlenden Stolzes ihre kleine Tochter Elisabeth, ein allerliebstes Kind von fast einem Jahr, die ganze Wonne des Vaters. Mutter und Kind hatten schon kleinere Reisen auf dem „Seestern“ mitgemacht zur Begleitung des Vaters, demnächst sollte eine größere nach Australien gewagt werden, da dem Kinde die Seeluft gut bekam, und allerlei Pläne wurden gemacht, was man in Sydney alles besorgen und unternehmen wollte. Nach kurzer Zeit überließ ich die Glücklichen sich selbst, nicht ahnend, daß ich sie an dieser Stelle nie wiedersehen würde.

Krämer hatte indessen die Fahrpläne der Lloyddampfer studiert und mit Herrn Ritter, dem Vertreter des Lloyd eine Abmachung getroffen, wonach die „Langeoog“ etwa am 1. Mai uns von Lámasong abholen sollte.

Wir fuhren nun zunächst nach der kleinen Kraterinsel Matupit, die uns schon verschiedentlich beherbergt hatte, war doch Herr Konsul Thiel von der Firma Hernsheim & Co. einer der

gastfreundlichsten Menschen und dadurch gesellschaftlich der König dieser ganzen Gegend. Zurzeit war er auf Urlaub in Deutschland, und sein Vertreter, Herr Timm, nahm uns nicht minder freundlich auf. Er war es gewesen, dem wir unseren oft erwähnten Hund Lut verdankten, sein Hund war der Vater des unsrigen, und so feierte auch dieses Tier ein Wiedersehen mit seinen Angehörigen, die ihn indessen recht unfreundlich empfingen und seine zärtlichen Leckversuche mit Knurren beantworteten. Matupit, die wenige Meter hohe, flache Ascheninsel, liegt durch einen mäßig breiten Meeresarm getrennt von dem tätigen Krater, der zwischen „Mutter“ und „Süd-tochter“ seine schwefligen Schuttmassen aufgeworfen hat. Diese hohen Vulkane bilden einen allzustarken Windschutz nach Osten hin, während die Bucht nach Süden zu offen ist und nur in der Ferne die blauen Berggipfel Neu Mecklenburgs sehen läßt. Ist nun nicht gerade die Zeit des Südost-Passats, sondern die des Monsuns, die wir leider fast stets dort erwischten, so kommt kein Lüftchen auf die niedere Insel, und drückend lastet die schwere Schwüle über den Palmen und Wohnhäusern. Wir bekamen das hübsche Holzhäuschen im hinteren Teil des Gartens, das einst Fräulein Macco beherbergt hatte, zur Wohnung, konnten aber auch diese Nacht kaum zum Schlaf kommen. Die gänzliche Stille, unterbrochen von einzelnen scharfen Geräuschen, wie der Schrei eines Kakadu oder fliegenden Hundes, Gekläff der Dorfköter ꝛc., die lastende Hitz, die in der Nacht kaum abzunehmen schien, noch mehr der deutliche Schwefelgeruch des Kraters, der die ganze Luft erfüllte, störten den Schlummer, der vor den kommenden Anstrengungen so erwünscht gewesen wäre. Es ist merkwürdig, wie sich der Mensch an die Gefahr gewöhnt. Nur dem Neuling fällt die drohende Nähe eines tätigen Kraters auf die Nerven, der Ansässige auf Matupit, diesem Aschenhaufen von Kraters Gnaden, denkt kaum noch daran, trotzdem des öfteren deutliche Stöße fühlbar sind. Wenn die Bilder von den Wänden kommen und die Vasen herabstürzen, flüchtet alles aus den Häusern, doch legt man sich bald wieder zur Ruhe, denn die Erde läßt es meist bei wenigen Stößen bewenden und beruhigt sich nach der kleinen Bewegung. Ein Unglück ist seit der Anwesenheit der

Weißen auf der Insel nicht geschehen. Abgesehen von der Hitze und der eingeschlossenen Lage ist Matupit ein schöner Aufenthalt. Die Pflanzen gedeihen zwar nicht leicht auf dem trockenen Bimssteinschutt, aber im Lauf der Jahre hat sich doch alles schön begrünt und Kokospalmen bedecken in mehr oder weniger dichtem Stand die ganze Fläche. Die Gebäude der Firma am kleinen Hafen sind gut und ansehnlich, hübsche kleine Gartenanlagen erfreuen das Auge, und die Luft ist zu Zeiten voll von dem starken, süßen Duft der Tempelblumen (plumeria), die in großer Menge angepflanzt sind. Weiße Kakadus und bunte Papageien treiben ihr Wesen in den Bäumen, zwischen dem Grün grüßen die in Spitzen auslaufenden Blätterdächer der Eingeborenen, und feierlich ernst ragen die hohen Krater aus der tropischen See. Der größte Vorzug besteht aber in dem Fehlen der Malaria, die auf dem ganzen umliegenden Lande herrscht und kaum einen Weißen dort verschont, so daß Matupit eine wahre Oase in der Wüste dieser Krankheit ist. Wir wären denn auch gern einige Tage an dem schönen Platz unter der freundlichen Fürsorge des Herrn Timm geblieben, aber der „Seestern" mußte sofort zurück, und so fand uns die Morgenfrühe des 2. März mit unseren beiden Dienern, dem Gepäck und dem Hund im kleinen Ruderboot, um dem „Seestern" entgegen zu fahren.

Kein Lüftchen regte sich über der spiegelnden Wasserfläche der Blanchebucht, so daß die Hitze schon so früh recht fühlbar war. Das Wasser war belebt von vielen glänzend blauen Funken, kleinen Lebewesen, die eine Art Meerleuchten am Tage machten. Jedes einzelne erstrahlte im eigenen Licht, so daß man es noch in größerer Tiefe erkennen konnte. Bald tauchte der „Seestern" hinter dem Vorsprung der grünen Küste auf, und gleich darauf waren wir an Bord. Es war nur eine kurze Fahrt bis zur Westküste Neu-Mecklenburgs.

Der Kapitän war anfangs nicht zu sprechen, unverwandt schaute er durch sein Glas nach jenem kleinen Dreieck zwischen den Baumwipfeln, das seinen Hausgiebel bedeutete, er war glücklich in Gedanken an die bevorstehende Reise in Gemeinschaft mit den Seinen. Er hat sie dann bald darauf gemacht auf demselben schmucken Schiff, mit Weib und Kind, und von niemand ist wieder etwas gesehen worden. Auf der

Heimfahrt von Australien muß das Schiff gesunken sein. Schwere Stürme waren um diese Zeit in der Gegend von Brisbane. Ob der „Seestern“ in seiner allzu offenen, luftigen Bauart ihnen nicht gewachsen war, ob durch ein Versehen oder unglücklichen Zufall die schwere Ladung ins Rutschen kam und das Schiff auf eine Seite niederzwang, so daß das Wasser durch die offenen Seitengänge einlief und sofort alles in die Tiefe riß, ob es als Wrack noch eine Weile getrieben hat, hoffnungslos auf öder See, — — —? Viele sind der Vermutungen gewesen, lange hielt man die Hoffnung aufrecht, aber trotz aller Nachforschungen seitens anderer Schiffe blieben der „Seestern“ und alle seine Insassen verschollen, und das kleine Haus auf dem Paß harrte vergeblich auf Rückkehr seiner glücklichen Insassen! — —

Weder uns noch Meinken kam eine Ahnung von einem Abschied auf immer, als wir uns angesichts der Westküste durch herzliches Lebewohl von diesem freundlichen, gutherzigen Manne trennten und das Schiffsboot bestiegen, das uns durch das seichtere Wasser des Riffs an Land bringen sollte. Wir befanden uns vor der Ortschaft Ulaputúr, und ein Bretterhaus unter Kokospalmen deutete eine Handelsstation an. Noch war alles klein in ziemlicher Ferne. Die Jungen ruderten kräftig, wir näherten uns etwas, sahen viele Menschen am Strande, und einige schickten sich an, ins Wasser zu gehen. Bald kam ein Trupp brauner Gestalten in dem seichten Wasser entgegengewatet, ein Weißer voran, und so schnell wir auch ruderten, waren wir noch weit vom Strande, als der Gouverneur Hahl unser Boot erreichte, und die Begrüßung mit ihm also halb im Wasser stattfand. Seine Exzellenz ist ein Mann der Tat und ohne viel unnötiges Zeremoniell, er ließ uns denn auch nicht weiter an Land rudern, sondern nahm kurz entschlossen das Boot, denn er liebt derartige Übungen wie das Waten im Salzwasser und wollte uns diesen Genuß auch gönnen.

Der Herr Gouverneur verschmähte die ihm gebotene Hilfe der Träger, er watet lieber eigenfüßig. Ich war nicht so tapfer, sondern ließ mich, so unbequem es auch auf die große Entfernung war, doch lieber von zwei dunklen Neu-Mecklenburgern tragen. Erwartete mich doch nirgends ein Schiff mit trockener Wäsche zum Wechseln. Ich war damals

noch verwöhnt und anspruchsvoll, es war der erste Gruß der Westküste, vor deren Besuch uns der erfahrene Gouverneur gewarnt hatte. Bald sollten wir noch ganz anderes erleben!

Diese Begrüßung mit Sr. Exzellenz war übrigens in ihrer Kürze und Eigenart ein rechtes Südseeerlebnis gewesen: 1907 hatten wir ihn zum letztenmal gesehen, als er uns auf dem Regierungsschiff von den Palau-Inseln heimholte, und nun 1909 dieses einminutige Wiedersehen auf der Riffkante von Ulaputur!

Die Westküste.

Es war in den frühen Nachmittagsstunden des 2. März, als unser Fuß den Sandstrand von Ulaputur betrat, etwas links von der bescheidenen Behausung eines koprahandelnden Chinesen. Der Herr Gouverneur Hahl hatte vor wenigen Minuten diesen Strand verlassen mit einer Anzahl Häuptlinge Neu-Mecklenburgs, denen in Herbertshöhe und Rabaul der Wegebau gezeigt werden sollte.

In der Begleitung des Gouverneurs war auch Herr Adelmann an Land gegangen, auf dessen Rückkehr wir zwei nun schmerzlich warteten, um seine Ratschläge zu hören. Die wenigen Worte, die Se. Exzellenz Hahl an uns gerichtet hatte, waren außer der Begrüßung eine Warnung vor dem Wandern an der Westküste gewesen, die er selbst noch nicht weiter kannte, von der er aber Schlechtes gehört hatte. Wir wollten diese Küste um jeden Preis kennen lernen, und saßen etwas ergebungsvoll auf zwei chinesischen Kisten inmitten der starrenden Bewohner der nächsten Dörfer, die in ihren schmuddeligen Kleidern einen unliebsamen Eindruck machten. Verständigung mit ihnen oder dem Chinesen gelang nicht zur Zufriedenheit. Zudem war unser Sivin plötzlich wieder krank geworden, und wir konnten ihn nicht mit auf den Weg nehmen. Andere Träger wollten sich nicht anwerben lassen. Schließlich kam Herr Adelmann zurück und riet uns die nächste Landspitze bis zu dem Orte Rebehén im Segelboot des Chinesen zu umfahren, da der Weg hier sehr beschwerlich über viele Berg-

ausläufer weg und teilweise im Meer über Klippen führe. Wir nahmen den wohlgemeinten Rat an, wenig ahnend, daß kein Weg so schlimm sein konnte als das, was uns bevorstand. Es war ein kleines, offenes Segelboot, das uns der Chinese für die Fahrt überließ. Darin war gerade Platz für die aus 5 Leuten bestehende Besatzung, uns und unsere Diener. Das Gepäck ließ sich nur schwierig unterbringen auf den großen Steinen, die den Boden und Rumpf des Bootes bedeckten.

An Stelle unseres guten, kranken Sivin hatte uns Herr Adelmann freundlichst einen seiner Soldaten, namens Arbilas, zurückgelassen, der ihn aber nicht zu ersetzen vermochte. Hatten schon die Leute von Ulaputur einen trägen, etwas nichtsnutzigen Eindruck gemacht, so lernten wir in der Bootsmannschaft des Chinesen die Ausbünde der Faulheit und zugleich der Beschränktheit kennen. Der Wind war konträr, trotzdem hörten die Leute, sobald sie das Boot aus der Lagune gerudert hatten und im offenen Meer waren, mit Rudern auf, setzten Segel, und wir machten eine langsame Fahrt vom Lande ab, rechtwinklig zur Küstenlinie. Als wir so eine kleine Entfernung erreicht hatten, nicht annähernd genug, um mit dem nächsten Schlag von der Landspitze, die wir umfahren wollten, frei zu kommen, wurde es dem Steuermann ungemütlich, und er änderte die Richtung, trotz unserer Einsprache. Er erreichte, daß das Boot den Weg ziemlich genau zurückmachte, aber statt vorwärts etwas rückwärts vom Ausgangspunkt ankam, das Boot segelte schlecht. Noch einmal wurde genau dasselbe Manöver gemacht und brachte uns noch weiter zurück, so daß Krämer die Geduld riß und er mit Nachdruck befahl, die Segel einzunehmen und zu rudern, denn anders war bei dem ungünstigen Wind und Strom mit diesem Fahrzeug nicht vorwärts zu kommen. Daß sich ein Segelboot schwer rudert, ist bekannt, daß dieses noch dazu Wasser machte, verschlimmerte die Sache wesentlich. Über den vergeblichen Segelversuchen war die Zeit vergangen, der Abend hüllte Bergland und See in sein weiches Licht, und langsam, allzu langsam kamen wir weiter. Immer noch lag das Kap vor uns, und als wir seine Höhe erreicht hatten, war es vollends Nacht geworden. Am liebsten wären wir zu dem Chinesen zurückgekehrt und hätten die Fahrt am kommen-

den Morgen von neuem begonnen. Er brauchte jedoch sein Boot an diesem Tage selbst, und so fuhren wir weiter und vertrauten dem Mond, der nahezu voll war, daß er uns das nötige Licht gäbe. Der Himmel hatte sich aber einstweilen stark bezogen und ließ nur ein mattes, trübes Licht durch. Endlich war das Kap umfahren, es war ganz dunkel geworden, schwere Regenwolken standen drohend am Himmel, ab und zu zuckte ein Wetterleuchten aus ihnen auf. Eine ziemlich starke Dünung, von der wir im Schutze der Landspitze nichts gemerkt hatten, warf unser schwerfälliges Boot hin und her, das Rudern wurde immer schwerer, die Leute zeigten wenig Lust mehr, und doch waren noch drei weitere Landspitzen zu umfahren. Alle Glieder schmerzten uns schon vom harten engen Boot und seinen unruhigen Bewegungen. Langsam, mühevoll war das zweite Kap umrudert, die Mannschaft wollte nicht mehr weiter und verlangte in die Passage des nächsten Dorfes einzufahren und zu landen, sie waren aus der Nachbarschaft dieses Dorfes. Plötzlich brauste eine Regenbö heran und trieb das Boot trotz heftigen Ruderns von der Richtung ab, dem offenen Meere zu. Längst hatten Krämer und ich zeitweise den einen oder anderen der Jungen abgelöst und damit einen schlummernden Ehrgeiz wachgerufen. Als nun aber alle Anstrengung nichts nützte, Wind und Meer sich als stärker erwiesen, sah ich uns schon im Geiste in dieser unsicheren, undichten Nußschale weit hinausgetrieben, trotz alles Schöpfens würde sich das Wasser im Boot mehren, Sturm käme auf, die Seen um uns würden gewaltiger, sie schlügen in das Boot und brächten es zum Sinken. Damals erfaßte mich ein Grausen vor dem dunklen, feindlichen Meer, und auch mein Mann mochte seine Besorgnisse haben, denn als der Regenwind eine Atempause machte, gab er dem Drängen der Bootsjungen nach und steuerte in die Passage, die in der Nähe war. Da zeigte es sich zu unserem Schrecken, daß die Leute ihr Fahrwasser gar nicht kannten, kaum waren wir ein Stückchen gerudert, da hieß es: Steine vorn! und im nächsten Augenblick saßen wir fest und um uns spritzten die weißen Brandungsseen. Die Lage war recht zweifelhaft, alles ruderte und stakte rückwärts, um frei zu kommen, und sie wurde gefährlich, als Krämer plötzlich aufschrie: „Ruder her, ein

Stein am Steuer.“ Da war ein riesiger, fester Korallenklotz, auf den sich das Boot im nächsten Augenblick gesetzt haben würde. Geschah dies, so wäre es umgeschlagen, alle unsere Sachen und Vorräte im Meer verloren, wir selbst um unser Leben schwimmend bei Dunkelheit in der Brandung zwischen den scharfen Korallen! Nun — es ging noch einmal gut, wir kamen frei, erreichten mit Mühe ein tieferes Fahrwasser, und weiter ging die Ruderpartie. Weit trat nun die Küste zurück, denn das Riff sprang ins Meer vor, wir mußten einen heilsamen Abstand von ihm halten. Ich sehe noch die Lichter fischender Menschen auf einem fernen Riff, auf wenige Minuten ab und zu ein hellerer Monddämmer, aber fast überall am Himmel die schwarzen, dräuenden Wolken, die uns ins Unglück bringen konnten. Bildet doch schon allein ein heftiger Tropenregen Gefahr für ein offenes Boot, um so mehr, wenn es Wasser macht, und das tat unser Boot jetzt so tüchtig, daß eine Person fast immer mit Schöpfen beschäftigt war. Rebehén, unser Wegeziel, lag noch immer in größerer Entfernung. Der Steurer behauptete noch dazu dessen Einfahrt nicht zu kennen und schlug vor, bei dem in einer tiefen Bucht gelegenen Labárr zu landen, das eine gute Einfahrt haben sollte.

Wir hielten also nach Umschiffung des Riffes wieder auf die Küste zu, der Wind war ablandig und hielt das Boot zurück, was für die Gefahr der Klippen günstig war, hingegen stärkeres Rudern erforderte. Einige Steine schimmerten schon wieder bedrohlich durch das Wasser, also auch hier wußten die Bootsleute nicht Bescheid und wagten sich nicht weiter vor. Wir riefen und schrien, um uns den Bewohnern bemerkbar zu machen, sie sollten uns helfen und raten. Lange kam keine Antwort, es war inzwischen wohl Mitternacht geworden, und wir waren wie gerädert. Endlich ertönte eine Knabenstimme aus dem Dunkel, anstatt Rat bekamen wir Fragen über Fragen zu hören, wer wir seien, woher, wohin, es war eine Geduldprobe.

Schließlich löste sich aus dem Dämmer ein langes, falbes Auslegerboot, darin der Knabe uns voranfahrend den Weg zeigte, und endlich trat unser Fuß wieder auf festes Land, einen grauen Lavasand mit vielen angetriebenen Baumstämmen. Als wir dann

noch gar an eine gute Wasserquelle am Strande geführt wurden, war unsere Freude und Dankbarkeit groß. Als Trost nach der Anstrengung durften die Bootsleute und unsere Jungens Reis abkochen, wir fanden eine angenehme uns freundlichst abgetretene Unterkunft im Hause des farbigen Missionars, und bald lagen wir wohlig ausgestreckt auf den gehäuften Matten und versuchten noch ein wenig von der nun schon lange entbehrten Nachtruhe nachzuholen, es war ein kurzer, aber herrlicher Schlaf nach der angstvollen Fahrt!

Am nächsten Morgen, dem 3. März, grüßte uns freundlicher Sonnenschein und ein nettes Frühstück von Tee, Hartbrot und von Eiern, die uns die Missionarsfrau gegeben hatte. Dazu kam noch etwas Brot und Schinken, davon wir ein großes Stück bei dem eingepackten Proviant vom guten Kapitän Meinken gefunden hatten, es reichte noch für mehrere Tage aus und verschönte unser Mahl. —

In Labúrr lernten wir gleich den Charakter der Westküste Neu-Mecklenburgs kennen. Viele Missionare, viele Chinesen, viel Treibholz und viel Regen. Große Lagunen mit vorgelagerten Riffen schützen das Land und machen in der Nähe der Küste ein stilleres Wasser, so daß die Brandung fehlt, die fast an der ganzen Ostküste ganz nahe auf dem Strand steht. Die Westküste bei Labúrr und Umgebung hat grauschwarzen Sand, den auffallende Mengen Treibholz bedecken, so daß man ganze Strecken auf den Stämmen zurücklegen kann. Überall sitzen hier eingeborene Missionare. Die Eingeborenentracht ist verschwunden, und das Volk geht in schmutzigen Kleidern, die sie vorläufig noch nicht zu tragen und gut zu halten imstande sind. An vielen Orten hatten sich Chinesen als Händler niedergelassen, gelockt durch Volksreichtum und bequeme Landungsmöglichkeiten in dem stillen, riffgeschützten Meer, sowie durch die Nähe von Simpsonhafen und Herbertshöhe. Auf unserem Wege gen Norden kamen wir durch Dorfteile, deren kleine Häuser durchweg mit Gunaigras gedeckt waren, und an die von Muliama erinnerten, nur mochten sie sorgfältiger gefügt sein. Wir überstiegen einige Höhenzüge, was bei dem schönen Morgenwetter keine Mühe machte, und erreichten noch vormittags unser für gestern gesetztes Reise-

ziel, das Dorf Rebehón, das ebenfalls viel Treibholz, sehr kleine Hütten, Mission und Chinesen hat.

Wir gingen am Strande von einem Dorfteil bis zum anderen auf lauter Baumstämmen, die sich streckenweise so regelmäßig und ordentlich hingelegt hatten, daß sie einen weit angenehmeren Pfad boten, als der lose, graue Sand. Eine Merkwürdigkeit dieser Gegenden an der Westküste sind die sogenannten Wurzeltische. Baumstämme sind in anderthalb Manneshöhen abgeschlagen und verkehrt in die Erde versenkt, daß die flach verzweigten Wurzeln nach oben ragen und gleichsam einen Tisch bilden. Die Stämme sind oft mit roh geschnitzten Umrissen von Haifischen, Schlangen und Männern verziert, oben an den Verästelungen, wo früher die Leichen erschlagener Feinde gehängt haben sollen, bevor man sie verzehrte, glänzt hie und da ein Schweineschädel. Diese Schädel findet man auch in den Männerhäusern und deren Umzäunungen. Ja, wir sahen sie im Verlauf unseres Weges in langen Reihen als etwas merkwürdigen Schmuck an dem Baumstammzaun angebracht, der eine Kirche umgab.

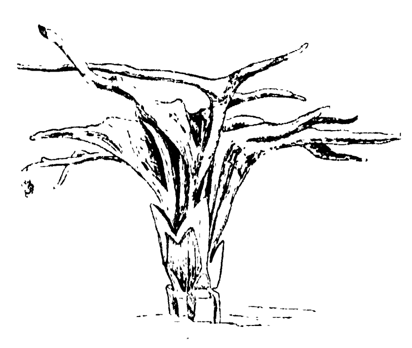


Bild 79. Baumwurzeltisch. E K

In etwa halbstündigen Abständen fanden wir die Dörfer Rehenedél, mit einem besonders schönen Männergehöft mit Einsteiggabel, Rahér und Gúrumut. Dann kam schönes, altes Waldland voller Palmen, Farne und hoher, uralter Bäume, deren Stamm gleich mächtigen Strebepfeilern nach unten zu ausgebuchtet ist und scharfgekantet in die Wurzel übergeht, so daß der Stamm, anstatt rund zu sein, gerade Wände entsendet, die oft rechtwinklig zu einander stehen. Diese Wände haben zuweilen eine solche Ausdehnung, daß man sie leicht überdecken und zwischen ihnen Hausräume gewinnen könnte, wie es auch schon zeitweilig geschehen sein soll.

Alle diese schönen und merkwürdigen Anblicke wurden uns aber bald durch starke Regengüsse gleichsam verwässert; da geht man dann stumpf vorwärtsstrebend durch all das grüne Wachstum und achtet mit Besorgnis auf die weicher werdenden Wege.

Über 2½ Stunden brauchten wir, um den Fluß Kádu zu erreichen, der in einer kleinen Bucht mündet. Zehn Meter breit an seiner Mündung und von beträchtlicher Tiefe, war er so reißend, daß es nur mit größter Mühe möglich war, hinüber zu kommen.



Bild 80. Einsteiggabel in Rehenedel. A. B.

Glücklicherweise war ein Boot zur Stelle, das uns Europäer und unsere Sachen herüber brachte; bei steter Gefahr, in die hereindrängenden Brandungsseen gerissen zu werden. Es gehörte ein paar Leuten vom Orte Gógola, die sich unter einem dichten, schützenden Baume ein Feuer angemacht hatten und nach Fischen aussahen. Wir schickten einen von ihnen voraus nach dem Dorf, er sollte einige Männer zur Ablösung unserer Träger bringen.

Wir hatten bis jetzt an der Westküste noch keinen Trägermangel gehabt, dafür war aber auch unser Gepäck auf das allergeringste Maß zusammengeschrumpft, und wir versagten uns die einfachsten Bequemlichkeiten, um möglichst ungehindert vorwärts zu kommen.

Es dauerte lange, bis diesmal Leute aus dem Dorfe kamen. Wir gingen ihnen langsam entgegen und merkten, wie die Wege immer schlechter wurden; die Folgen des Regens, der im nahen Gebirge besonders heftig gewesen sein mußte, zeigten sich, denn das ganze Vorland, und damit auch der Weg, war überschwemmt. Wir mußten weite Strecken waten, teils auf schlüpfrigem, fetten Boden, wo jeder Schrit mit Gleiten verbunden war, teils durch Gras, dessen harte Rispen sich an die Füße hefteten und durch die Strümpfe hindurch schmerzten, dann wieder durch tiefe Stellen, in die kleine und größere Regenbäche sich ergossen hatten. Es war ein endloses, ermüdendes Ziehen der Füße durch das fließende Wasser, und wir waren froh, als endlich nach einer Stunde der Fluß Gávovut erreicht war, jenseits dessen die Häuser von Gógola begannen. Die ersten Dorfteile, die sämtlich einige Schritt vom Wege entfernt am Meere lagen, hatten so dürftige, niedrige Hütten, daß wir keine Unterkunft fanden. Wir entschieden uns schließlich für den Platz eines Chinesen im Dorfteil Langíngis und schlugen unser Lager, da das Wohnhaus des Mannes sehr eng und überfüllt war, in seinem Schuppen auf, der ein gutes Dach hatte und eine Fußbodenbekleidung von breitgeschlagenem Bambus. Letztere hielten wir Ahnungslosen für geeignet zur Schlafstätte und legten unsere Matten und Moskitonetz darauf.

An diesem Abend gestaltete sich alles schwierig, der schmutzige, dunkle Schlamm, der das Haus umgab, ließ wenig Raum zum Hinstellen der Sachen, die hier recht dreisten Gaffer sammelten sich in größeren Scharen und engten alles noch mehr ein, dazu dauerte der Regen immer noch fort, kurz, es war sehr ungemütlich, und ich war froh, als ich mit Müh und Not mit Hilfe des Chinesen, der eine Feuerstelle im Hause hatte, etwas Kaffee und Milchreis fertig brachte. Auf einer Kiste unter dem tropfenden Dach hockend, nahmen wir die Speisen zu uns. Dann hieß es, das Geschirr waschen und uns


Bild 81. Hund und Ratten.

selbst vom Wege reinigen, und nur mit vieler Mühe und Sorgfalt wurde vermieden, daß der schmutzige Sand ins Schlaflager kam. Endlich konnte man sich zur Ruhe strecken, ah — — nun wollten wir aber auch schlafen, alles Versäumte nachholen! — Ja, — was war denn das? — Ein Rascheln unter meinem Kopf, — ein Quieksen, — Hin- und Hertoben, — freches Schnarren und trillerndes Quaken wie von Fröschen, bald an dieser, bald an jener Seite vom Netz; dann Wühlen, Rennen unter den Bambus, auf denen unser Lager war, und schließlich huschte etwas über unsere Füße, eine Ratte war irgendwie ins Netz gelangt und konnte nicht heraus. Rasch wurde Licht angemacht, und schon sahen wir sie durch ein eilig gefressenes Loch das Weite suchen. Wir waren in eine Rattenstadt geraten, in ein wahres Paradies dieser Biester, denn unter der Bodenverkleidung aus Bambus mußten sie in Scharen hausen. Das Weitere ergibt sich von selbst, nämlich, daß wir kaum ein Auge schlossen in dieser Nacht und noch mehrmals Besuch im Netze hatten. Unser braver Hund bewährte sich leider noch nicht als Rattenfänger; er hat sich erst später darin zur Vollkommenheit ausgebildet. Anfangs schlief er vor großer Müdigkeit, dann, als wir ihn zu Hilfe riefen, blieb er wach und machte fleißig die Runde um unser Netz, wodurch er die frechen Tiere einigermaßen in Schranken hielt, beißen und töten konnte er sie damals noch nicht, wie er überhaupt ein sehr sanftes Tier war. —

Das waren nun freilich viele Nächte hintereinander ohne genügenden Schlaf, und am folgenden Morgen, am 4. März, zeigte sich keine besonders große Unternehmungslust bei uns. Der Chinese entschädigte uns für die schlechte Unterkunft durch frische, gute Hühnereier, die er uns in größerer Zahl für ein Billiges abließ. Ein kräftiges Rührei zu unserem Morgentee besserte die Stimmung rasch, und bald waren wir wieder auf der Straße, die inzwischen etwas aufgetrocknet war. Ab und zu kam die Sonne durch und beleuchtete die ver-

schiedenen Häusergruppen der anderen Dorfteile, durch die wir zu wandern hatten. Diese Hütten waren zumeist ordentlich und weit anmutender als die gestern gesehenen, sie hätten ein besseres Nachtquartier abgegeben, als gerade jener unglückliche Chinesenschuppen. Strecken weißen Sandes unterbrachen den grauen Strandboden, so bei dem Dorfe Gúnalop, dem westlichsten Teil der Dorfschaft, wo nach 25 Minuten der erste Trägerwechsel am Fluß war. Der Ort lag am Meere, schöne, große Baumstämme waren hier angetrieben, einer davon, ein ungeheuer langer, dicker Stamm lag fest im seichten Strandwasser, wo er als Barre wirkte und einen kleinen, ruhigen Hafen machte. Unser Hund Lut konnte hier seiner Leidenschaft fröhnen, im seichten Wasser patschend Seevögeln oder kleinen Fischen nachzujagen; dieses Spiel gefiel ihm besser als die Rattenjagd.

Weiter zog sich der Weg durch wechselnde Landschaften, mitunter schoben sich gehobene Korallenfelsen vor und mußten überstiegen werden, dann wieder ein Fluß Golívilam, den wir etwa nach einer halben Stunde erreichten, und eine weitere halbe Stunde später kam der breitere Lákis, vor dessen Mündung das Meer eine Strecke weit mit solchen Mengen von Treibholz angefüllt war, und so dicht gepackt, daß wir die ganze breite Flußmündung trockenen Fußes überqueren konnten. Nicht weit von dieser Stelle, in einer schönen, kleinen Bucht, in die der Fluß Lauru sich ergießt, war ein großer Wurzelstumpf angetrieben von dem merkwürdigen, weichen und hellen Holz, hier *sabóvova* genannt, das an Leichtigkeit mit Kork wetteifert, wenn es ihn nicht noch gar übertrifft. Schon häufig hatten wir kleinere Stücke davon gefunden am Strande, oder im Gebrauch der Eingeborenen, niemand konnte uns genau sagen, wo diese Bäume wuchsen, ihr Standort wurde stets in der Aussage der Leute nach anderen Inseln verlegt, so daß schon die Vermutung aufgestiegen war, es handele sich um riesenhafte, dem Meeresgrunde entsprossene Tang arten. Hier konnte man sehen, daß es doch richtige Bäume mit Rinde und Wurzelverästelung waren, die das Leichtholz gaben, wo sie aber wachsen, blieb ungewiß. Auf allen uns bekannten Inseln jedenfalls nicht, immer waren sie angetrieben und ihr Standort unbekannt. Lustig war

es anzusehen, als ein Mann den ganzen großen Baumstumpf ergriff und in der Luft herum schwang. Der Weiterweg durch das Gebiet des Dorfes Komálu, von dem wir nur zwei kleine Teile sahen, führte zweimal über Kalkstufen, und ich erinnere mich noch mit Freuden der reizend gewundenen, schattigen Waldpfade, die darüber hinführten. Unterwegs trafen wir einen Knaben, der an einem Stocke ein Opossum trug. Er hatte es gefangen und am Schwanze gefesselt, aber merk-



Bild 82. Angetriebenes Stück Leichtholz. A. B.

würdigerweise nicht getötet, sondern er brachte das arme Tier, das verwundet war und sich mit Mühe am Stock festhielt, nach seinem Dorf, wo es doch nur verspeist werden sollte. Diese kleinen Baumbären, die Phalanger (siehe Bild 26 auf Seite 37), von den Eingeborenen gemeinhin Kuskus genannt, haben affenartige Hände und können geschickt an Bäumen und dünnen Lianen auf und nieder laufen. Sie sehen am Tage schlecht, sind sehr bissig, wenn angegriffen, ja sie beißen nach ihrem eigenen Schatten, den sie wohl für ein fremdes Tier

halten. Nachts sind sie lebhafter, auch sollen sie gezähmt sehr sanft und zutraulich, ja zärtlich sein.

Gegen Mittag war der breite Fluß Gunavalavan erreicht, der die Grenze von Komalú bildete.

Es mochte schon 1 Uhr sein, als wir an einem freien, weithin entholzten, offenen Sandstrand das Dorf Konógogo liegen sahen und den Himmel fast ganz mit Wolken bedeckt fanden, wenig Gutes für den Weitergang verheißend. Da uns ein größeres Männerhaus zum Benutzen angeboten wurde, beendeten wir den Marsch für den Tag und richteten uns mit unseren beiden Jungen häuslich ein. Das erste war jedoch ein Bad im nahen Fluß Arirekin, das wir am vorhergehenden Tage schmerzlich entbehrt hatten. Es erfrischte uns sehr, obgleich das Wasser nicht bis ans Knie reichte, mußte aber abgekürzt werden, da der Regen schnell heraufzog. Vom Meere her brauste ein heftiger Regensturm heran, der uns auf dem kurzen Wege tüchtig durchnäßte, so daß wir das Haus nach Möglichkeit schließen und die Kleider wechseln mußten. Unsere Jungen, die dadurch obdachlos geworden waren, schützten sich gegen die Kälte von Wind und Regen dadurch, daß sie in das warme Seewasser gingen, von dem sie sich bis zum Halse wie von einer Decke umhüllen ließen. Bald war alles wieder gut, wir tranken einen köstlichen Tee mit Zwieback und einer kleinen Büchse Fruchtmus und ließen auch die beiden Knappen an dem Genuß teilnehmen. Schon während der ganzen Zeit, die wir im Hause zubrachten, hatte uns die zudringliche Neugier der Knaben verfolgt, die, stetig fortgejagt, immer wieder zurückkamen und durch die Ritzen der Wände und Türen zu gucken trachteten. Als wir nun herauskamen, löste sich das Rätsel: Sie hatten noch nie eine weiße Frau gesehen! Wir verziehen ihnen gern die anscheinende Frechheit, als wir ihr Vergnügen bei unserem ungehinderten Anblick sahen. Jede Bewegung, jedes Wort an sie gerichtet, rief stürmische Freude und Jubel hervor, sie klatschten in die Hände, wälzten sich am Boden, sprangen und schrien, als sei ein großer Festtag. Auch die Frauen wagten sich näher heran, und eine von ihnen, die nicht gerade durch Sauberkeit auffiel, aber „den Mangel an reiner Wäsche durch forsches Auftreten zu ersetzen suchte," wurde von uns nach

dem Namen einer Waldfrucht gefragt, worauf sie die denkwürdigen Worte sagte: „Me savo nothing, me belong missionary.“ „Ich weiß nichts, ich bin (gehöre) missioniert.“ Sie war offenbar stolz auf ihr Nichtwissen und betrachtete es als einen Fortschritt. —

Auch in diesem Hause waren Ratten, wie wohl in den meisten Hütten hier, aber von nun an blieben sie in ihren Grenzen, unser Hund besann sich auf seine Pflicht und hielt durch fleißige Umgänge um unser Moskitonetz den Feind von uns fern.

Der folgende Tag, Freitag, der 5. März, verging mit gutem Wetter. Wir kamen nach Durchschreitung des Flusses durch prächtigen, ansteigenden Wald, in dem wilde Begonien in großen Polstern wuchsen, erreichten nach einer Stunde Marsch das Dorf Lúngulam, schon zu Kono gehörig, dessen Hauptplatz noch eine Stunde entfernt lag. Der Weg senkte sich und wir fanden in der Tiefe eine salzige Quelle, Rupéte mit Namen. Dann kamen große, sonnige Strecken durch Pflanzungsland der Eingeborenen, manche Bananen- und Papaiapflanze sahen wir da, aber nie war auf unsere Bitten eine Frucht zu bekommen, weil die Eingeborenen offenbar wenig bauen und alles Reife sofort essen.

Die große Dorfgemeinde Kono, die wir etwa 10 Uhr erreichten, hat ausgedehnten weißen Sandstrand, den einzigen, den wir in dieser Güte und Feinheit an der Westküste angetroffen haben. Etwa 130 Häuser gehören zu dieser Dorfschaft, die im ganzen 25 bewohnte Dorfteile besaß. Das Treibholz hörte hier auf, und wir haben auch später keines mehr gesehen, ebensowenig wie Chinesen, nur die Mission mit ihren Kennzeichen, der bekleideten Eingeborenen, blieb vorläufig auf unserer Weiterreise. Besonders große Kleiderverschwendung wies der Dorfteil Makasánap auf, dessen weißgetünchte Kirche mit dem schon erwähnten Schweineschädelzaun umgeben war. Der 40 Minuten weiter westlich gelegene Dorfteil Gunáon zeigte seine Bewohner bei den Vorbereitungen zu einem seltenen Mahle. Die Männer hatten eine große, grüne Schildkröte gefangen, deren Fleisch sie am offenen Feuer brieten. Nun wandte sich die Straße von Meer und Dörfern ab, stieg an und führte lange Zeit unter Bambusgebüsch

dahin, das wir als eine angenehme Wegumgebung empfanden, da es schattig überwölbt und die trockenen abgefallenen Blätter eine gute Unterlage zum Gehen bilden. Sie faulen nicht auf dem von den Bambuswurzeln entfeuchteten Boden. Wir haben, außer bei strömendem Regen, immer trockene Wege unter Bambus angetroffen, so daß ich die Überzeugung gewann, Bambus müsse eine gute Straßenpflanze abgeben können. Die Hitze des Tages hatte auf unsere Wasserflasche ent-

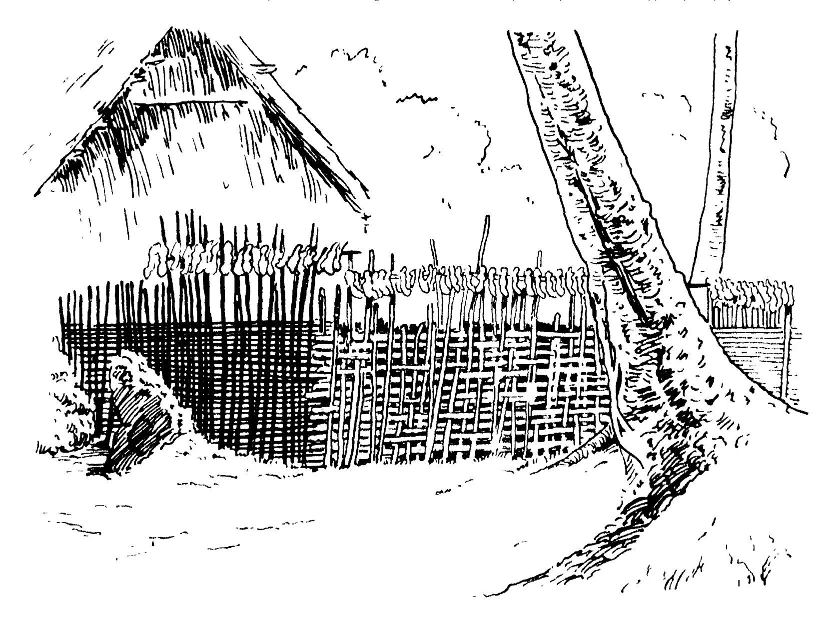


Bild 83 Aufgereihte Schweinekiefer am Zaun einer Kirche. A. B

leerend gewirkt, so fragten wir die Leute, die seit dem mittags passierten Dorfe Kolágunon mit uns kamen, nach einer Quelle, um die Flasche neu zu füllen. Es war nahezu eine Stunde seit Kolágunon vergangen, ein welliger Pfad führte durch hohen Wald, als ein Begleiter nach links wies, wo hinter den dichten Bäumen das Meer liegen mußte, und auf ein Zeichen unserer Einwilligung hin uns voran als Führer durch den gestrüppreichen Busch über spitze Korallensteine steil herniederstieg.

Wir folgten ihm mühsam auf der pfadlosen Kletterei. Wir waren von dem Hauptweg abgezweigt, ihn rechts liegen lassend, und merkten bald, wie der Busch sich lichtete, blinkendes Wasser zwischen den Stämmen leuchtete, und dann standen wir an einer kleinen, tiefen Bucht, der in ziemlicher Nähe die kleine Insel Katanua vorgelagert war. In dem ruhigen, tiefgrünen Wasser spiegelten sich die Umrisse der Bäume schwankend wider. Ein schöner, kühl schattiger Platz! Aber wo war die Quelle? Nirgends war ein Fluß- oder Bachlauf zu sehen, und wir glaubten uns schon getäuscht, als der Führer, südwärts am Strande hingehend auf das klare Wasser (am Fuß eines steilen Felsabfalls) unter einem großen Baume hindeutete, das wir natürlich für Meerwasser hielten. Es erwies sich als süß und von herrlichem, reinen Geschmack, und quoll zwischen den Wurzeln des Baumes hervor, ganz urzeitlich, sagenhaft. Ein schmaler Pfad führte in Meeresnähe an mehrere ähnliche Buchten, deren Meerwasser an den Rändern ebenfalls ausgesüßt und von Quellen gespeist war. Offenbar sickert das Wasser durch die schroff aufsteigende Korallenstufe des Strandes hindurch und tritt erst im Meere selbst heraus. Ein wenig weiter westwärts lagen ein paar einzelne Hütten, meist Männerhäuser, und bald darauf fanden wir das kleine Dorf Dakón gar malerisch zwischen Felsen und Meer in winzige Sandstrandstücken eingebettet, überragt von einer etwa 10 m hohen Kalkwand.

Der Weg, der uns vom Dorf zur Landstraße zurückbringen sollte, führte an einer Bresche steil hinauf, zeitweise fast senkrecht. Die nützlichen Baumwurzeln mußten den nötigen Halt geben.

Auf der Straße kamen schon die Leute des großen Dorfes Komálabu, das inzwischen von unseren Trägern gefunden war, entgegen. Bald zogen wir feierlich ein und nahmen in dem letzten Teil, Kavagarák, der dem Flusse Dálom am nächsten lag, Wohnung im Hause des Häuptlings Sógang. Es war noch früh am Tage, etwas vor 3 Uhr nachmittags, und wie vorher beendeten wir auch hier den Tagesmarsch früh, anstatt weiter zu wandern. Krämer mußte einen Teil des Tages zu seinen Arbeiten verwenden, wozu er beim Wandern keine Zeit fand. Fast in jedem Dorfe nahm er die

verschiedenen Namen auf, jeder Fluß, Bucht, Landspitze, Berg usw. wurden bestimmt und aufgeschrieben, auch unter schwierigen Verhältnissen, wo alle Willenskraft dazu nötig war. Zeichnungen und Lichtbilder durften nicht fehlen.

Nicht immer waren ja die Tage so günstig, wie der eben beschriebene, oft standen wir bei Regen auf der schlüpfrigen Straße, wären am



Bild 84. Im Dorfe Daken. A. B

liebsten glatt durchmarschiert, um nur bald das Ziel zu erreichen, um trocken und in Ruhe zu sein; doch da hieß es: das Buch hervorholen, notieren, vergleichen, nach der Uhr sehen, oder Peilungen machen, später in irgend einem Dorfe bei strömendem Regen unter ein vorspringendes Dach hinkauern mit den feuchten Kleidern am Leibe, oder gar auf einem nassen Stein unter dem gehaltenen Regenschirm sitzen und das Aufgeschriebene vervollkommnen. Dazu gehört viel Liebe zur Sache und zähe Ausdauer, die ich, wie ich gestehen muß, nicht immer

aufgebracht hätte, es gelüstete mich gar oft ohne Verweilen weiterzuwandern.

Hier in Komálabu hatten wir es einmal in jeder Hinsicht gut getroffen, ein luftiges, bequemes Haus, in dem sogar ein Tisch war, eine schöne, waldschattige Gegend, stattliche Dorfanlagen und vor allem sehr gutwillige, mitteilsame Bewohner, denen Krämer eine Menge wertvoller Aufzeichnungen in seinen Büchern verdankt. Einige 100 Schritte von unserem Hause durchfloß den hohen Busch ein ruhiger, wasserreicher Fluß, der durch Steine und Kalksinterungen aus seinem geraden Lauf gebracht war. Es hatte sich da ein tiefes, etwas stilleres Becken gebildet, so recht zum Baden geschaffen, und mit hohem Schwunge konnten wir uns in das reine, kühle Wasser stürzen und nach Herzenslust alle Wegeslast und Mühe der letzten Tage von Leib und Seele waschen. Es ist ein Unterschied, ob man halb frierend auf spitzen Steinen in seichtem Wasser steht, ängstlich Umschau haltend nach ungewünschten Zuschauern, oder sich so recht wohlig in die reiche Fülle eines tieferen Flusses werfen kann. Die Krokodilgefahr ist natürlich dabei vorhanden, wir waren aber schon leichtsinnig geworden und der leichte Schauder bei Vorstellung dieser Möglichkeiten erhöhte womöglich noch den Reiz.

Es ist nicht zu verwundern, daß dieser Ort zum Verweilen lockte, wir beschlossen, noch einen Tag zuzugeben und haben es nicht bereut. Mit größerer Sorgfalt, als in den vergangenen Tagen, konnte ich mich der Speisenbereitung widmen. Ein Stück des von Kapitän Meinken mitgegebenen Schinkens, der schwach geräuchert war, wurde kurze Zeit gekocht, und in der gewonnenen Brühe dämpfte dann unser Reis, der noch nie so gut geschmeckt hatte. Der etwa 14jährige Junge Tondo war auf dieser Reise meine einzige Stütze, unser von Ulaputur mitgenommener Soldat Arbilaß (zu deutsch Arbeit laß!) war erkrankt und zurückgeschickt worden. Er hat die Erkrankung tüchtig ausgenützt, unterhielt sich gut in den verschiedenen Dörfern und kam erst nach einigen Wochen auf seiner Station an. Also Tondo war es, der mit mir das Moskitonetz und Lager herrichtete; er lernte es bald, die frische Blätterunterlage bereiten, die Matten und Tücher glatt

legen und das Netz zwischen Blättern und Matten unterstopfen, daß nirgend eine Lücke blieb. Tondo sorgte für das Küchenfeuer, das zu unterhalten auf flacher Erde bei dem beizenden Rauch für mich recht beschwerlich gewesen wäre. Er machte zuerst etwas heißes Wasser, mit dem ich das Getränk: Tee, Kaffee oder Kakao in schönem Wechsel, bereitete, darauf kochte er Reis für sich, von dem ich etwas für uns abnahm, um ihn mit ein wenig Büchsenlachs, Büchsenfleisch oder auch nur einer Bouillontafel etwas schmackhafter zu machen. Dann wird der Tisch, irgend eine Kiste, die man meist findet, oder eine Planke auf ein paar Steinen, mit Bananenblättern gedeckt, und davor hinkauernd

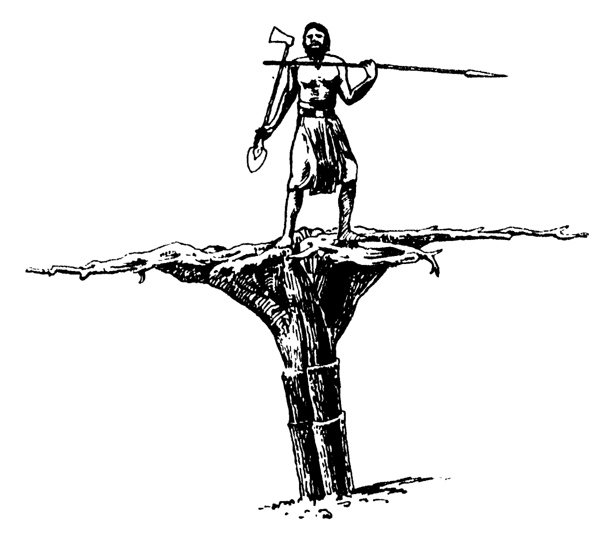


Bild 85. Wurzeltisch in Anwendung. A. B.

speisen wir und genießen es sehr. Wir nahmen an diesen Wandertagen nur eine richtige Mahlzeit gegen Abend, morgens gab es nur ein Stück Hartbrot (so man hatte!) mit Butter aus einer kleinen, verschraubbaren Porzellanbüchse, und etwas Getränk, das je nach dem Grad der Eile, die beim Aufbruch herrschte, frisch bereitet war, oder dem abends zuvor gefüllten Thermophor entnommen. Tondo reinigte das gebrauchte Geschirr unseres Frühstückskorbes mit Sand und



Bild 86. Männerhaus von Komálabu. E K.

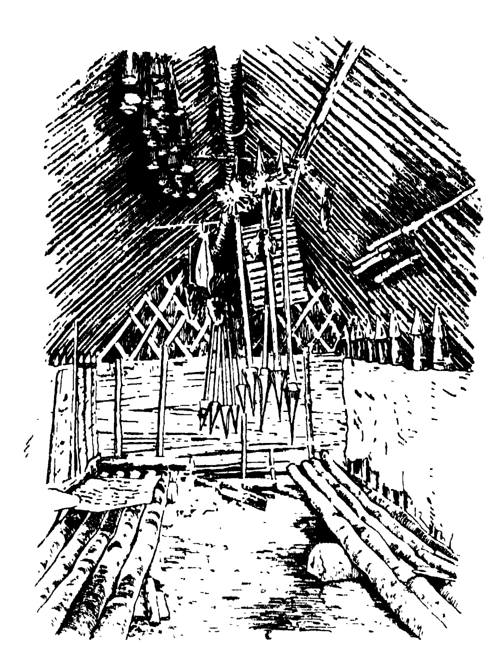


Bild 87. Inneres eines Männerhauses (Komálabu).
An den Seiten Rindenstoffwände.
E. K.

Meerwasser oder am Fluß, worauf ich es mit heißem Wasser nachwusch und selbst abtrocknete, damit die Tücher appetitlich blieben. —

Die Leute von Komálabu hatten sich noch sehr viel alte Kultur bewahrt, trotz der verbreiteten Mission, die so oft mit dem Alten aufräumt. Wir bewunderten die großen Baumwurzeltische vor den schön gepflegten, ummauerten Gärten der Männerhäuser. Man machte uns vor, wie diese Tische bei Festen gebraucht werden. Ein Mann stieg mit seinem Speer hinauf und

hielt eine Rede. Bei Festen wird das Wurzelwerk zu einer Tafel mit Geländer ausgebaut, auf die viele Schweine gelegt werden, ringsum prangt die Fülle guter Speisen wie Taro, Bananen und andere. Die Rede des Mannes, der sich alle die herrlichen Dinge nur denken mußte und sie nicht sah, klang etwas matt!

Die Männerhäuser selbst sind sehr eigenartig und sorgsam gebaut mit ihren Rindenverschnürungen. Da das Meer zu Zeiten in einigen Dörfern mit Ungestüm weit vorgedrungen war, so hatte der dortige Häuptling eine etwa 2 m breite, fest gehäufte Umfassungsmauer von Steinen um sein am Meer gelegenes Männerhaus gemacht, dergleichen wir noch nirgends gesehen hatten.



Bild 88. Männergehöft mit breiter Steinmauer. E. K.

Die schönste Ausbeute bei diesem Aufenthalt gehörte der geistigen Kultur an; vieles über den Wurzeltischkult und über die alte Sagenwelt wurde herausgebracht, die ja auch bei den merkwürdigen, fälschlich als Zwitter bezeichneten uli-Figuren mit hereinspielt. Die bisher unbekannte Bedeutung dieser Bildwerke wurde dem Verständnis des Forschers um einen Schritt näher gerückt, wenn sie auch noch nicht völlig erklärt war. Ferner erfuhr Krämer manches aus der staatlichen Ordnung jener Dörfer, sowie vieles aus

dem sozialen Leben der Eingeborenen mit Hilfe des Kukurai[1]) Sogang.

Unsere Weiterwanderung geschah am Sonntag, den 7. März in der Früh ¼ vor 6 Uhr. Noch im Halbdunkel erblickten wir von der Mündung des Dalom aus den Berg Kengamet, wo der Fluß entspringt, und sahen die Häuser des Stranddorfes Kavakamakat dunkel aneinandergeschmiegt liegen. Dann ging es hinein in eine Bucht, wo wir gegen 6 Uhr, als es hell wurde, an einen riesigen, ausgedehnten Mangrovesumpf kamen. Die Mündung mehrerer Wasserläufe, durch die ein Weg von lose aneinandergelegten Baumstämmen gemacht war, galt es zu überwinden. Über eine halbe Stunde spazierten wir, mühsam Gleichgewicht haltend, auf den beweglichen schwankenden Stämmen. Mehr als einmal fürchtete ich in den dunklen, tiefen Schlamm hinein abzurutschen. Endlich, ½7 Uhr, war der Sumpf zuende, doch die nun anschließende Strecke über grobe, gleitende Strandkiesel war auch gerade kein Vergnügen für die Füße. Dafür entschädigten dann wieder die schönen Stückchen Waldes und die klaren, trinkbaren Bäche, an denen wir vorbeikamen.

In den Leuten des Dorfes Lamban lernten wir den völlig anderen Typ der Bergbewohner dieser Breiten kennen, die, noch vor kurzem im Inland wohnend, jetzt an die Küste gezogen sind. Elendere Hütten sah ich nirgends. Es waren ihrer drei, eine davon, das Männerhaus, bestand aus einem unordentlichen Dach, das auf vier schwachen Pfählen ruhte. Die Menschen entsprachen den Häusern, schmutzig und ungepflegt, von dürftiger Gestalt, gaben sie ein Bild der traurigen Bürde des Lebens, die auf manchen Menschen so viel schwerer lastet als auf anderen. Wir blieben nicht lange an dieser reizlosen Stelle, die noch allzusehr die Spuren junger Siedelung trug. Ein Korallenfels, Kap Gunaru, wurde erstiegen und hatte auf seiner Höhe guten, ebenen Weg. Nach einer kleinen Stunde senkte der sich hinab zur Bucht Limbuankombe, die wieder Lavakiesel aufwies, und gleich darauf fanden wir das große Dorf Dampét, in dem Frühstücksrast gemacht wurde. In stiller Wehmut ver-

[1]) Kukurai = Häuptling.

zehrten wir die letzten, sorglich behüteten Eier, die wir noch von dem Chinesen hatten, und nach kurzer Rast ging es auf gutem, ebenen Waldwege über zwei reißende Flüsse, Batndama und Patnumbo, über die Baumstämme gelegt waren, in das Gebiet Lau, dessen Häuser nicht am Meeresstrande, sondern alle ab vom Wege inlands im Busch liegen. Nur ein Haus, dem Platze Dánu zugehörig, war vom Wege aus sichtbar. Gleich nach 10 Uhr kamen wir an das Kap Kasepmalum, aus anstehenden Lavablöcken bestehend, und hatten von dort einen hübschen Ausblick die Küste hinauf und hinab.

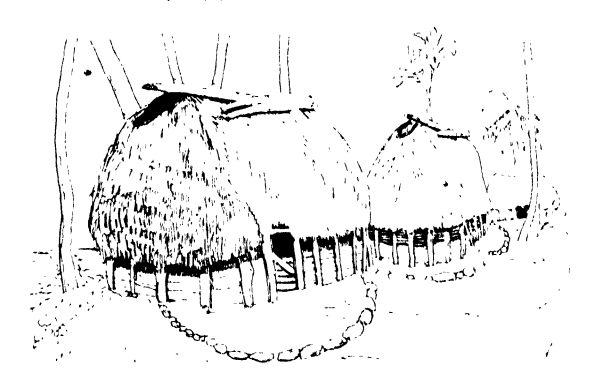


Bild 89. Häuser von Mäsi. H. P.

Nahe dabei ist die Grenze von Mäsi. Noch ein Fluß, der Katóndan, mußte überstiegen werden, dann gelangten wir ans Ziel, Dorf Mäsi, das langhingezogen am Strande vier Wegstunden von Komalabu entfernt liegt. In dem weiß gekalkten Hause des Häuptlings Gilam in Lerúmbi nahmen wir Wohnung. Nicht weit davon kam aus einer steilen Kalkwand der starke Quell Kankínis, der ein herrliches Trinkwasser lieferte. Auch ein guter, reiner Badefluß, der Mérendan, zierte den Platz. Wir lernten in diesem Dorfe eine ganz neue Hausform kennen. Länglichrund wie die Spanschachteln der Kinder lagen die Hütten da, mit rundem Blattdach aus Rotangblättern überdeckt, das tief auf das derbgefügte Unterteil herabhing und nur bei der Tür einen kleinen Einschnitt hatte.

Um die einzelnen Dorfteile waren Steinmauern gefügt, und der Innenraum, der Dorfplatz, fein säuberlich mit grauen Strandkieseln bedeckt, so daß beim Regen alles sauber und trocken blieb. Um die Türeingänge pflegte ein rundlicher Halbkreis von einzelnen, etwas größeren Steinen gelegt zu sein, die möglicherweise als Sitze gedacht sind. Man konnte diese Anwendung nicht feststellen, denn ein Regenschauer folgte dem andern und trieb alle Menschen in ihre Hütten. Unser Wirt, der alte Gilam, lungerte anfangs viel um uns herum und schaute begehrlich nach unseren Sachen. Von ihm hätte sich manches aus der Geschichte des Ortes erfahren lassen; er zeigte sich aber „gänzlich abgeneigt" und entzog sich bald allen weiteren Fragen durch die Flucht. Mäsi stand in jenem Stadium der Missionierung, in dem die Eingeborenen das Hauptkennzeichen des Christentums in der Sonntagsheiligung sehen. Die Männer weigerten sich demgemäß, uns Kokosnüsse von den Bäumen zu holen, weil eben Sonntag war und sie nicht arbeiten durften. Aus demselben Grunde wäre für diesen Tag kein Träger zu haben gewesen, und so verschoben wir die Weiterreise auf Montag, den 8. Da auch an diesem Morgen noch mancherlei Erkundigungen einzuziehen waren, verzögerte sich der Abmarsch bis Mittag. Ein Viertel nach 12 Uhr gings endlich über den Mérendan-Fluß und gleich darauf über den zweiarmigen Läbubútas. An dem durch dichten Busch verborgenen Strand lag der Sagenplatz Kánam, und nahe dabei, eine halbe Stunde von Mäsi, das aus etwa achtzehn Häusern bestehende Dorf Kolombói. Immer bedrohlicher verdunkelte sich der Himmel, der Fluß Katendan (ein in dieser Gegend häufiger Name) wurde in Eile überquert, und einige Minuten später erreichten wir noch gerade das Dorf Kinepú, als der Regen losbrach und uns zur Rast nötigte. Es gab ein großes Wiedersehen mit drei Dorfleuten von Lámasong, dem zuverlässigen Máramba und den beiden Dolmetschern Vámbis und Usau, die wir mit einigen Nahrungsmitteln an die Westküste bestellt hatten. Sie waren über die Berge nach dieser Inselseite gegangen und kamen uns vom Norden her entgegen. Für uns war es eine Erleichterung, und der tapfere Tondo konnte etwas entlastet werden.

Der Regen wurde immer heftiger und so stetig, daß die Dorfleute sich weigerten, unser Gepäck bis zum nächsten, ziemlich entfernten Dorfe zu tragen. Kinepú trug denselben Stempel wie Mäsi, es schien nichts Sonderliches zu bieten, ich erinnere mich nur noch an einige schöne, hellblätterige Pflanzen, die die Nähe der Hütten zierten und im Regengrau leuchteten. Wir übernachteten in einem noch im Bau begriffenen, größeren Hause, dessen Dach fertig und gut war, während die vordere Wand noch fehlte und die Luft angenehmen Zutritt hatte. Als wir da behaglich, warm und trocken ausgestreckt lagen, machten wir uns klar, daß dies nun wohl die letzten angenehmen Stunden für die nächste Zeit sein würden, sicher die letzten trockenen, denn aschgrau war der ganze Himmel bezogen.

Der 9. März kam, es regnete nicht, als wir erwachten, und sofort, gleich nach 5 Uhr, brachen wir bei völliger Dunkelheit auf. Es war da ein weißlicher, sonderbarer Schein in der Luft, Dämmerung konnte man es noch nicht nennen, und doch gewöhnte sich das Auge schnell und unterschied Pflanzen und Gegenstände, die in dem ungewissen Licht ein phantastisches, unwirkliches Aussehen hatten. Die Palmen, Bananen und andere, echt tropische Gebilde, wirkten in ihrer tropfenden Blankheit eigenartig schön. Ein Dorf lag hinter uns, der Busch nahm uns auf. Der baumüberwölbte Weg war vor Dunkelheit schwer zu gehen, man patschte durch allerhand Pfützen, die man nicht sah, fühlte aber von oben keine Nässe. Dann kam ein Stück grauer Strand, an dem die Seen hoch hinauffluteten, es mußte gerade Hochwasser sein, und wir wurden immer wieder an den Rand des Gestrüpps getrieben und doch mehr als einmal von einer See erfaßt, die unsere Schuhe durchnäßte. Es war nur der bescheidene Anfang dieses feuchten Tages, denn nun ging wirklich eine Wasserpantscherei auf den verschlungenen Waldwegen an, bei der man oft nicht wußte, was Wasserlauf, was Weg war. Bald sollte es noch schlimmer kommen, als der Regen langsam stärker und stärker einsetzte und aufspritzend vom Boden zurückprallte; von oben, von unten und von allen Seiten umgab uns die Nässe, Bäche und Flüsse fanden kaum noch Beachtung, und die schönen Waldstrecken konnten nicht mehr trösten. Wir kamen hier durch

ein wildes, unbewohntes Grenzgebiet, dessen Wege, in die Obhut des 4 Stunden entfernten Hochdorfes Lelet gegeben, sehr vernachlässigt waren. Es schien uns endlos weit bis zum nächsten Dorf zu sein. Das hieß Gùlumbe und lag außerordentlich hübsch an einer kleinen Bucht, die durch die vorgelagerte Insel Várop fast landumschlossen war. Tropfendnaß und frierend waren wir nach etwa 3stündigem Marsch hierher gelangt, die Hütten standen zu der Pracht des Pflanzenwuchses und der geschmackvollen Anlage der Bäume und Zierpflanzen in großem Gegensatz, so klein und dürftig waren sie. Es mochten ihrer

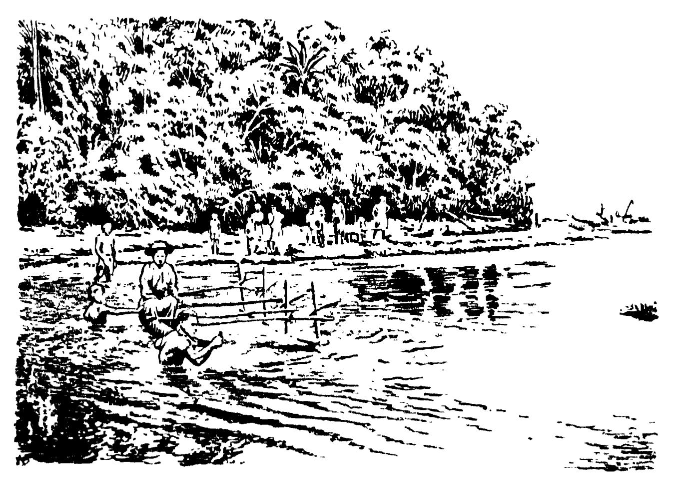


Bild 90. Flußübergang. A. B.

etwa 20 sein, aber keine lockte zum Eintreten oder richtiger Hineinkriechen. Der unermüdliche Krämer stellte die Lage des Ortes gründlich fest, bei dem andauernden Regen eine schwere Arbeit, und zwang so fast eine Stunde zum Verweilen, so daß wir alle ganz gehörig durchgefroren waren. Bald ging es weiter über Korallenkalk hinweg zu einem Lavakieselstrand, der den Ausblick auf 3 weitere Landspitzen gewährte, durch Bach und Fluß, bis wir bei dem Stranddorfe Mámbo gleich 3 besonders große, tiefe und reißende Flüsse antrafen, bei deren mächtigstem, dem Lavátneri, zum Glück ein Boot gebracht wurde,

in dem ich von hüftentief im Wasser versinkenden Eingeborenen über eine seichtere Stelle weg ans andere Ufer geschoben wurde, Krämer mit seinem Apparat folgte.

Die Straßen wurden bei dem Stromregen immer grundloser und verwandelten sich in reißende Bäche. Unter dem Wasser befand sich nicht mehr fester Boden, sondern tiefer, schleimiger Morast, in dem jeder Fußtritt gesucht werden mußte und man nur langsam vorwärts kam. Trotz aller Vorsicht stürzte oder rutschte man in dem überschwemmten Gebiet ab und zu in ein tiefes Wasserloch und durchnäßte sich und die Bücher mit der gelben Brühe. Die etwa 12 häuserige Dorfschaft Ugana lag dicht am ebenen Strand, der keine Kalkerhebungen zeigte, aber einige Felseninseln im Meere aufwies. Auch hier wurde in etwa einer Stunde alles Wissenswerte nach Möglichkeit festgelegt, man sah nur wenig Menschen. ½1 Uhr wateten wir weiter durch 5 Flüsse und endlose Pfützen. Um 1 Uhr wurden die 3 Hütten in Lámbungsim erreicht, die an einem hübschen Strande lagen. Hier, wie in Ugana, waren keine Träger für unser Gepäck aufzutreiben; die Männer waren fort zu einem Essen, und, da die bisherigen nicht weiter mit wollten, mußten wir unsere Sachen dem Schutze eines Mannes übergeben und hoffen, daß die Zurückkehrenden sie uns nachbringen würden. Sanft verzweifelt stapften wir weiter, immer durch Wasserlachen und Dreck und Flüsse, über einen glitschigen, rutschigen Lehmberg, durch weitere Flüsse, bis wir endlich bei aufhellendem Wetter etwas nach 2 Uhr in das große Dorf Lambu gelangten mit seinen 50—60 Häu-



Bild 91. Die erste Uli-Figur, die wir auf unseren Wegen fanden. A. B.

sern, die an Niedrigkeit miteinander zu wetteifern schienen. Es machte uns Mühe, bei der allgemeinen Winzigkeit der Türen, die der Größe eines Hundes angepaßt waren, Unterkunft zu finden. Schließlich wählten wir das verhältnismäßig hohe, von Zaun umgebene Männerhaus eines gewissen Tom, im Dorfteil Kátinam. Es hatte allerdings den Nachteil, daß es entsetzlich nach Haifisch stank, und wir sahen gerade noch, wie die letzten, größeren Stücke dieses hier geschätzten Fisches aus dem Feuer genommen und davongetragen wurden.

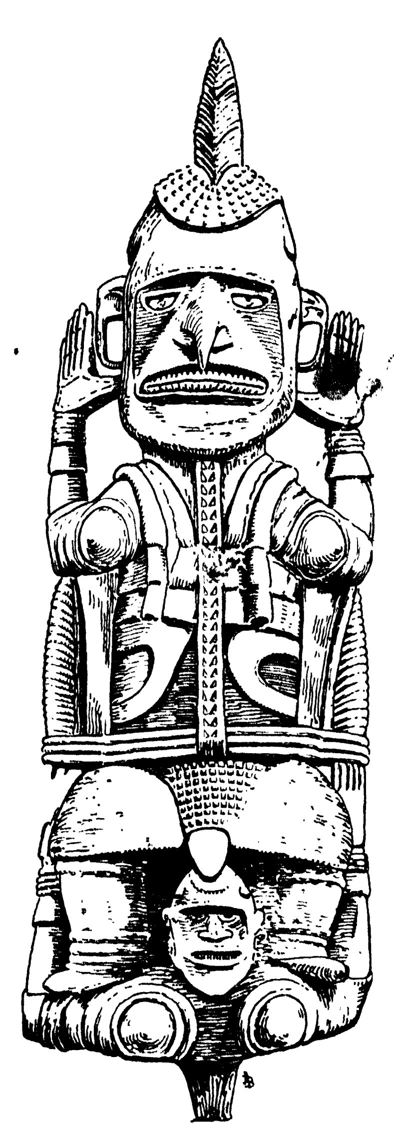


Bild 92. Eine große Uli-Figur.
A. B

Selbst essen macht fett, dachten die lieben Leute, und wenn wir auch nach dieser Speise wenig Verlangen trugen, so hätten wir doch gern irgend etwas anderes Eßbares von ihnen ertauscht. doch war es unmöglich, Yam oder frischen Taro von ihnen zu bekommen. Dagegen waren die Menschen, die in großen Mengen herbeigeeilt waren, desto ausdauernder im Herumsitzen und Anstarren, immer in der Erwartung, womöglich von uns, den Reisenden noch etwas Eßbares zu ergattern. Na, darin waren wir denn aber auch fest, und rückten nicht das Geringste heraus, als

schließlich unsere Sachen und geringen Vorräte gekommen waren und in aller Eile ein Mahl bereitet wurde. Günstiger war es in diesem volkreichen Platz mit den Erkundigungen. Eine Uli-Figur, die im nahen Eánule von einem Ulifest zurückgeblieben und den eifrig aufkaufenden Regierungsvertretern des Nordens entgangen war, gab Anlaß zu vielen neuen Erfahrungen über den ganzen Kult. Die Nacht auf unserem nur mäßig durchregneten Lager war bei unserer großen Müdigkeit gut, trotz des Haifischduftes, der das Haus immer noch erfüllte, und so konnten wir am Morgen des 10. März den Wassertanz mit frischem Mute wieder antreten. Diesmal wanderten wir weite Strecken barfuß und fanden das der feuchten Westküste weit mehr angepaßt, nur rauh war es oft für die wenig gehärtete Haut, und der letzte Wegesteil war eine Leistung, die wir unseren Fußsohlen kaum zugetraut hätten. Wir gingen etwa 8 Uhr am 10. März von Lámbu fort, überschritten 3/49 den zweiarmigen Fluß Katendan und etwa ½10 den Fluß Koka, der aus der Gegend von Tégerot kommen soll. Hiernach kam ein Stück ebener Weg durch breites Pflanzungsland der Eingeborenen von Matnou, das den Wald nur in der Ferne sichtbar ließ.

Eine Anzahl Weiber lief bei unserem Näherkommen herbei und vertiefte sich in den Anblick einer weißen Frau. Kramer wollte dieses Bild, da alle mich umringend auf mich blickten, photographisch festhalten, doch fesselte im letzten Augenblick dann der Apparat ihre Aufmerksamkeit noch mehr. Wieder kamen Bäche und Flüsse, Wegesstrecken voller Kiesel, so daß die mitgeführten Schuhe benutzt wurden, doch bald taten wir sie wieder ab, da sie sehr der Schonung bedurften, denn eine lange, unter Wasser stehende Straße mit glei-


Bild 93. Weiber auf ihrer Pflanzung. E. K.

tendem Grund nahm uns auf. Ohne die Hilfe Marambas und Tondos, die mich zwischen sich nahmen, hätte ich hier kaum weiter gekonnt.

Es war ½12 Uhr geworden, als zwei Flüsse, der Márabas, und bald darauf der Lerénua den Weg unterbrachen, der hinter letzterem Fluß steil aufwärts über einen lehmigen Bergläufer ging. Diese Wegstrecke war neu angelegt und kahl, bot nirgends Schutz gegen das Rutschen, und wir verzweifelten daran, ihn in diesem aufgeweichten, schlüpfrigen Zustand erklimmen zu können. „Es gibt noch einen Weg!“ wurde uns gesagt, „aber der geht durch das Salzwasser und immer nahe daran.“ Uns blieb nicht viel Wahl, also versuchten wir es. Das erste Stück über das Korallenkap Rómorom war ziemlich ausgetreten, aber dann kam scharfspitziges Gestein am Strand. Wie Nadeln ragten die ausgefressenen Kalkspitzen nach oben



Bild 94. Wässeriger Weg. A. B.

und folterten unsere bloßen Fußsohlen. Zweimal mußten wir auf Steinen durchs Meer, das hier hart an die felsige Küste tritt und keinen Sandstreifen freiläßt. Immer steiler wurden die unterhöhlten Felsen, der kleine, schiefe Pfad, den man kaum einen solchen nennen konnte, stieg steil an; etwa dreißig bis vierzig Meter unter uns brauste die See. Es war schwindelnd anzusehen, und da der kleinste Fehltritt auf den seewärts abgeschrägten Korallen uns den Sturz in die Tiefe gebracht hätte, achteten wir der Schmerzen nicht, die uns die nadelscharfen Kanten verursachten. Ein-

mal mußten wir durch eine Art Felsenzimmer, einen ziemlich tiefen Kamin, der nur ein mattes Oberlicht empfing; durch eine kleine Öffnung stiegen wir nach oben und gelangten nun auf einen ausgetretenen Eingeborenenpfad auf der Höhe, von niederem Pflanzenwuchs umgeben, denn der bisher kahle Fels trug hier Erde. Trotz seiner hohen Lage war auch dieser Weg tief schlammig und schwer zu gehen, aber er führte doch gefahrlos weiter ans Ziel. Etwa 1 Uhr brachte unser Pfad uns auf die Straße zurück, die wir nun weiter verfolgten. Nach 10 Minuten öffnete sich die reizende Bucht Tungsómba unseren Blicken, die im Schmucke ihrer hohen dichten Baumränder und dem anmutigen Untergrund vieler blühender Begonien dalag. Eine zweite Bucht, Bäväs, folgte, und dann begann das lang hingezogene Dorf Kondu und Tämbin, welche beide Teile ineinander übergehen. Sie werden gewöhnlich zusammenfassend Lemau genannt, obwohl dieser Name einem Dorf angehört, das wenige Kilometer weiter westwärts liegt.



Bild 95. Die Bucht Bäväs. J. K.

Hier warf das Meer überall Kiesel ans Land, und das ganze, ausgedehnte Dorf war sorgfältig mit den eigentümlichen, blaugrauen Lavakieseln belegt, die reinlich aber peinvoll für die Füße sind. Diesmal setzten wir uns mitten hinein ins volle Menschenleben, man konnte sich fast in einer Eingeborenenstadt wähnen, so einheitlich reiches Leben trat uns entgegen. Die Hütten waren klein, aber gut gehalten, alles schien wohlgeordnet und festen Gesetzen unterworfen, die nichts mit

unserer westlichen Kultur zu tun hatten. In einem neugebauten Hause des Dorfes Tämbin ließen wir uns nieder. Es war leidlich groß und der Hausrat zeugte von einer gewissen Wohlhabenheit des Besitzers. Unser Wirt Lakn arúma war ein untersetzter, kräftiger Mann; man sah ihn viel in Gesellschaft seines etwa 4 bis 6 jährigen Sohnes Bova, der das drolligste Kind war, das ich mir denken



Bild 96. Dorf Tämbin A. B

kann. Dem Vater sehr ähnlich in Gesicht und Art, schien er ein Phantasieleben zu führen. Immer war er beschäftigt, in jeder Bewegung komisch und dabei von unerschütterlichem Ernst, ganz vertieft in die Sache, der er sich gerade hingab.

Etwa an der Stelle unserer damaligen Wohnstätte liegen einige 100 Meter von der Küste entfernt im ruhigen Meer zwei große, bebuschte Korallenblöcke, Davátavuk genannt, die ein hübsches Bild gaben. Wir hörten, daß sie von Zeit zu Zeit von den Dörflern besucht würden wegen der von Tauben dort massenhaft ausgelosten Galipnüsse. Diese Nüsse oder Mandeln sind äußerst wohlschmeckend, sie haben einen

zarten, blättrigen Kern von der Farbe des Elfenbeins, der von einer sehr harten und einer zweiten herben grünen Schale umgeben ist, ähnlich unseren Walnüssen. Die Tauben schlucken die großen Früchte, verdauen die grüne Schale und losen die harten Nüsse auf ihren Lieblingsplätzen, und das sind solche kleinen Inseln, aus. Die Nüsse brauchen dann nur noch mit Steinen aufgeklopft und verspeist zu werden.

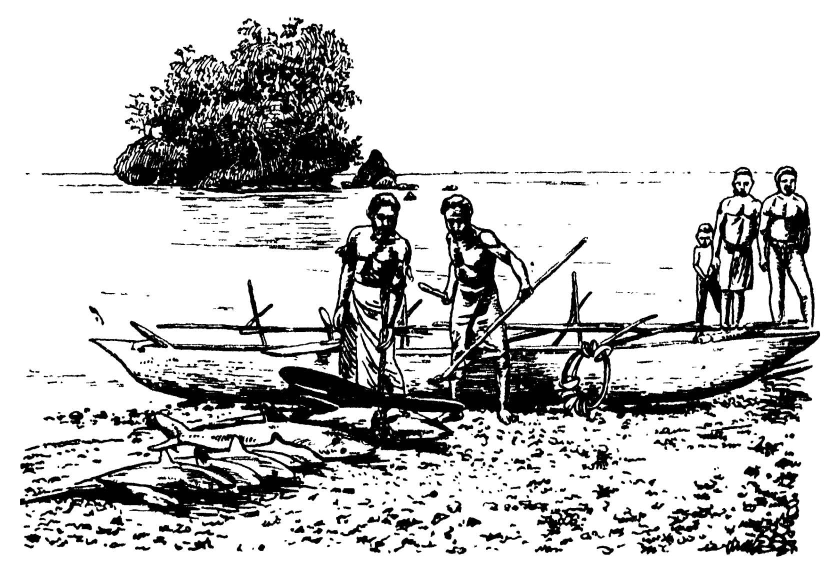
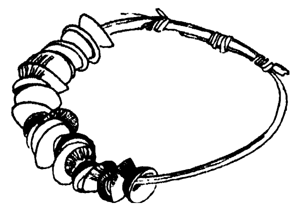
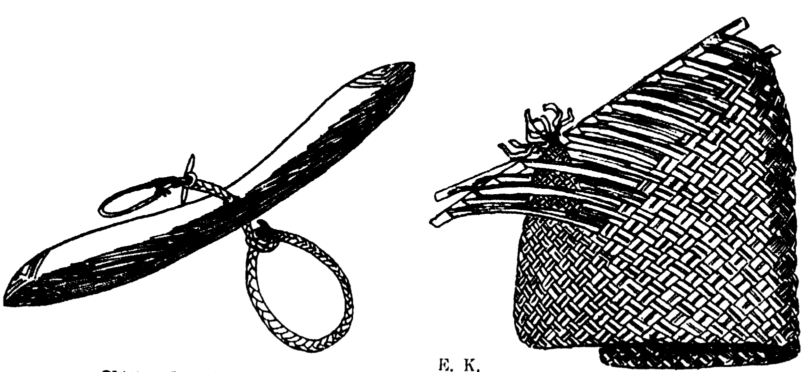


Bild 97. Haifischjäger mit Beute. Im Hintergrund die Nuß-Inseln. A. B.

Wir blieben Donnerstag, den 11. März an dem beachtenswerten Platze und erlebten da auch gleich etwas, was man so leicht nicht zu sehen bekommt, nämlich die Rückkehr der Haifischjäger mit ihrer Beute. Es waren 7 kleinere und 2 große, gefährliche Menschenhaie, die da aus dem Boot gezerrt und an den Strand geworfen wurden, und wieder mußten wir den Mut und die Tatkraft der sonst so trägen Leute bewundern, die in einem kleinen, schwanken Kanu sich weit ins offene Meer und in den Kampf mit den starken Tieren wagen. Sie töten sie nicht etwa mit einem scharfen Gegenstand, sondern schlagen mit einem

derben Holzknüppel auf die vorspringende Nase der Haifische, wodurch bald Betäubung eintritt. Einmal, als wir bei Regen wartend unter einem Bootshausdach in Panagundu saßen, hatten herumhockende Jünglinge uns den Haifang in Gesten dargestellt, als wir durch ein einer Schiffsschraube gleichendes Holzgebilde, in Wirklichkeit die Haifalle danach gefragt hatten. Die Vorführung geschah unter vielem Lachen und Spaß: Einer holt einen Strick aus Lianen, dreht ihn zur Schlinge und steckt das Zugende davon durch die Öffnung der Haifalle, die sehr schwer ist, aber dennoch auf dem Wasser schwimmt. Ein anderer kommt mit einem Holzkloben, der den Hai vorstellt, und läßt ihn sich langsam nähern. Das Tier wird angelockt durch den an einer Bambusstange steckenden, hingehaltenen Köderfisch, der schon etwas stinkend sein muß, und durch das Klappern mit der Kokosschalenrassel, sowie durch Schlagen an die Bootswand. Schon hat den Hai


Bild 98 Haifischklapper.


Bild 99. Haischlinge.

E. K.
Bild 100. Hut für den Fischfang

die Schlinge ereilt, die ein Mann, übers Boot sich beugend, ihm überschiebt, die anderen ziehen an und man dringt mit Knüppeln auf das große Tier ein, das um sich schlägt und das Boot in Gefahr bringt. Ist es in seinem Schlagen zu heftig, so läßt man es los; der Hai schwimmt mit dem schweren Holz fort, ermattet aber bald, und das auftauchende

Holz verrät seinen Aufenthalt, so daß das Boot herzueilen kann. Erneutes Schlagen auf die Nase, nochmaliges Loslassen folgen, wenn es ein kräftiges Tier ist, bis der Tod eintritt. Das alles können die Leute hübsch vormachen, daß man es fast erlebt zu haben glaubt, während durch Reden nur wenig aus ihnen herauszubringen ist. Sie sparen auch im Verkehr miteinander die Worte und zeigen oft durch eine Bewegung, einen Blick ihre Absichten und Wünsche an.

Auch hier, in Tämbin, entfaltete sich bei den Dorfbewohnern eine eifrige Tätigkeit, entfacht durch den Anblick der am Strande aufgereihten Fische. Einige schnitten den Bauch auf, nahmen die inneren Teile heraus und warfen sie ins Meer, wo andere sie ergriffen und wuschen, es handelte sich hauptsächlich um die Lebern. Sie wurden zuerst verteilt, zerschnitten und an Knaben gegeben. Dann gings ans Zerteilen der großen Fleischmassen. Die Namen der Empfänger wurden ausgerufen, es gab Streit, und zum erstenmal sah ich die Leute aus ihrer Ruhe gebracht, eine Frau schrie mit scharfer Stimme und zornigem Gesicht längere Zeit auf die Männer ein, ihr ganzes Wesen drückte Leidenschaft aus. Es war eine Ausnahme, und ich habe es später nicht wieder erlebt; die Melanesier haben eine bewundernswerte Selbstbeherrschung und Würde. Schließlich trugen die Knaben, die überhaupt hierbei sehr tätig waren, die Stücke zu den glücklichen Besitzern, die sie, ohne eine Miene zu verziehen, königlich in Empfang nahmen. Dieses wortlose, selbstverständliche Nehmen verleidet uns Weißen gar leicht die Lust am Schenken, besonders, da für uns nicht die sonst übliche Gegenleistung in Betracht kommt. Leider konnte man in der kurzen Zeit nicht herausbringen, nach welchen Regeln solche Verteilung vor sich geht, welches z. B. die Gegengabe für die beiden kühnen Jäger war, die unter steter Lebensgefahr die großen Fische erkämpft und erbeutet hatten, und, soviel wir sahen, nichts davon erhielten.

Während dieses ganzen Auftrittes tummelte sich mein Freund Bova selig mit zwei ihm überlassenen Haiflossen im seichten Strandwasser. Er hopste wankend umher, blies die Backen auf, bis er wie ein Frosch aussah, warf dann wieder die Flossen ein Stück weit ins Meer und schwamm danach, singend, jodelnd und weltvergessen.

Ein anderer, größerer Junge zeigte ein gewisses, harmloses Vergnügen im „Blutpantschen". Das beim Zerschneiden der Fische herausgeflossene dunkelrote Blut konnte in den zementierten Korallenbecken, die sich an diesem Strande gebildet hatten, und die Kiesel stellenweis unterbrachen, nicht abfließen, und es gewährte eine düstere Freude, im Blut zu waten und sich nach Möglichkeit damit zu besudeln. — Nur ein ganz kleiner Teil, das im Verhältnis winzig kleine Herz des Haies wird nicht verzehrt, sondern im hellen Feuer verbrannt, den Schutzgöttern des Haifanges zum Opfer. Die Menschen, die diesen Fang betreiben, tragen allerhand Amulette, darunter Knochen verstorbener Vorfahren, bei sich, wenn sie zu ihrem gefährlichen Gewerbe ausziehen. Unser Hausherr Laknaruma war ein berühmter Haifischjäger, und in seinem Hause fehlten denn auch die Heiligtümer nicht, vielleicht hing der bescheidene Wohlstand, in dem wir ihn fanden, auch mit seinem Gewerbe zusammen.



Bild 101. Amulette für Haifang. E. B.

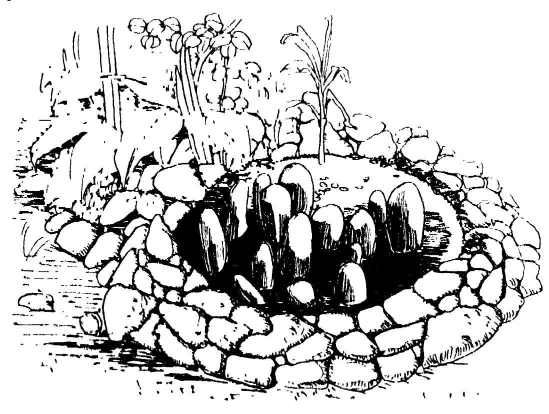


Bild 102 Tarosteine. H. P.

Gegen das Nordende des Dorfes zu lagen in kleinem, umfriedigten Platz eine Anzahl etwa gänseeigroßer, ovaler Steine, die halb in die

Erde versenkt waren. Man bezeichnete sie als Tarosteine, die göttergeweiht waren und dem Taro Wachstum bringen sollten.

Nach diesem inhaltreichen Tage setzten wir am Freitag, den 12. März, die Reise fort. Es kam die Heimkehr über den Gebirgspaß. Wieder standen wir vor 5 Uhr auf und freuten uns an dem Glanz des Mondes auf den blanken Blättern und Palmenwedeln, sahen beim Konzert unzähliger, fliegender Hunde die südlichen Sternbilder in besonderer Reinheit über den schlafenden Hütten, dann packten wir zusammen und begannen die Durchquerung unter der Führung Márambas, der hier Bescheid wußte. Wir waren ja an der Westküste und mußten den hohen Gebirgskamm übersteigen, um an die Ostküste nach Lámasong zu gelangen. Die Trägerfrage machte Schwierigkeiten, wir brauchten für den Anstieg mehr als im flachen Lande, und die meisten Männer waren an dem Morgen auf einer gemeinsamen Arbeit abwesend. Schließlich fanden sich 10 Männer und 5 Frauen, die sich unseres Gepäckes annahmen. Um 6 Uhr wanderten wir ab, auf schmalem, tiefschlammigen Pfad, der langsam anstieg, ½7 begann der richtige Aufstieg. An einigen zerfallenen Hütten vorbei kamen wir auf eine 280 Meter hohe, etwas freie Anhöhe, die einen hübschen Rückblick gewährte. Einige Meter Abstieg führten zu dem Rastplatz Lánguslom, dann, gegen ½9 Uhr, ging es auf einem bewaldeten Kammpfad weiter. Ein steiler Anstieg folgte dem anderen, bis wir bei etwa 430 Meter Höhe Halt machten, und unsere Träger erklärten an dieser Stelle, auf die Ablösung von dem schon der Ostküste zugehörigen Kónombin warten zu wollen.

Krämer und ich gingen mit Usau und Bambis weiter, Máramba war vorausgeschickt, wir wähnten das Bergdorf Konombin ganz nahe. Wie erstaunten wir, als der Weg, anstatt bergab, deutlich steil und steiler bergauf zu führen begann, und wir mit dem Höhersteigen in eine Regenregion kamen, die sich durch die starke Bemoosung aller Steine und Stämme schon vorher ankündigte. Jeder noch so schlanke Stamm ließ lange Fransen und Fäden von Moos und Flechten herabhängen, und alles war von einer feinen, mattgrünen Schicht umgeben. Bald kamen wir denn auch in einen so gerade und

heftig fallenden Regen, wie wir ihn unten ihm Tieflande noch nicht kennen gelernt hatten. Die Leute sagten, der Regen sei kurz, weil wir nahe dem Himmel wären, und deshalb sei er so stark. Schirme nützten nichts mehr, der große Anprall überall durchnäßte uns ebensosehr, wie das Wasser von oben. Ich ließ daher meinen Schirm geschlossen, um die Hände besser benutzen zu können auf dem steilen Wege. Dieser war bald in einen stürzenden Bach verwandelt, die kurzen, wagerechten Stellen ein tiefer Morast. Atemlos und eilig kletterten wir weiter und kamen doch nur langsam vorwärts. Durch ein Bachbett, das unsern Weg kreuzte, schritten wir, ohne viel Unterschied zu merken, so sehr glich auch der Weg einem Bache. Das Wasser tropfte aus den durchnäßten Kleidern. Gegen 10 Uhr zeigte das Aneroid 700 Meter Höhe, wir waren auf der Wasserscheide und dem höchsten Punkt angekommen. Dann ging es herab, anfangs auf leidlichen Wegen, deren Bodenart den Füßen einigen Halt gewährte, wie auch die schmalen Bachpfade unseres Anstieges auf der Höhe ziemlich fest und gangbar geblieben waren. Nach einer Stunde vorsichtigen Absteigens, das zweimal von Korallenstufen unterbrochen war, fanden wir in 420 Meter Höhe einige schlechte Hütten von dem großen Dorfe K ó n o m b i n, dessen Hauptmasse abseits des Weges verstreut liegt, in einer großen Mulde, die das Gebirge hier gebildet hat. Alles schien ausgestorben, die Hütten waren geschlossen, und wir standen da im Regen auf dem braunbreiigen Wege, hungernd und frierend. Laut und anhaltend war daher unser Rufen und Klopfen; die Vermutung der Führer, daß Leben in den Häusern sei, bestätigte sich, zwei alte Weiber kamen zögernd zum Vorschein und brachten frisch gekochten Taro und reife Bananen, womit sie uns sehr beglückten. Solch guter, dampfender Taro ist nach einer Anstrengung so ziemlich das beste, was man genießen kann. Wir schälten ihn, schnitten ihn in Scheiben, deren jede mit einem dünnen Rädchen einer harten Bauernwurst belegt wurde, die wir als eisernen Bestand noch bei uns hatten. Die Bananen machten den Nachtisch, und ich will den sehen, dem jemals etwas besser geschmeckt hat, als uns dieses einfache, kräftige Mahl. Fast eine Dreiviertelstunde ruhten wir hier, und fühlten uns schon nahe unserem Heim, ist doch K ó n o m b i n eines der 4 Dörfer, deren

Weiber zu dem oben beschriebenen Markt am Korovinai-Flusse zusammenkommen, und schon früher mochten wir Taro aus Kónombin gegessen haben. Eine Strecke weit kamen nun gute, fast wagerechte Parkwege, wir sahen einige von den reichen und berühmten Taropflanzungen des Bergdorfes, aber das eigentliche Dorf berührten wir nicht. Dann hörte die Herrlichkeit auf; mehrere, sehr mühevolle Abstiege von rutschendem Lehm mußten bewältigt werden, dann ein

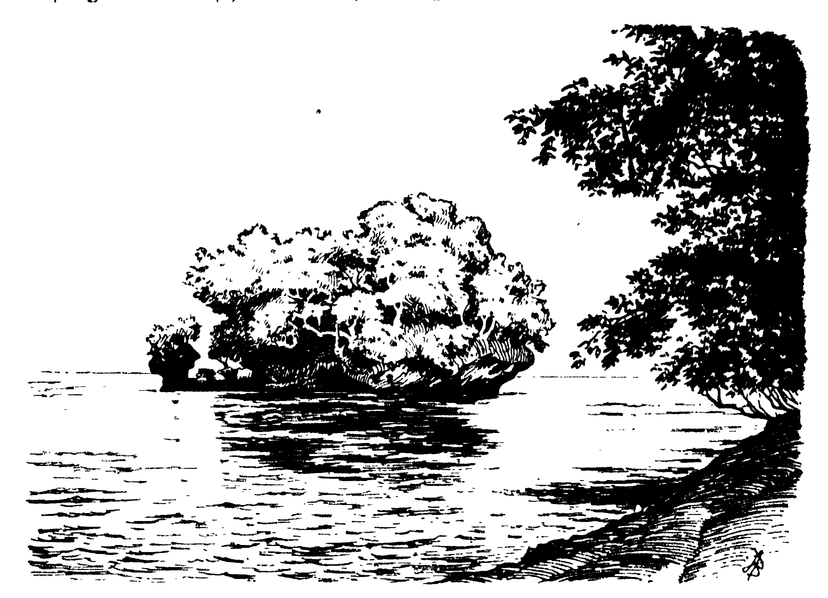


Bild 103. Die Toteninsel Pinis. A B.

grüner Sumpf, durch den man auf einigen Baumstämmen gelangte. Er war von herrlichem Sagopalmenbestand umgeben. Noch ein Fluß und weiterer Waldweg, dann kamen wir neben dem Flusse bei der Insel Pinis heraus auf die wohlbekannte, breite Straße von Panagundu, auf der wir in 1½ Stunden unser Rasthaus Tangatupi erreichten, froh, wieder daheim zu sein, denn es hatte die ganze Zeit weiter geregnet.

Auf dem Wege von Lámasong nach Panagundu kommt man nahe bei dieser kleinen aus gehobenem Kalk bestehenden Insel vor-

bei, nach der die Seelen nach dem Tode wandern sollen. Solche „Toteninseln“ sind in diesen Gebieten nicht allzuselten. Ich erfuhr durch meine Gewährsfrau, Bariu, daß die **Pinis** genannte Insel von Lebenden nicht betreten werden darf. Die Seelen der Männer werden dort bei der Ankunft von einer Sau empfangen, die der Frauen von einem Hund. Beide Teile müssen sich den Tieren ergeben. Ein Riese mit Namen Galau entscheidet dann, ob der Eigentümer der Seele gut oder schlecht war, ob er stahl, seine Eltern schlecht behandelte, Unzucht trieb usw. Fällt der Entscheid schlecht aus, muß die Seele ins Feuer; im andern Falle geht sie ins Elysium ein, wo die Ehegatten sich wiederfinden.

Die letzte Zeit in Lámasong.

Der März verging unter den großen Tropenregen, die mit voller Wucht einsetzten. Wir konnten alle wenig hinaus und holten manche Arbeit nach, die beim guten Wetter sozusagen verdrängt war von wichtigeren Taten. Unser Garten hatte manches zur Ernte gebracht und fast täglich lieferte er Gerichte, allerdings zumeist Bohnen und spinatartige Pflanzen. Die Tomaten blühten, Gurken, Kürbisse hatten den Kampf mit den Schädlingen nicht ertragen, von ihnen war nichts mehr zu sehen. Es gab vieles zu beschneiden, anzubinden, Unkraut zu entfernen, doch ließ der Regen nur eine kurze Tätigkeit zu. Die Herren litten verschiedentlich an Fieber, ich blieb gänzlich verschont. In dieser feuchten Jahreszeit bringen die Pflanzen jener Breiten viele Blüten hervor; fast täglich fanden wir neue Formen, glänzend oder unscheinbar, meist allerdings das letztere.

Wie schon erwähnt, haben die meisten Strandbäume schöne oder bemerkenswerte Blüten, wie z. B. Callophyllum und sein ähnlich blühender Bruder, dessen gleichartige, lederige Blätter, ins Feuer geworfen, laut knallen, ferner Guettarda, der lieblich duftende, Cordia, der Eisenholzbaum.

Bald hatte ich es mir zur Aufgabe gemacht, möglichst viele dieser Blüten und Früchte abzumalen. Will man dies genau mit Beobachtung aller Kennzeichen tun, so ist es langsame Arbeit, und selten gelang

es mir, mehr als vier Arten an einem Tage im Bilde festzuhalten. Krämer forschte und arbeitete fleißig mit den Eingeborenen, die zeitweise aus ihrer Zurückhaltung erwachten zu reger Mitteilsamkeit, so daß viel Schönes zutage kam, je nachdem er die richtigen Leute fand. Die sandige Beschaffenheit jenes Küstenstrichs machte den Weg in die angrenzenden Dörfer für uns möglich, trotz des Regens.

Eine Zeitlang wanderte Krämer fast Tag für Tag nach dem 2 Stunden entfernten Panagundu, wo er gerade gute Forschungsarbeit gefunden hatte. Es war recht ermüdend, täglich vier Stunden unterwegs zu sein, um die übrige Tageszeit angestrengt geistig zu arbeiten. Mir war es außerdem sehr ungemütlich, meinen Mann so allein mit einem Jungen inmitten dieser anerkannt eigenmächtigen, skrupellosen Bevölkerung zu wissen, deren Dorf bis vor kurzem ein Hauptsitz von allerhand Mordtaten und Menschenfresserei gewesen war. Recht froh war ich allemal am Abend, wenn von weitem aus der Wegrichtung ein gewisser Ruf ertönte, der mir meines Gatten Rückkehr anzeigte.



Bild 101. Bei der Arbeit. A. B.

Beobachten und Erleben war jetzt von hoher Wichtigkeit; durch bloßes Fragen bekam man nie viel aus den schweigsam-stumpfen Leuten heraus, die sich vor keiner Lüge scheuten, wenn es galt, sich weitere Auskünfte und Unbequemlichkeiten zu ersparen. Mit dem April trat ein Umschwung im Wetter ein, schon am ersten brach die Sonne verschiedentlich durch, und am 2. April wanderten Krämer, ich und einige Jungens schon wieder in starker Sonne den heißen Weg nach Hamba, wo die Studien seinerzeit unterbrochen worden waren. Es sollte wieder nichts damit werden, denn kaum winkte der schmale, schattige Pfad, der ins Dorf abzweigt, unseren sonnegeblendeten Augen, als uns der Mann Uila daraus entgegentrat mit der Kunde, die

„Sumatra“ sei endlich gekommen und liege wohl jetzt schon in Lámasong. Da hieß es denn auf dem Hacken umdrehen und die 10 Kilometer auf durchglühter Straße in der drückenden Hitze wieder zurückmachen, denn die lang erwartete Post mußte gelesen und beantwortet werden. Wir fanden unsere Herren schon in eifriger Geschäftigkeit, Dr. Schlaginhaufen rüstete sich zur Reise, er fuhr dann mit der „Sumatra“ südwärts und ließ sich in Muliama absetzen, um seine früheren Arbeiten zum Abschluß zu bringen. Nach einem angestrengten Tagewerk, wie es die Erledigung einer umfangreichen Post ergibt, genossen wir die kühlen Abendstunden doppelt an Bord des kleinen Dampfers in Gesellschaft unseres alten Bekannten von früher her, des liebenswürdigen Kapitän Nauer. Er hatte uns zu einem großartigen Mahl geladen, zu dem auch ich aus dem Garten beisteuern konnte; wir saßen dann noch lange um den runden Tisch auf Deck im klaren Schein des südlichen Sternhimmels. —

Diese letzte Zeit steht unter dem Zeichen des Reisens. Da nun mit dem langsamen Ausklingen der Regenzeit an verschiedenen Orten Feste stattfanden, die immer vielen Aufschluß über Charakter und Kultur der Leute geben, so hob für uns ein Wanderleben an, das zwar auch an Unbequemlichkeiten, aber doch weit mehr an Erleben und Genießen reich war.

Am 3. April, am Tage nach der „Sumatra“ Anlaufen, packten wir für eine neue Südtour, da von einem Fest in Kánabu Kunde zu uns gedrungen war. Um 3 Uhr war alles reisefertig. Wir wollten es diesmal etwas bequemer haben und nahmen deshalb unseren Chinesenkoch mit, welche Maßnahme sich jedoch bald als verfehlt erwies. Schon gleich am Kónomofluß, der bei Flut nur mit dem Boot zu passieren ist, fehlte er, und kam erst nach langem Warten, obgleich wir ihn vorausgeschickt hatten. Er war, ohne auch nur zu fragen, nach seinem Lieblingsdorf Panagundu abgebogen. Wir setzten bei Vollmond über das spiegelnde, laue Wasser und kamen noch bis an das Dorf Lámbusso, wo wir in einem Haus am Wege Unterkunft fanden. Der folgende Tag, Sonntag, 4., brachte uns das Wiedersehen

mit unserem Weihnachtsdorf Loásigi, das sich bei Tage nicht minder schön ausnahm, als am heiligen Abend. Wir aßen dort, und ich hatte Gelegenheit, zwei hübsche Fische und Pflanzen zu malen. Auch entdeckten wir an der Bachmündung ein allerliebstes Kinderspiel. Da waren mehrere winzige Männerhausplätze mit Einsteiggabeln und Ziersträuchern von Kinderhand gar sorgsam und niedlich aufgebaut, ein gut gemachtes Spielboot ruhte auf kleinen Astgabeln und war zum Sonnenschutze mit Blättern gedeckt, alles wie bei den Großen. Dann ging es weiter bis Kándan, das an seiner gleichnamigen, sehr schönen Bucht liegt. Das Land muß dort besonders fruchtbar sein, die Pflanzenwelt ist reich und vielgestaltig, viele Fruchtbäume, unter denen die stolzen an Walnußbäume erinnernden Galipbäume auffielen, sind vom Wege aus sichtbar. Von der letzten Wegerhöhung aus überblickt man die ganze Bucht, mehrere Bergkuppen, die hier nahe ans Meer treten, und das Meer mit seinem wechselnden Strand, der Weg selbst mit seinem prachtvollen Pflanzenwuchs gibt den Vordergrund zu diesem hübschen Bilde. (Siehe Bild 40.)

Kándan ist mit einem Flüßchen und einer Quelle gesegnet. Diese wallt wie kochendes Wasser im Topfe in ihrer Steinumrahmung. Das Wasser quillt durch ein Loch im Stein von unten herauf. Es müssen hier, wie an vielen Orten Neu-Mecklenburgs, große Wasserbehälter im Kalkstein sein. Oben auf den Bergen kann sich das Wasser nicht halten, es sickert durch den porösen, gehobenen Korallenkalk, sammelt sich nahe der Küste und kommt in allerhand absonderlichen Quellen, in kurzen, wilden Flüssen und Bächen, in tiefen Höhlen wieder zum Vorschein; vieles strömt erst im Meere aus. Den weiteren Verlauf des Weges, am nächsten Tage, erinnerte ich sehr gut von unserer Ankunftswanderung her. Wieder mußten wir über den reißenden Dálom, den wir mit Baumstämmen notdürftig überbrückt fanden, und über die sechs Bächlein, die so niedlich von Palmen und Ziergrün umgeben, dahinplätschern. Dann der Aufstieg an der Regenecke mit Móroas Fußstapfen, wo wir diesmal trocken blieben. Oben gings weiter durch viele Pflanzungen in drückender Hitze und Sonne. Eine kurze Mittagsrast

hielten wir am feinsandigen Strand von Pésemen oder Bumbuve, ein kümmerliches Dorf, dessen breite, baumumsäumte Strandwege einstigen Glanz verrieten. Der Weitermarsch ging durch felsige Gegenden, oft auf überhängendem Stein, so daß man senkrecht unter sich das Meer sah, das in unheimlicher Bläue durch die Bäume heraufleuchtete. Ein natürlicher Spiegel wurde uns gezeigt auf einem größeren Steinbrocken. Der Stein war oben vertieft, eine Wasserpfütze stand darin mit schwarzem Grund, die einen guten Spiegel abgab, einige kleinere Steine überdeckten sie zum Teil. Den Eingeborenen war der Sinn unseres Spiegels wohlbekannt. Dann kam von dem erhöhtem Wege aus ein Ausblick meerwärts, und im schönen Bogen lag die Bucht von Lémeris mit ihren vielen Dorfteilen, Kokospalmen und Strandfelsen vor uns. Damit war unser Wegziel erreicht. Wir fanden im hochgelegenen Dorfteil Vatnoko, nicht weit seewärts von der Hauptstraße im Busch gelegen, Vorbereitungen für eine Art Toten-Weihefest, man hatte uns also die Wahrheit gesagt. Auf steilem Pfade gelangten wir vom Dorfe aus an den Kalkfelsen hinab zum Sandstrand und waren erstaunt, denselben wild romantischen Ort zu finden, den wir auf dem Hinweg dereinst besucht hatten.

Da waren die bewohnten Höhlen, die Felsenklippen und -tore, die uralten Bäume, die ummauerte Quelle und gleich dahinter der breite, reißende Bach Katampet, dessen Lauf kaum zehn Meter beträgt. Auch unsere damals erworbenen beiden *malanggan*-Schnitzereien standen noch in der Höhle, und es roch nach Sagen und Altertum. Wir nahmen unser leichtes Zelt hier zum erstenmal in Benutzung und brachten den Koch und die Jungen in der größeren Höhle unter. (Siehe Bild 39.) Aus Zweigen und Knüppeln wurde ein Speisetisch gezimmert, gerade vor einer bankartig hingelagerten, breiten Baumwurzel des schattigen Callophyllum, die uns als Sitz diente. Trinkwasser gab der reine Quell und das herrlichste Bad jener rasche, bläuliche Fluß, der sein steiniges Bett zu einer glatten Mulde ausgewaschen und zementiert hatte. Man mußte sich freilich an den überhängenden Baumzweigen gut festhalten, sonst nahm einen das heftige Wasser mit ins Meer in die anrollende Brandung

hinein. Hier unten am Strande war Schönheit, Ruhe und Reinheit, oben im Dorf, unserem eigentlichen Arbeitsplatz, alles Bewegung, Lärm, Menschen und viel Schmutz. Unser Erscheinen hatte die Leute anfangs etwas verstört, doch fanden sie sich bald darein, uns zu ihren Gästen zu zählen und setzten ihre Vorbereitungen fort. Wir hatten, um sie nicht zu stören, an einer Seite des Festplatzes ein kleines Blätterdach für uns machen lassen, von wo man sie beobachten und sich bei Regen zurückziehen konnte.

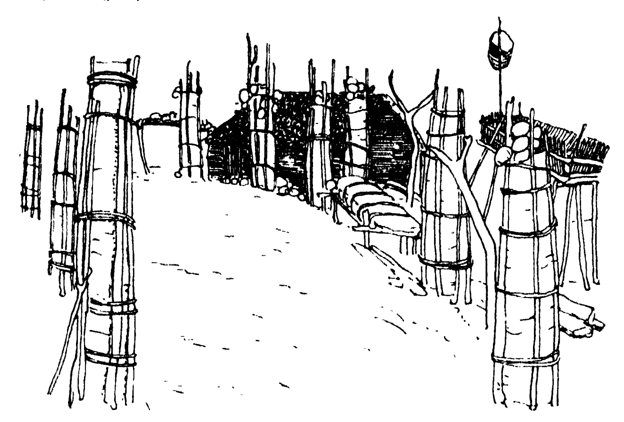
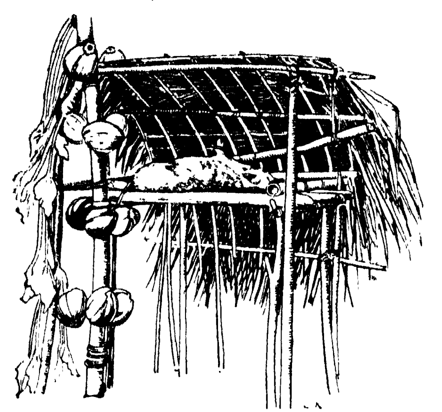


Bild 105. Festaufbau in Lemeris. H. P.

In der Mitte des Dorfplatzes war der früher beschriebene Baumwurzeltisch errichtet, um den man ein großes Gestell aus Baumstangen und Knüppeln gebaut hatte. Daneben stand ein Säulengang von zwei Reihen hoher, schlanker Röhren aus Baumrinde, die außen durch eingerammte Stäbe gestützt waren und in ihrem hohlen Innenraum Taroknollen enthielten. Taro in Massen war auch auf einem großen Gestell aufgeschichtet, und mehr zur Seite, bei den Häusern, waren Verschläge für Schweine, die den Festbraten geben sollten. Man hatte mehr Schweine aufgebracht, als Ställe vorgesehen waren, und etwa sechs dieser armen Tiere blieben während dreier Tage mit den Beinen an den Tragstock festgebunden, eine gedankenlose, große Grausamkeit, die sich auch rächte, da eines der Tiere durch die schlechte Behandlung umkam

und nicht gegessen werden konnte. Zahllose, aufgehängte Bananenbünde zierten den Festplatz, dessen Anblick wohl angenehme Vorgefühle in der Brust des Kanakers erwecken mochte. Nach Nordosten zu fiel die



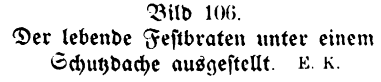


Bild 106.
Der lebende Festbraten unter einem Schutzdache ausgestellt. E. K.

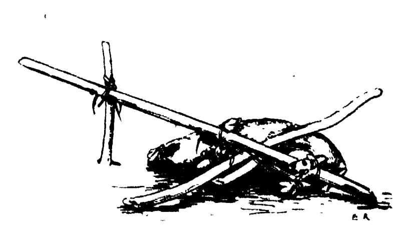


Bild 107.
Gefesseltes Schwein.

Plattform des Dorfplatzes senkrecht ab, und hier war eine großartige Meeresaussicht. An dieser Stelle hatte man inmitten eines steinmauerumgebenen Platzes ein Dach errichtet, an dessen linker Seite ein wellig geschwungener Stabrost mit Seitenwänden einen schmalen Raum bildete. Der größere Platz unter dem Dache war noch leer. Es war der Weiheplatz für die Knaben, für die das Fest den Eintritt ins Leben bedeutete. Die hintere Steinmauer stieß an einen anderen umfriedigten Platz. Wir sahen durch die Zierbüsche einige Hütten, doch wollte man uns den Weg, der dorthin führte, nicht gehen lassen, das Geheimnis des Festes war dort. Um die Leute nicht zu beunruhigen, drangen wir nicht weiter vor, und da es erst gegen 9 Uhr morgens war, machten wir uns an einen Rundgang durch alle Dorfteile, die weithin über die Halbinsel ausgedehnt zwischen üppigem, schönem Waldwuchs verteilt lagen. Die meisten Häuser waren oben, auf der Höhe der Korallen-

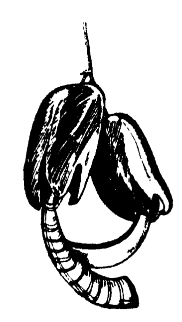


Bild 108.
Türschellen.

stufe, einige wundervoll mit Ausblick auf das Meer, andere inlands zwischen hohen Bäumen.

In den Männerhäusern findet man zuweilen Glocken aus harten Fruchthülsen mit Eberzähnen als Klöppel darin. Sie sind unauffällig in den Dachblättern des Eingangs verborgen und klappern bei der Berührung laut und kündigen so den Eintretenden an. (Siehe Bild 108).

Bei dem Dorfteil Sampéngga stießen wir auf eine große Trauerversammlung. Die Männer saßen mit dem Antlitz dem Meere zugewendet, die Weiber buschwärts blickend bei den Häusern zu zwei größeren Haufen geordnet. Der Tote, namens Laúndu, war am Abend vorher gestorben und schon in der Morgenfrühe ins Meer versenkt worden. Das Männerhaus lag ganz nahe und herrlich auf senkrecht abfallendem Felsen etwa 20 m über dem Meere. Ein zuckerhutartiger Felsbrocken im Wasser, Sepatlurunggong genannt, wurde als Wohnung des dem Verstorbenen heiligen Haifisches Saveról bezeichnet, in ihn war nun die Seele des Laúndu eingezogen. Der Dorfteil Uri lag unten am Sandstrand. Von dem in einer Felsbresche hinunterführenden Wege wichen wir einmal, der schönen Küste halber, ab und fanden zwischen seltsam zerklüfteten Felsen einen ummauerten Zauberplatz, das Gebiet der Regenmacher. Solche Regenmacherplätze, *márandan* genannt, hatten wir schon verschiedentlich angetroffen, doch noch niemals einen von dieser Größe und Feierlichkeit. Es waren da verschiedene ummauerte Vorhöfe, und erst im innersten, hart am Felsen gelegenen, waren die grabhügelförmigen Tische mit den großen Tridaknamuscheln, in denen hie und da Schädel und Knochen verstorbener Menschen ruhten. Wohl an vierzehn solcher viereckigen Gebilde zählten wir; einige waren ganz neu und hatten glänzend weiße Muscheln; die meisten verrieten ein hohes Alter, und ihre Muscheln und Knochen waren grün bemoost und angelaufen. In der Mitte war etwas wie ein großer, überdachter Altar, dessen wagerechte Platte fest mit Kokoswedeln bedeckt war. Wir hoben einige an der Seite auf und sahen viele keimende Knollen der heiligen Ingwerart, die bei allen Festen und Kultgebräuchen eine Rolle spielt. Unsere Begleiter waren bei der äußeren Mauer

zurückgeblieben. Sie fürchteten, daß durch unser unerhörtes Eindringen der Zorn des Regenmachers geweckt, daß Regen kommen und ihr Fest verderben würde. Erst eine dem zurzeit abwesenden, wichtigen Manne versprochene Gabe beruhigte sie. Doch nachträglich muß ich

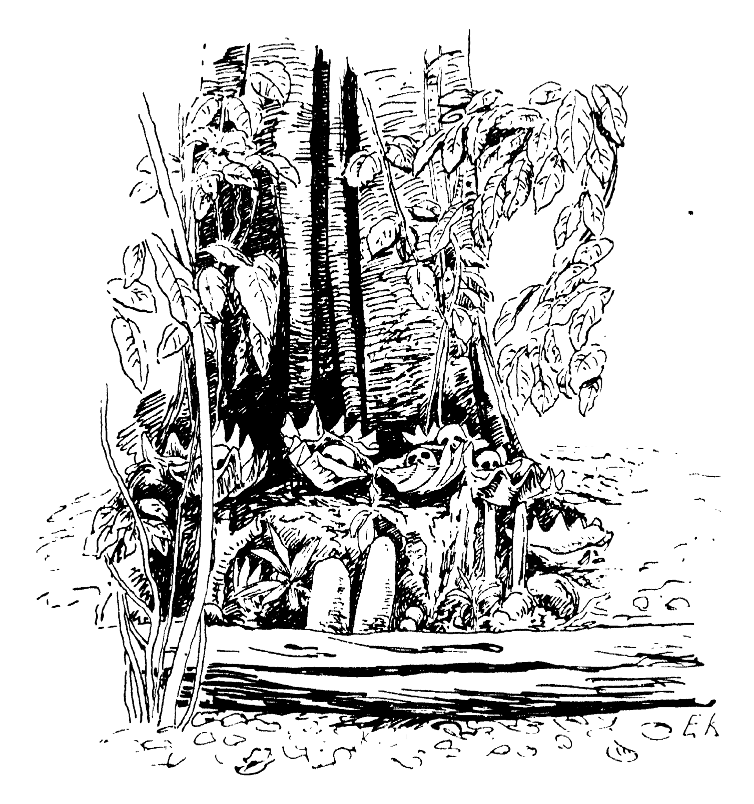


Bild 109. Regenmacherhain in Lámasong.

hier zugeben, daß uns dieses Eindringen sowie auch unsere von uns durchgesetzte Teilnahme am Fest leicht hätte übel bekommen können, wenn die Leute sich gegen uns erbittert hätten, wozu man ja mitunter unwissentlich Anlaß gibt. Zu unserem Glücke blieben sie ruhig.

In Lámasong, wo die Regenmacherhaine fast noch besser gehalten waren, gelang es, die Namen der einstigen Besitzer der Schädel festzustellen, die nun als Geister eine Vermittlerrolle spielen sollen. Das Bild 109 zeigt, wie jeder Schädel sorgsam in eine bei Regen sich mit Wasser füllende Muschelschale gelegt ist, und die zwei länglichen Tarosteine im Vordergrund stellen die Verbindung mit dem feuchten Boden dar, in dem der Taro gedeihen soll.
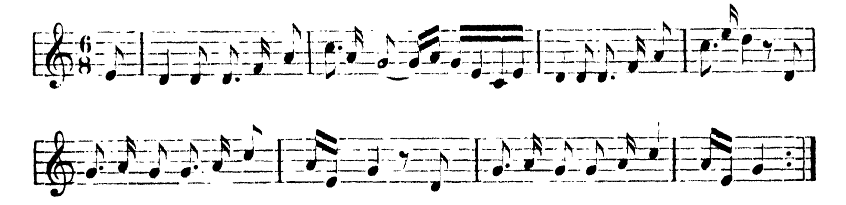
In der drückenden Hitze der Mittagsstunden kehrten wir heim zu unserem Strande und konnten gleich nach dem Essen unsere Entdeckungen in nächster Nähe fortsetzen, lebten wir doch an einem geheiligten Sagenplätze, und die ausgehöhlten Felsen hinter unserem Flusse wiesen sonderbare Tropfsteinbildungen auf, die man ohne viel Mühe als die verschiedenen, abergläubisch verehrten *maséle*-Tiere erkennen konnte. Es hoben sich da, durch die mattviolette Färbung von der gelben Felswand unterschieden, drei Tropfstein-Tiergestalten ab, ein kleinerer, vollständiger Fisch, der Kopf eines Haies und ein Vogel. Niemand von den Eingeborenen wagte es, in dem raschen Flusse zu baden, der diesem Felsen entströmte, aus Furcht vor den Dämonen der in Stein gebannten Tiere. Nur der etwas spärliche Abfluß der ummauerten Quelle, weiter dorfwärts, diente als Badeplatz. Hierher kamen am Festtage die Schönen des Dorfes und wuschen sich für das Fest; die Seifenstückchen, die ich ihnen anbot, wurden mit Freude genommen und benutzt.

Am Nachmittag des 6. April machten die Männer einen Tanz mit Bambusspeeren, die, oben mehrfach gespalten, beim Schütteln ein knatterndes Geräusch machten. Der Tanz war allzu ruhig, bot wenig Überraschendes und wurde zudem für unser Auge verdorben durch die teilweise Bekleidung der Tanzenden mit europäischen Schundsachen. Mehrere Musiker kauerten am Boden, sangen und schlugen die hölzerne Stoßtrommel, die nie fehlen darf. Ich erinnere mich noch der einen Melodie, deren Text etwa klang wie: „Ach wie schön, ach wie schön, drei Paar Schuh!“ in steter Wiederholung.

Später traten von der gegenüberliegenden Seite die sauber gewaschenen, kunstvoll bemalten Weiber an (Waschblau schien als ver-

schönernde Schminke eine Rolle zu spielen) und machten, in Reihen geordnet, einige ihrer netten, zierlichen Schreittänze mit taktgemäßer Kniebeuge, wobei die Hände Blätter oder Federbüschel halten. Hahnenfedern, besonders weiße, sind ein sehr beliebter Schmuck, und mir schien es oft, als ob die Hähne nur wegen ihrer Federn gehalten würden. Bei Festen sind sie alle ihres Schwanzes beraubt, und später sieht man sie dann mit den kurzen, hervorsprossenden Federhülsen herumlaufen. Die Hennen mit ihren Küken führen ein schweres Leben, gefüttert werden sie nicht, und diesen armen Müttern bleibt von dem Nachwuchs selten mehr als ein oder zwei Stück, da die Schweine die kleinen Tiere verfolgen und fressen. Zu Nahrungszwecken dient das Huhn dem Kanaken höchst selten.

Die Tanzgesänge waren hübsch und eigenartig, man sagte, sie stammten von der Insel Tabár. Es ist für unser anders gewöhntes Ohr schwer, sich die Melodien einzuprägen, es werden da allerhand Schnörkel und Schwankungen der Töne angebracht, die sich nicht mit Noten wiedergeben lassen und doch ihre feste Regel zu haben scheinen. Eine hübsche, flotte Weise habe ich mir annähernd merken können, indem ich sie oft mitsang. Sie geht ungefähr so:



Die Farbigen singen überall, wo ich hinkam, mit einer Art Bruststimme derb und stark bis in die Höhe und ohne Hauch im Ton. Sie lachen über unsere weicheren Töne und machen sie belustigt nach. Manche von den Lémeris-Damen krähten ziemlich stark. Ich erinnere mich da besonders an die häßliche, ringwurmbeladene Frau des Häuptlings, deren verzogenes Söhnchen so viel wie möglich den Tanz störte durch Hineinlaufen und Sichanhängen an die Mutter. Allerliebst war dagegen ein kleines Mädchen, das nebenbeistehend andächtig lauschte und

dann die Tänze und Gesänge mitzumachen suchte mit reizenden, weichen Bewegungen.

Der 7. April war nun schon ein richtiger Festtag. Prachtvoller Sonnenschein ließ das Meer glänzen und die Insel T a b á r duftblau herüberleuchten. Gleich nach Mittag begannen die Tänze von neuem. Erst ein Männertanz mit Speeren, *rasale* genannt, ähnlich wie gestern, nur hatten sich die Tanzenden noch mehr verunstaltet durch Trikotjacken, Hüte usw. Eine Art Hochruf begrüßt die Weiber, die, bedeutend heftiger bemalt, in feierlichem Schritt antraten. Man sah

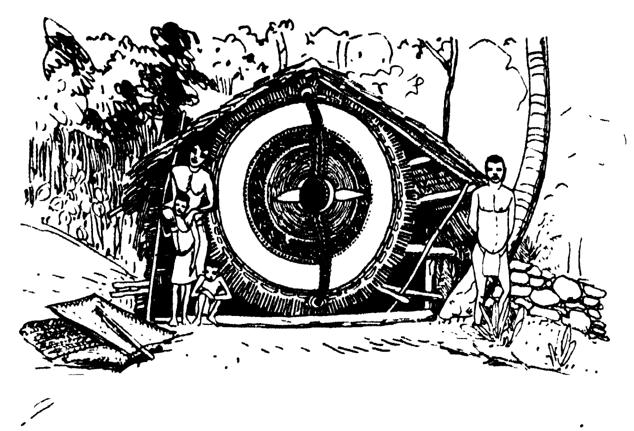


Bild 110. Sonnen-Malanggan. H P.

ihren Gesichtern an, daß sie sich für unwiderstehlich hielten in ihrer blauen und roten Schminke, die in Streifen und Bogen die dunklen Gesichter bedeckte. Die Bezauberung der zuschauenden Männer hinderte jedoch nicht, daß diese die Weibertänze nach kurzer Zeit ziemlich unhöflich abbrachen, da sie nicht länger aufs Essen warten wollten. Es fand dann ein ausgiebiges Gelage in Bananen statt. Wir benutzten diese Zeit vollster Vertiefung in die Sache, um zu dem geheimnisvollen Platz vorzudringen, der, von Steinmauern umgeben, hinter dem Knabenweiheort lag. Da stand in dem sauber gekehrten Hof ein kleines Männerhaus, die Giebelseite dem Eintretenden zugewandt, und diese Giebelseite war völlig ausgefüllt von einer großen, in prächtigen

Farben erglänzenden Scheibe aus genähtem Flechtwerk, etwa wie ein riesiger Hut, mit offenem, hervortretendem Mittelteil. Der Rand zeigte noch die Stäbe des Gerüstes, die sonnenförmig ausstrahlten und mit feinen Streifen von Farnblättern durchflochten waren. Die Hauptfarben waren schwefelgelb und weiß mit schmalen, roten Zierstreifen. Dieses auffallende Gebilde, eine andere Art von Malanggan, darf von keiner der Frauen gesehen werden. Dränge eine unbefugt in den Hof, so würde sie erdrosselt, sagte man uns (bei mir machten sie Gottlob eine Ausnahme!). Das Ding entsteht langsam unter mancherlei Festen, Schweine- und Bananenessen, und, kaum zu voller Pracht gediehen, und nur kurze Zeit von den Männern bewundert, wird es den Flammen übergeben zur Ehre dessen, der in diesem Fest verherrlicht werden sollte. Krämer hat alles mögliche versucht, um diese merkwürdige Sonne zu erwerben und zu retten, es war unmöglich, und ich tat recht daran, daß ich mich sofort hinsetzte und sie malte, während Krämer die Neugierigen, die mir zuschauten, ausfragte nach der Bedeutung der einzelnen Teile und des Schmuckes. Ich war kaum mit meiner Arbeit fertig, als ein tiefer, ruhiger Gesang vom Festplatz herüberklang und uns dahin zurücklockte. Dort nahte sich feierlichen Schrittes ein Zug von Männern, die sich auf das Steingehöft der Knaben zu bewegten. Einige trugen rote Drazänen, andere hellgrüne und bunte Ziersträucher wie Strelitzien, Kroton, und wieder andere merkwürdig geschnitzte und bemalte Holzteile, etwa armlange, dickliche Knüppel, deren beide Enden in Fischköpfe ausliefen. Es waren die Sitze für die Knaben, und unter dem Ausstellungsdach wurden sie an zwei eingerammten Stöcken erhöht angebracht, auch der wellige, gegitterte Seitenraum erhielt einen Sitz, und die Pflanzen wurden zwischen den Sitzen in die Erde gesteckt. Daß die Leute noch etwas anderes in die Erde versenkten, merkten wir nicht, so geheim wurde es gemacht; doch fiel es mir auf, daß sie irgend etwas Geheimnisvolles trugen, was dann nachher verschwunden war. In feierlicher Anrede werden die Geister von Verstorbenen angerufen, Muschelgeld erscheint als Bezahlung für die Sitze und wird auf ihnen niedergelegt, oder an Dachsparren aufgehängt. Damit war für

diesen Tag alles beendet, wir kehrten an unsern Strand zurück. Es war Vollmondzeit, und nachts kamen Züge von Menschen aus allen umliegenden Dörfern und weit vom Gebirge her und verherrlichten das Fest mit ihren Tänzen und Gesängen. Krämer stieg noch in der Nacht hinauf und sah die Männer von Kanambu und Lumbuan tanzen, es war immer dieselbe eintönige Weise, aber man versicherte ihm mit Begeisterung, daß es überaus schön sei. Auch unsere braunen Diener waren oben und blieben diese und die folgenden Nächte wach; in der Vollmondzeit braucht der Kanake keinen Schlaf, der Mond erregt und beglückt ihn.



Bild 111. Die Knabenweihe. A. B.

Am Donnerstag, den 8. April, war der Höhepunkt des Festes, die Opferschweine wurden erwürgt, ihre Haare auf raschem Feuer abgesengt, und schon früh lagen sie auf dem Aufbau des Baumwurzeltisches ausgestellt. Die festlich bemalten und mit Federn und Blättern

geschmückten Knaben, darunter ein Jüngling, bestiegen die *agonin*-Sitze (denn das ist der Name der bemalten, fischköpfigen Holzstücke). Einige der Neulinge waren noch sehr klein und schlank, die Väter standen dabei und hielten sie; der größte von ihnen, ein schön gewachsener Jüngling, nahm im besonderen Stabrostabteil Platz, und nun saßen sie eine Weile und wurden von allen Seiten bewundert. Hierauf begab sich ein Mann auf das Gerüst mit den Schweinen, schwang seinen Speer, stieß kurze, laute Worte aus und eilte herab. Ein zweiter folgte, dann wieder einer; immer war es ein naher An-



Bild 112. Das Ausrufen der Schweine. II. P.

gehöriger eines Knaben, der mit dem Kinde aufs Gerüst stieg und für ihn ausrief. So wurden alle Knaben nach oben genommen, und ihr Vater oder Oheim sprach für sie. Zuletzt erklomm ein noch junger Knabe allein den Wurzeltisch und rief mit seiner schrillen Kinderstimme unter heftigem Speerschwingen seine Worte zum großen Vergnügen der Versammlung. Ich malte ihn später aufrecht vor seinem Sitz, den er nicht wieder besteigen durfte.

Immer noch wurden Schweine getötet und gesengt. Plötzlich stürzte der Häuptling T u r a p, der früher in Samoa war, durch die Säulenreihe, oh, — oh, — oh! rufend, dann stieg er eilig

auf den „Tisch“, wo sein Sohn war, ergriff ihn am Arm, an dem er ihn unter Oh-Rufen hochzog, und trug ihn so nach unten. Er kehrte hierauf allein auf den Tisch zurück und rief die Schweine aus. Gegen 10 Uhr fand die Essensverteilung statt, die schnell vor sich ging, und bald enteilte jeder glückliche Empfänger mit seinem Ergatterten, um es vollends zuzubereiten. Auch die inneren Teile der Tiere, ja selbst die Därme gelangten zur Verteilung, nachdem sie gewaschen waren; ich brauche kaum zu sagen, daß diese Anteile den Frauen zufielen, die immer von den Männern übervorteilt werden, obgleich sie es sind, die die Schweine großziehen. Auch wir erhielten unser Stück Festbraten und fanden es wieder ausgezeichnet im Geschmack.

Am nächsten Morgen, dem 9., wurde die große *målanggan*-Sonne nun doch verbrannt, zusammen mit einigen Andenken des Verstorbenen, dem die Sonne galt, wie Schleuder, Korb, Frauengürtel, einer Matte und anderem. Alle Bemühungen, das *målanggan* zu erhalten, blieben fruchtlos, dagegen gelang es, eine andere Merkwürdigkeit zu erwerben. Am Boden neben den Knabensitzen mußte unter Bananenblättern etwas verborgen worden sein, eben jene geheimnisvollen Gegenstände, die wir beim feierlichen Zuge nicht hatten erkennen können. Wir suchten und entdeckten im Versteck zwei kleine, nierenförmige Kalkschalen vergraben, die gelb und amarantrot bemalt und mit einem Kranz von weißen Federn geschmückt waren. Man tat auch mit ihnen sehr wichtig, doch nach einigem Sträuben wurden sie hergegeben. Erst später in Lelet erfuhr Krämer von den Verfertigern, daß

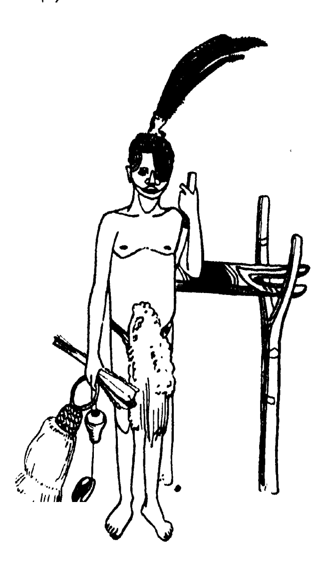
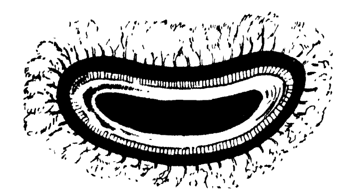


Bild 113. Geschmückter Knabe nach der Weihe. H. P.

es Glückbringer sein sollten, viel Essen, viel Geld und viele Kinder sollten sie den Neulingen im Leben verschaffen.

Der 10. April, ein Samstag, wurde von uns zu einem Ausflug nach Süden benutzt, er war heiß und ohne Luftbewegung und machte mich sehr müde. In dem Dorfe Pénatnkin trafen wir einen Mann bei Anfertigung eines Flecht-*málanggans*, einer Sonne von länglicher Form, das ich, so gut es gehen wollte, skizzierte. Auf unsere Bitte um Wasser führte man uns auf schmalem Pfade einige wenige Schritte landwärts vom Weg ab an einen breiten Höhleneingang mit vielen Tropfsteinbildungen. Wie ein großes Rohr von 10 m Durchmesser



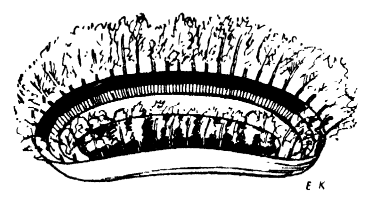


Bild 114. Kalkschalen mit Federschmuck.

führte das Loch mit 45° Senkung etwa 20 m in die Tiefe hinab, und unten floß ein herrliches Wasser aus dem Fels, das gleich wieder im Stein verschwand. Es war die Höhle Móromon, ein großartiges Naturgebilde. Wir gingen bis zu dem Dorfe Tápanot, das am Sandstrand des Meeres lag, und kehrten am selben Abend zurück. Damit war unser Aufenthalt in Lémeris beendet.

Am folgenden Morgen, Sonntag, den 11., wurde zusammengepackt und alles für eine Reise in die hohen Bergdörfer des Leletgebirges bereitet. Es war der Ostersonntag, aber das wußten wir damals nicht, sondern merkten es erst nach unserer Rückkehr in Lámasong. Als wir gegen Mittag fortgehen wollten, meldete sich der Koch, A Tun, krank, er hatte einen seiner Malariaanfälle, glaubte aber bald nachkommen zu können. Wir wanderten also wieder nordwärts, nachdem wir einen der Soldaten namens Márunga und die nötigsten Sachen beim Koch zurückgelassen hatten, und nächtigten wieder in Kándan, die Dörfer unterwegs boten gar zu schlechte Unterkunft. Der Koch

kam weder am selben Abend, noch am Morgen des nächsten Tages, der sich in seiner sonnigen Frische gar gut zu dem Ausflug geeignet hätte. Wir mußten warten. Ich zeichnete etwas am felsigen Strande. Krämer fand gutwillige Erzähler und ließ sich von ihnen gewisse Feste, die bevorstanden, im kleinen vormachen und aufbauen. Wir besuchten auch die Quelle des großen, wilden Flusses Dálom, der 600 Meter vor seiner Mündung als Strom aus dem überhängenden Felsen bricht, inmitten eines kleinen Buschtales. Die blaue Farbe des Flusses, das dichte Grün seiner Ufer und



Bild 115. Felsiger Strand bei Kandan. A. B.

die behängten Felsen machen eine zauberische Landschaft aus der Stätte. Gegen Abend kam endlich der Koch, aber unsere Jungen hatten inzwischen so viel Angst vor der kalten Bergtour angesammelt, daß sie dem Marsch in jeder Weise entgegenarbeiteten: alle anwesenden Dörfler mußten uns etwas Schreckliches von jener Gegend erzählen, kein Wasser sei da oben, die Wege kaum zum Gehen und dabei eine Kälte zum Erfrieren. Die Verspätung, Abnahme unserer Lebensmittel, der kranke Koch und manches andere ließen uns wirklich für diesmal von der Reise ins Lelet-Gebiet abstehen; wir wanderten nördlich bis Katéndan und beschlossen, von hier die Vorberge zu besteigen. In einem Bootshause, nahe dem Strande, verbrachten wir eine ziemlich schlaflose Nacht. Katéndan liegt an einem wasserreichen, von Kroko-

dilen bewohnten Flusse. Die Tiere pflegen nachts in das Meer zu wandern, besuchen auch oft den Strand, denn man zeigte uns noch die Höhle am Fluß, wo vor einiger Zeit ein übernachtender Fischer von einem solchen Untier verspeist worden war. Dies bildete freilich eine Ausnahme hierzulande, denn die Krokodile galten dafür, daß sie vorwiegend auf Schweine und Hunde gingen und waren von den Eingeborenen kaum gefürchtet. Unser offenes Bootshaus lag nahe am Strande, ein Krokodil hätte trotz der Kisten, die wir vorstellten, leicht eindringen können. Der Schlaf war daher nur gering, Revolver und Gewehr lagen bereit, dabei rauschte die nahe Brandung ungeheuer laut, mikroskopisch kleine Sandfliegen drangen ins Moskitonetz und quälten uns durch stark juckende Stiche, kurz, wir waren froh, als der Morgen nahte und erhoben uns schon um 5 Uhr. Bei einem späteren Aufenthalte erwies sich unsere Vorsicht als gerechtfertigt, ganz nahe der Hütte bei der Mündung eines kleinen Wassers zeigte man uns im Sande die Spur eines großen Krokodils, eine eingegrabene, vom Schwanze herrührende Wellenlinie, und abwechselnd rechts und links davon die Abdrücke der Füße. An jenem Morgen des 14. April war es noch zu dunkel, um so etwas zu erkennen. Bei leisem Regen brachen wir auf, unsern Koch wieder zurücklassend, und wanderten tapfer inlands. Der Weg war das Schrecklichste, was ich je an Wegen erlebte, er führte, so lange er nicht aufstieg, andauernd durch tiefen, zähen Lehmschlamm. Mehrere Male tauchte der Fluß auf und mußte zweimal auf schrägem, von Feuchtigkeit schlüpfrigem Baumstamm überschritten werden. Der Aufstieg geschah in einem trockenen Bachbett über spitzige, kollernde Steine. Eine kurze Rast machten wir an einem sonderbaren Brünnlein, namens Tángguganq, das munter aus dem Steine fließt, einen kleinen Fall bildet und gleich darunter wieder im Felsenbecken verschwindet, da der Lauf unterirdisch fortgesetzt wird. Gegen ½10 war das erste Dorf Buä erreicht, die letzten Schritte auf den schräg ansteigenden, schlammigen Wegen, die vom Benutzen tiefe, schmale Rinnen hatten, waren schrecklich, unser beschuhter Fuß konnte sich nicht halten und rutschte immer wieder zurück. Die Leute könnten mit geringer Mühe die Wege verbessern oder

neue anlegen, aber von selbst tut so etwas kein Eingeborener. Als wir dann einmal da waren, gefiel uns Buä nicht übel, es bestand aus mehreren, stattlichen Dorfteilen mit leidlich guten Häusern. Einige zeigen schon die Art der Gebirgsdörfer, obgleich Buä noch verhältnismäßig tief liegt, etwa 250 m. Diese Hütten sind der kühleren Temperatur wegen sehr dichtwandig, das Runddach ist bis auf die Erde gezogen, die Tür, die es an einer Seite unterbricht, ist sehr niedrig und erlaubt den Eintritt nur in kriechender Stellung. Andere, mehr viereckige Häuser gleichen den am Strande gebräuchlichen, es gibt da große und winzige, aber fast alle haben feste, undurchlässige Wände,



Bild 116. Das Inlanddorf Buä. H. P.

während bei den Strandhütten die Wände aus Stäben oder aus breitgeklopftem Bambus der Luft freien Zutritt gewähren. In dem Dorfteil Mamáu war ein ungeheuer großes Essensgerüst aufgebaut, ein *agónin*-Fest stand in Aussicht, bei dem junge Mädchen ausgestellt werden sollten, und allerlei Vorbereitungen waren im Gange. Es hatten sich Leute, die von auswärts zugereist waren, gegenüber vom Essensgerüst eine Hütte errichtet, um dort während des Festes zu wohnen. Sie war luftiger gebaut als die Dorfhütten und durch ihre Neuheit noch sauber, so daß wir keinen passenderen Aufenthalt für die zwei Tage unseres Dortseins finden konnten und uns im Hause einrichteten. Zum erstenmal lebten wir mehr als einen Tag in einem großen, unberührten Inlanddorf und konnten das Leben in ganz anderer Weise

beobachten als auf gelegentlichen Wanderungen. Ganz in unserer Nähe war das Haus, darin die Schönen für ihr Fest vorbereitet wurden. Schon von weitem war die längliche Hütte auffallend durch die reichen Behänge von feingeschlitzten Kokoswedelhälften, die gleich Fransen über die zwei Türöffnungen hingen. Den Innenraum teilten viele kleine Verschläge aus Bambus, den Kojen im Zwischendeck der Ozeandampfer nicht unähnlich, die ebenfalls durch Kokoswedelfransen geschmückt und den Blicken etwas entzogen waren. Hier wohnten schon seit längeren Wochen etwa acht junge Damen im Alter von sieben bis sechzehn Jahren, die dort bleichen und fett werden sollten. Sie durften bei Tage das Haus nicht verlassen außer bei dringenden Notwendigkeiten, wobei dann eine starke Regenmatte sie vollständig verhüllte. Sie waschen sich in dieser Zeit nicht, bekommen viel und gutes Essen geliefert, und wenn abends beim Schein eines Feuers und der Sterne die Männer unter Gesängen um die dumpftönende Stoßtrommel gehen, kommen sie hervor, bilden in der Nähe der lichten Glut einen Kreis und machen ihre Tanzgesänge, oder sie schreiten stumm zu den Liedern der anderen. Die jungen Dinger trugen dabei rings um die Hüften kurze Baströckchen, deren Fransen kaum eine Handspanne an Länge übertrafen und wie eine etwas verunglückte oder ausgewachsene Ballettkleidung anmuteten.

Nahe dem Dorfe war eine gute Quelle in tief ummauertem Becken, eine Riesenarbeit, die irgend ein starker, großdenkender Vorfahr dieser trägen Leute angelegt und durchgesetzt haben mochte. Wir hatten also gutes Trinkwasser, ein geschütztes Bad in der reinen, frischen Waldluft, und dann kam zu unserem großen Glücke auch noch die Sonne durch, die alles noch einmal so schön erscheinen ließ. Die schon erwähnte große Bank, in etwa 6 qm Fläche mannshoch von der Erde errichtet, ein Riesentisch für das kommende Festessen, kam uns jetzt sehr gelegen zum Sonnen unserer feuchtgewordenen Sachen. Als dann später das aus warm duftendem, frischem Taro bestehende Abendessen verzehrt war, die weißen Mückenvorhänge des nun trockenen Lagers einladend und tröstlich im Hintergrund des Hauses leuchteten, war alle Unbill des häßlichen, feuchten Aufstieges vergessen. Mit Eintritt der Dunkel-

heit begann ein fröhliches Leben auf dem Dorfplatze. Vor allen Hütten saßen die Menschen rauchend und plaudernd, bald erglänzte hie und da Feuer, und beim Scheine eines größeren brennenden Holzhaufens wurde die geliebte Stoßtrommel in Tätigkeit genommen, die wie ein mittelgroßes, zweiköpfiges Tier mit ihrem Rückenschlitz friedlich auf ihren Steinfüßen ruhte und beim kurzen Anstoß des Stockes hohl und tief dröhnte.

Der Klang dieser *garamut*-Trommel prägt sich dem Besucher Melanesiens unvergeßlich und stark ein als stimmungsreicher Ausdruck der Festesgefühle seiner Bewohner. Stunden- ja nächtelang können diese dumpf-rhythmischen, kurzen Stöße aus dem gehöhlten Holz ertönen, als Begleitung der Tänze, zu frohen oder traurigen Gesängen, dem Kanaken unentbehrlich bei Festesfreude und Totenklage. Der Weiße ermüdet bald daran, kann den „Stumpfsinn“ kaum noch mit anhören, der Melanesier kann nie satt daran werden und kein Ende finden.

An diesem Abend in Buä war rege Beteiligung. Höchst unterhaltend waren mehrere kleine Bengel, welche die drolligsten, übertriebensten Wendungen und Sprünge bei ihren Tänzen ausführten. Die Melodien waren noch reicher und eigenartiger als die in Lémeris gehörten. Wieder gelang es uns trotz größten Aufmerkens und aller Mühe kaum je, sie ganz richtig nachzusingen oder in ihren genauen Tönen festzustellen. Scheinbar wild und regellos sind Schnörkel angefügt, und die Stimme schwankt in unbestimmten Modulationen herum, da aber alle Sänger genau einstimmig dieselben Koloraturen vornehmen, so kann von regelloser Willkür keine Rede sein. Viele dieser Lieder sind neu und haben einen Text mit pidjin-englischen Worten darin, andere, ältere, zeigen die urechte Art des Landes und Volkes. Letzteres traf besonders zu bei den Weiber-Tanzgesängen, die fast durchweg in Moll gehalten waren. Die Frauen bildeten dabei einen Kreis für sich, alle Gesichter waren nach innen gekehrt, und unter gemessenen Armbewegungen und Kniebeugen rückten sie langsam seitlich schreitend im Kreise herum. Plötzlich schwieg der Chor, eine Einzelstimme sang eine Art von Rezitativ oder Tendenz mit Mut und Kraft, dann fielen alle in die Melodie ein und sangen die kurze

Strophe in steter Wiederholung. Ein und das andere ernst-traurige Lied erweckten in mir die Vorstellung von dem einförmigen, lastenreichen Leben dieser Weiber, denen die Männer alle Vorrechte genommen haben, die in einer von Feuchtigkeit übersättigten Bergwaldregion unter häufigen Regengüssen fröstelnd, unbehaglich ihre schwere Feldarbeit tun müssen. Der große Gegensatz zwischen diesem tätigen Leben der Weiber und dem faulen Genußdasein der Männer, die ich in Buä während der verschiedenen Tageszeiten sich räkelnd und gähnend in den Türen und auf Ruhebänken gesehen hatte, ließ mich besonders stark für die Frauen fühlen. Ich steckte ihnen manche kleinen, ach, wie bescheidenen, Genußmittel und Sachen zu, ein paar Zigaretten, kleine Zucker- oder Schokoladenkrümel, etwas Zwieback oder ein paar Glasperlen, und da hatte ich zum Abschied das ungewohnte Erlebnis, daß die dankesfremden, zurückhaltenden Melanesierinnen mir nachriefen und eifrig winkten, eine Art dankbaren Scheidegrußes!

Donnerstag, der 15. brach an mit dem herrlichsten Wetter, das jedoch am Nachmittag wieder umschlug, und bei einem trüben, regendrohenden Himmel unternahmen wir den Aufstieg nach Dorf Tégerot. Einmal mußten wir wieder 100 m tief hinab zu einem Bachbett, namens Batangeis, das mir wegen seinen glatt geschliffenen, wagenradspurähnlichen Korallenmulden von größerer Breite besonders in Erinnerung blieb. Auf der anderen Seite dieses Baches ging es am Hang hinauf durch schönen Busch. Auffallend waren unterwegs die vielen, blühenden Waldpflanzen, die bei dem Stranddwuchs fehlten, oder weit kümmerlicher auftraten. Ausgedehnte Pflanzungen zeigten auf etwa 400 m Höhe die Dorfnähe an, und bald kamen die ersten, niederen Hütten des Dorfes Lili in Sicht. Hinter Lili war ein kleiner Hügel mit wenig Pflanzenwuchs. Da hatte man schöne Aussicht auf das Meer, auf die Inseln Tabar und Tatau, welche letztere gerade

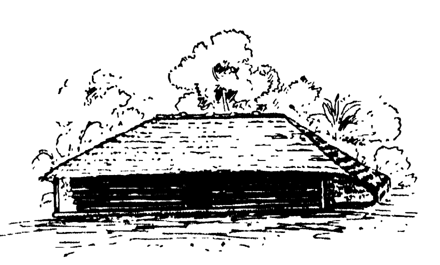


Bild 117. Hausform in Tégerot. E. K.

nordwärts lag. Als wir dann den 500 m hoch gelegenen Flecken Konamlám erreicht hatten, trafen Klänge eines Weibertanzes unser Ohr. Zuerst wollten die tanzenden Schönen entfliehen bei unserem Anblick, sie blieben dann auf Zureden und gingen im Kreise weiter, wobei ab und zu einzelne außerhalb des Ringes gesondert tanzten. Ich glaubte einige der Melodien vom Lémerisfest wiederzuerkennen, doch war der Takt verändert worden; statt im 6/8 sangen sie im 4/4 Takt.

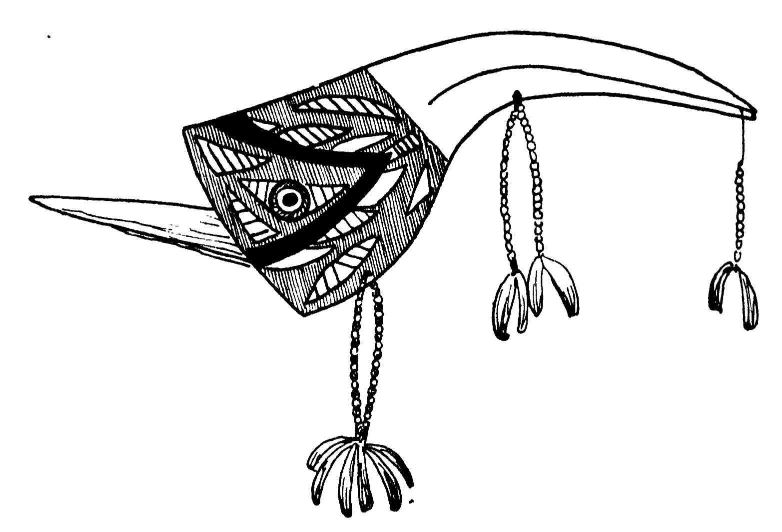


Bild 118. Geschnitzter Nashornvogelkopf. H. P.

Um 6 Uhr traten wir wieder den Rückweg an und erreichten wieder Mamau nach mühsamem Abstieg bei Regen und Dunkelheit. Wir hatten in dieser Nacht eine schmerzliche Überraschung, es regnete uns ins Bett, weil das Dach einem heftigen Regensturz nicht standhielt. Auch am folgenden Morgen drohte der Himmel mit Regen, und, nachdem der Vormittag noch zu Erkundigungen ausgenützt worden war, machten wir uns am Nachmittag auf den Heimweg. Nach einem durch die nächtlichen Regengüsse sehr erschwerten Abstieg und Waten im tiefsten Schlamm kamen wir Freitag Mittag wieder in Katéndan an der Küste bei unserem Koch an, der für einen guten Milchreis ge-

sorgt hatte. Sein Fieber war glücklich überwunden. In dem Schatten unserer Hütte saß ein eingeborener Künstler beim Schnitzen von Nashornvogelköpfen, die er bemalte und an einem Gestell zum Trocknen aufhing. Nach der Mahlzeit packten wir zusammen und erreichten bei völliger Dunkelheit Panagúndu, wo wir zu unserem Kummer ziemlich ungewaschen zur Ruhe gehen mußten. Es war die Zeit der großen Niedrigwasser, bis weit hinaus war das Meer trocken gefallen, ganz in der Ferne sah man die Leute mit ihren Fackeln auf dem Riff fischen. Süßwasser, das man nicht in genügender Menge geholt hatte, bevor das Meer ebbte, war nicht mehr zu haben, denn die Brunnen versiegten hier bei Niedrigwasser. Tags darauf aber hatten wir unser Tangátupi wieder und mußten kurze Zeit bleiben, um allerlei ordnende, notwendige Arbeiten zu tun. Die Tomaten hatten stark gewuchert und mußten vom Boden erhoben und aufgebunden werden, die Süßkartoffeln bildeten einen dichten Rasen und gaben dem kleinen Kängeruh, das damals noch bei uns war, schwelgerische Nahrung. Doch lange litt es uns nicht im Standquartier, der Dienstag Abend sah uns schon wieder in Hamba. Krämer und ich bezogen die alte Unterkunft, das Haus des Báneru; Schilling, der auch mitgekommen war, verbrachte die Nacht in einer Hängematte unter einem Schutzdach in der Nähe des Hauses. Leider war das Dach kein guter Schutz, denn es war schadhaft, und das sollte der Arme büßen. In der Nacht ging der stärkste Wolkenbruch hernieder, den ich noch erlebte. An der Rückwand unseres Hauses drang das Wasser durch, und ein kleiner Bach nahm seinen Lauf just unter unserem Lager durch, so daß wir eilends einen anderen Ablauf für das fließende Wasser graben mußten, und unseren Ruheplatz zur Sicherheit etwas verlegten. Schilling war unter seinem Dach in kürzester Zeit jammervoll eingeweicht. Seine Segel-

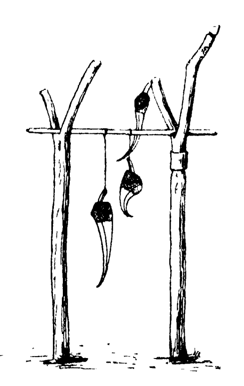


Bild 119.
Gestell zum Trocknen der Kunstwerke. E. K.

tuchhängematte ließ kein Wasser durch, so daß er bald in einem See lag. Dies ergibt die Erfahrung, daß Segeltuchhängematten in den Tropen an der tiefsten Stelle ein Loch haben sollten.

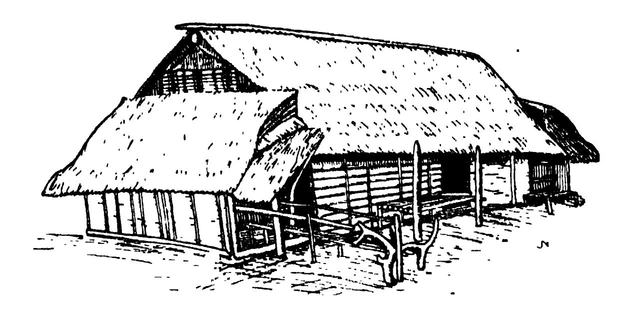


Bild 120. Häuptlingshaus in Lessu. H. P.

Unser alter Hauswirt Báneru war ein lustiger Bursche, immer zu Spaß und Lachen aufgelegt, und einzig dastehend unter seinen schwarzen Brüdern, denn er arbeitete gern und fast ununterbrochen. Kein Wunder also, wenn sein Haus das stattlichste im Dorf war.

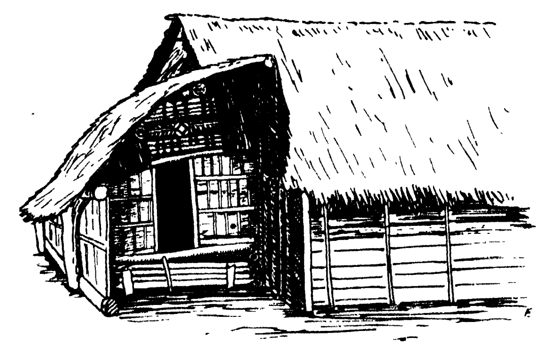


Bild 121. Eingangsnische mit Flechtschmuck. E. K.

Schillings Mißgeschick dauerte ihn tief. Augenblicklich ging er hin, holte Sagopalmenwedel, trennte die Fiedern ab, faltete sie in der Mitte und heftete sie aneinandergereiht auf dünne Bambusstäbe, wobei er Hilfe von einigen Männern erhielt. Die so gefertigten Dachplatten wurden sogleich an Stelle der schadhaft gewordenen in das Dach einge-

fügt, und, nachdem der Durchnäßte sich und seine Sachen in der Morgensonne getrocknet hatte, war wieder alles in Ordnung. Solche Fälle von rascher Abhilfe eines Schadens oder einer Unbequemlichkeit sind selten bei den Eingeborenen, die lieber mit unsäglicher Geduld alles Ungemach ertragen, als daß sie sich freiwillig eine Arbeit auflegen, die zur Beseitigung eines Schadens nötig wäre.

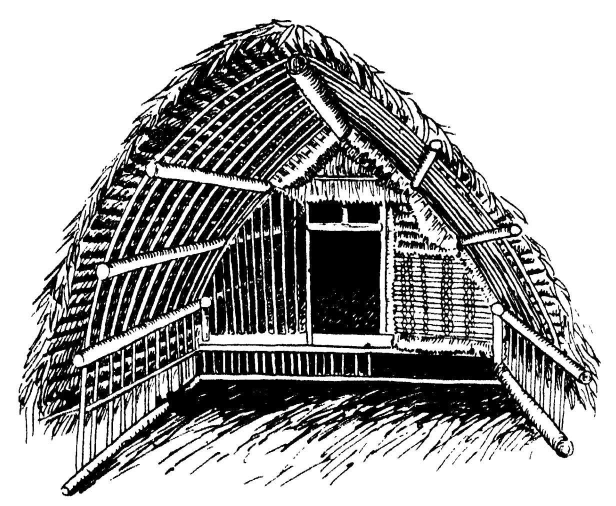


Bild 122. Giebeleingang beim Männerhaus. E. K.

Am Nachmittage besuchten wir das nächste Dorf nach Norden zu, Lessu mit Namen. Es hatte noch schönere Häuser und Boote als Hamba; ich erinnere mich eines Häuptlingshauses, das prächtig genannt werden konnte, mit hochgewölbtem Innenraum, vielen Schlafstellen und einem sorgfältig errichteten Aufbau für Speisen. Die Außenseite trug eine schöne Giebelmalerei, wie überhaupt die meisten Häuser von Lessu, und für trauliche Sitzplätze auf einer Bank, die eine Nische der Hauswand oder einen Vorbau zu füllen pflegte, war ebenfalls vielfach gesorgt.

Auch große, offene Kochhäuser für die Frauen waren da, sowie große Bootshäuser, alles zeugte von Geschmack und Schönheitssinn und war mir auf dieser Insel eine ziemlich ungewohnte Erscheinung.

Zweimal haben wir diesen Platz besucht und uns an der hübschen Eingeborenenkultur gefreut. Das Hauptinteresse jedoch nahm der hochumfriedigte Malanggan-Platz ein, der innerhalb eines mehrere Meter hohen Bambuszaunes versteckt lag. An einer schön geformten, dunkelgrünen Wand aus zopfig geflochtenen Farnblättern waren sechs neue, herrlich geschnitzte Friesmalanggane übereinander befestigt und von einem kleinen Dache geschützt. Fast kirchlich mutete dieser altarbild-ähnliche Aufbau an, der ja auch dem Kulte der Toten geweiht ist. Haben die Malanggane ihren Zweck erfüllt, ist das Fest zu Ehren gewisser Verstorbener vorbei, bei welchem sie geprangt

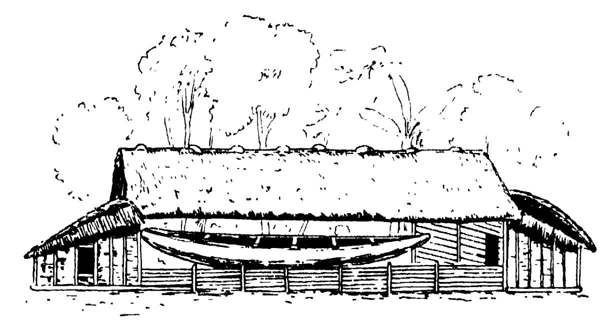


Bild 123. Bootshaus in Lessu. E. K.

haben, nach den üblichen Teilfesten mit Essen und Tanz, so werden die Schnitzereien im Buschgestrüpp dem Verfall preisgegeben. Allerhand Vögel, Fische, Schweine, kleine, bizarre Menschengestalten waren hier mit gewissen Linien und Schnörkeln dargestellt, teilweise so tief herausgeschnitzt, daß die Verzierungen wie Skelettrippen überwölbend über den Gegenständen liegen, die reliefartig aus dem Holz des Grundes ragen. Da gab es denn wieder vieles zu fragen und zu forschen, welche Bedeutung den krausen Bildungen zugrunde läge, und wieder mußte man sich überzeugen, daß die eigentliche Ornamentik hier, wie fast überall, des tieferen Sinnes entbehre, oder ihn, der früher vielleicht bestand, nunmehr verloren hat. Die Leute wußten nicht viel mehr, als daß man da einen Vogel, der Taro stiehlt, Schweine, Fische, Hahnenfedern sieht und wunderten sich ob der lästigen Fragen.



Lichtbild VIII. Aufbau von Malangganen.

Es kam aber doch deutlich heraus, daß die 18 Figuren, die man unterschied, sich auf bestimmte 18 Tote bezogen, deren Genealogie Krämer nebst deren Totem- und Sippenzugehörigkeit festlegte, aber über die Bedeutung der beigegebenen Tiere und Pflanzen wollte oder konnte nur wenig Bestimmtes angegeben werden. Hier setzt die



Bild 124. Fischfang mit Handnetzen. A. B.

Forschung ein, die eine systematische Erklärung ermöglicht, und wirklich gelang der Nachweis, daß eine enge Verwandtschaft mit den Sonnen-Malangganen besteht.

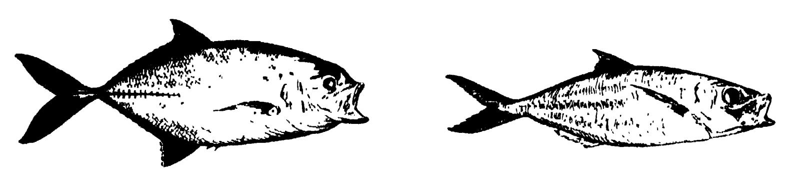


Bild. 125. Die beiden Arten der sardinenähnlichen Fische. A. B.

Wir besuchten auch noch den nächsten Ort nordwärts, Langania mit Namen, wo ebenfalls Feste waren. Aber unseres Bleibens war nirgends mehr lange, denn die Zeit drängte sich zusammen. Nach unserer Rückkehr ins Rasthaus Tangátupi litt es uns nur kurze Zeit daselbst. Einmal hatten sich besonders große Fischschwärme an unserem Strande gezeigt, die Häuptlinge von Lámasong mit anderen Männern waren gekommen, und wir hatten auf ihre Bitten Dynamit geworfen, so daß die Dörfler ohne Mühe große Mengen der sardinenähnlichen Fische fangen konnten. Sie be-

dienten sich dabei ihrer Handnetze und einige trugen wohl auch Fisch-speere für größere Tiere. Es war ein belebtes Bild, wie die vielen braunen Gestalten im seichten Strandwasser herumsprangen, um die Fische zu erhaschen, die halb oder ganz betäubt sich leicht ertappen ließen. Wir nahmen uns eine gewisse Menge für uns und unsere Jungen, der weitaus größere Teil verblieb dem alten Lipui,



Bild 126. Die Fische werden herausgenommen. A. B.

Padong und anderen Dorf-Würdenträgern. Als eine Art Gegen-leistung wollte Krämer von ihnen die Mitteilung ihrer Feste und eine Einladung dazu, wie sie ja auch früher von ihm zu Kaisers Geburtstag geladen worden waren und außerdem manches ange-nommen hatten. An gewissen Vorbereitungen merkte man, daß ein größeres Regenmacherfest in Aussicht stand. Die dankbaren Häuptlinge erschöpften ihre geringe Redseligkeit in Beteuerungen, daß das ein Irr-tum sei, das Fest wäre gar nicht, oder doch noch lange nicht. Sie wollten offenbar den Anteil, den sie uns als Gästen hätten geben müssen,

sparen. Sangpoko, der Mann meiner Barju, war einer der frechsten Leugner. Hätte nicht der uns zugetane Máramba uns ihre Pläne verraten, wir hätten uns täuschen lassen. So, wie es war, konnten wir selbst zwar nicht mehr warten, beauftragten aber Herrn Schilling mit Beobachtung der Zeremonie, mit Photographieren und Erkunden. Zugleich erhielt er genaue Angaben über den Abbruch unseres Lagers beim Eintreffen der „Langeoog", die Anfang Mai erwartet wurde, freilich sich schon einmal um 4 Wochen verspätet hatte. Sollte sie unerwartet früh kommen, so sollte er uns rasch durch einen Boten benachrichtigen und das Schiff womöglich zum Warten auf uns veranlassen, denn unsere Zeit für Neu-Mecklenburg war abgelaufen, wir mußten im Juli schon auf den Palau-Inseln sein.

Ein Ereignis trug dazu bei, die Stimmung im Dorfe Lámasong gegen uns zu verschärfen.

Als wir das letztemal in Hamba waren, erhielten wir Kunde, daß einer unserer Jungen eines der Dorfschweine, die nächtlicherweise unsere Maispflanzen untergruben und den Taro entwurzelten, über den Haufen geschossen hatte. Ob er es nur verscheuchen wollte und allzu gut traf, bleibt dahingestellt, genug, das Schwein war tot. Nun war dieses Tier ein ganz besonders kräftiges, fleischreiches Schwein, das dem Häuptling Padong gehörte, der damit wohl bestimmte Pläne haben mochte, die nun vereitelt waren. Wir zahlten ihm zwar gut für die eine Hälfte und sandten ihm das andere halbe Schwein, aber er war sehr erbost, wollte Geld und Fleisch nicht nehmen, und hätte sich wohl am liebsten empfindlich an uns gerächt. Schließlich beruhigte er sich äußerlich, nahm das Gebotene, aber war seither besonders finster und unzugänglich. Uns tat der Vorfall leid genug, wir hatten zwar die Dörfler gewarnt, ihre Schweine nachts einzusperren, aber schließlich konnten wir es wohl nicht verlangen, und es war auch schwer durchführbar. So hätte uns der Übereifer der eigenen Diener leicht teuer zu stehen kommen können. Ein Glück, daß die 120 km lange Straße, die wir den Finger der Regierung nannten, bis hierher reichte. Sonst wäre unsere Zeit in Lámasong sicher nicht so friedlich zu Ende gegangen.



Bild 127. Blick auf Lelets Berge.

Lelet.

Wir durften keine Zeit mehr versäumen, wollten wir die Bergwelt von Lelet noch kennen lernen, die wir von unserem Rasthaus aus so oft als blau Ferne bewundert hatten.

Zudem standen in der Gegend von Loáſigi zur Zeit des vollen Mondes allerhand wichtige Feste bevor, und wir hofften Anfang Mai zum Anlaufen der erwarteten „Langeoog“ wieder zurück zu sein.

Erst gegen Abend Freitags, des 23. April, waren wir mit allem fertig und das schwache Licht des zunehmenden Mondes leuchtete uns auf der Straße nach Panagúndu, wo wir uns im neu bezogenen Missionshause zum Besuch angesagt hatten.

Die Missionsstation war soeben erst eröffnet worden, und die Einziehenden hatten uns mit einem Körbchen schöner Äpfel erfreut, die sie aus ihrer Heimat, Amerika, bekommen hatten. Mr. und Mrs. Pearson empfingen uns auf der Veranda ihrer noch unfertigen Wohnung, und waren in ihrer Art freundlich und gut, obgleich es uns

nicht angenehm berühren konnte, wenn wir aus dem Munde dieser schon über 8 Jahre in Neu-Mecklenburg ansässigen Leute das freimütige Geständnis vernahmen, daß sie kein Wort Deutsch sprächen oder verständen. Wir machten es also kurz und schliefen die Nacht im Dorfe Panagundu, das ⅓ Stunde entfernt auf der Halbinsel liegt, und wo wir bis Sonntag bleiben wollten.

Nicht weit vom Platz des schwarzen Koprahändlers an der östlichen Seite der Halbinsel stand am Weg das Haus Lebakán, an dessen Wänden weiße Hände vom schwarzen Grunde sich abhoben. Die Leute gaben an, daß sie es aus Spielerei gemacht hätten, durch Anblasen von Asche aus dem Mund gegen die aufgelegte Hand. In Loáſigi hatten wir sogar Füße so umrandet gesehen, neben Baumblättern.

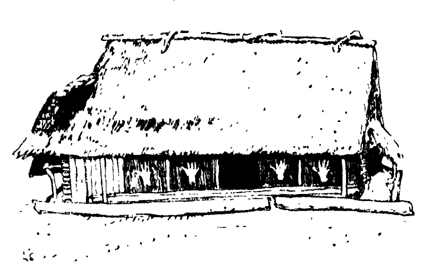


Bild 128.
Hände an einer Hauswand. H. P.

In Panagundu erzählte man uns am folgenden Tage, wozu die vielen, schon früher erwähnten, dürren Bäume, die im Strandwasser steckten, gedient hatten. An den Zweigen hatte man die Leichen erschlagener Feinde aufgehängt, sie betrachtet, Triumphlieder gesungen und sie dann später fein säuberlich zubereitet und verspeist. Viel ist über diese Kannibalenbräuche, die doch nur kurze Zeit zurückliegen, nicht in Erfahrung zu bringen. Alle die in älteren Büchern beschriebenen Greuel und Grausamkeiten werden auf das bestimmteste abgeleugnet. Freilich geben die Leute die Wahrheit ungern zu, aus Scheu oder Scham ihrem früheren Leben gegenüber; vielleicht beruht auch manches Berichtete auf Erfindung oder Übertreibung der Erzähler. Der frühere Händler Ludolf Kummer hat neuerdings in „Kolonie und Heimat“ 1913 Nr. 47 sehr bezeichnende Erlebnisse und Erfahrungen gerade von diesem Teile Neu-Mecklenburgs veröffentlicht.

Wir trafen auf dieser Insel nie absichtliche, gleichsam schwelgende Grausamkeit an, sondern nur jene aus Trägheit oder Gleichgültigkeit entstandene, die z. B. große Schmetterlinge oder junge Vögel fängt, fesselt und zum Spiel der Kinder preisgibt, so daß das arme Tier sein Leben langsam verzappeln muß an einem Faden. Schweine werden sogar sehr sorgfältig getötet. Unter Aufbietung aller Kraft erdrosselt man sie bei zugebundener Schnauze möglichst rasch mittelst Halsschlinge. Glaubt man das Tier tot, so stellt eine jähe Bewegung auf das Auge zu, eine Berührung der Hornhaut, erst dessen Leblosigkeit fest; zuckt das Auge, so wird das Schwein erst völlig getötet, bleibt es aber unbeweglich, so übergibt man den Körper einem großen Holzfeuer, um die Borsten abzusengen.

Am Sonntag, den 25. in der Frühe war alles zum Aufbruch bereit; wir hatten auch den Panagundu-Leuten unsere Absicht kundgetan, trotzdem erschienen weder die nötigen Träger noch ein Kanu, deren es doch so schöne dort gab. Panagundu war zwar noch nicht zum Christentum übergetreten, da ja die Mission eben erst hingekommen war, weigerte sich aber bereits, irgend eine Arbeit an einem Sonntag zu tun, aus Furcht vor dem Missionar, wie man sagte. Von welcher Wochenarbeit sich Panagundus Männer am Sonntag erholen müssen, ist uns allerdings nicht klar geworden. Uns selbst tat es ja leid genug, so häufig dem Sonntag nicht sein Recht geben zu können, aber bei der für unsere großen Aufgaben so kargen Zeit war es nicht anders möglich.

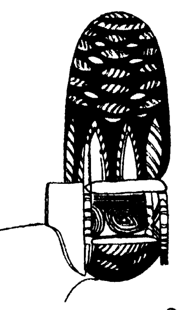



Bild 129.
Gallionsfiguren von Booten. H. P.

So gingen im Warten die schönen, kühlen Morgenstunden dahin, das Hochwasser fiel mehr und mehr, und als schließlich der Händler Arbakas uns Boot und Besatzung lieh, konnten wir mit dem Ge-

päck noch gerade das andere Ufer des Mangroveflusses erreichen und mußten zu Fuß weiter. Zum Glück für uns fanden sich hier Träger, und nach heißem, ermüdenden Marsch von gut vier Stunden auf den nun schon dreimal beschrittenen Wegen erreichten wir K á n d a n. Jetzt wurde es Ernst mit der Besteigung des Berg-Inlandes.

Montag, den 26. April, früh ½6 Uhr begann der Aufstieg. Gleich am Anfang war der Pfad recht steil, aber gut gehbar und blieb so, bis wir mit dem Dorfe B u k a n k í n g schon um ½8 Uhr etwa 500 m Höhe erreicht hatten und tief unter uns das Küstenland liegen sahen. Von hier stieg der Weg minder steil an, war auch ab und zu von wagerechten Stellen unterbrochen und führte, wie von Anfang an immer noch durch Waldland. Einmal ging es auf schleifenartig gewundenen Wegen durch etwas wie einen wundersamen, schattigen Park. Einzelne schöne Bäume standen in einem dichten Reichtum von Bracken, Farnen und hohen Moosen, aus denen viele Farnbäume ihre schlanken Stämme und zierlichen Federkronen erhoben. Da der wirre Wust des Baumnachwuchses fehlte, so boten sich ein paarmal weite Ausblicke bis P a n a g u n d u, die in ihrer Umrahmung von Farnen und schönen Baumkronen besonders reizvoll wirkten. Nach Inland zu war der Berg B é l e m b e n, dessen Spitze sich zeitweilig in Wolken hüllte, zu sehen. Er ist die höchste Erhebung, die wir auf dem Berggrat des B a s o k a m b a n g so oft gesehen hatten.

In etwa 800 m Höhe trafen wir auf ein verlassenes Dorf, das ehemalige L é v i n k o, dessen Häuser zum größten Teile noch unversehrt waren und gar traurig und einsam dalagen. Man sagte uns, der Häuptling L ó n g g a t sei dort vor 3 Monaten ohne Nachkommen gestorben; seit der Zeit sei der Platz von den Leuten verlassen. Der Himmel, bis jetzt sonnig, hatte sich bezogen, ein feuchter, kühler Wind erhob sich und verkürzte unsere Ausruhe, die wir unter einem uralten, herrlichen Baume genießen wollten. Der weite Ausblick von hier über Küste und Meer ost- und nordwärts, die schöne pflanzliche Umgebung des Ortes, alles lud zum Verweilen ein, ja weckte sogar den Wunsch, hier zu leben und zu schaffen in der Waldesstille.

Mit diesem Dorfe war die Waldregion der steilen Vorberge zu Ende, und wir wanderten nun lange Zeit fast wagerecht oder wenig ansteigend durch hohe Grasfelder, die zwischen den hügelig waldigen Bergkuppen eingebettet liegen. Wieder fielen uns die Blumen auf, die diese Felder zierten, und deren Gleiche wir im Tiefland nicht bemerkt hatten. Zarte, rosa-lila Dolden der Orchisfamilie und eine blaue, winzigblütige Rispe fanden sich besonders häufig, ebenso die auffälligen Büsche mit weißen Schaublättern und gelben Blütensternen, vor allem aber die vielen Arten der Melastomen, zu deutsch Schwarzmäulchen, die an festgeformten Büschen ihre zart rosa oder weißen Blütenblätter um dunkle Kelche gereiht zeigen. Wir hatten bald keine Zeit und Muße mehr, auf diese bescheidenen Farbenpunkte im grünen Gras- und Strauchmeer zu achten, denn stark und stärker begann ein kühler Regen herniederzuprasseln. Eine Anzahl Katúru-Männer nahten durch das hohe Gras, sie waren auf der Jagd nach Wildschweinen und einige von ihnen lösten unsere bisherigen Träger ab. Unsere Wege wurden sehr schlüpfrig, dazu hügelauf, hügelab, was das Rutschen beförderte; mannshohes, armbeengendes Gebüsch, Farne, Gras, sowie reißende Bäche dienten nicht zur Erleichterung. Die kalkige Hochfläche hat hier zahlreiche Einbrüche. Es schien endlos gleichartig weiter zu gehen, so daß wir die Warnungen der Eingeborenen vor den Bergdörfern begriffen.

Endlich tauchte eine verheißungsvolle Gruppe alter Bäume auf, wie sie hier oben meistens ein Dorf ankündigt, und wirklich war das erste Dorf der Hochfläche nach 4½ Stunden erreicht; ein Dorfteil von Katúru, das sich weit zerstreut ausdehnt. Als erstes kamen ein paar einzelne Häuser, die bis auf die Erde mit Gunei-Gras gedeckt waren.

Wir waren überrascht, so schnell hinaufgekommen zu sein, da wir den Weg für länger eingeschätzt hatten. Allerdings dauerte es noch weitere anderthalb Stunden, bis wir gegen 2 Uhr an unser eigentliches Ziel, die Dorfschaft Lélet kamen. Das letzte Wegstück war besonders schwierig, und wir durchnäßten bis auf die „Knochen“, wie man in

Frankreich sagen würde. Fröstelnd und zitternd betraten wir endlich das 1000 m hohe Dorf Kánanke, das am Fuße des großen Lúrun-Berges liegt, unser Ziel. Nur zwei Häuser zeigte zunächst unser Halteplatz. Es regnete immer noch, wenn auch schwächer werdend. Schnell wurden unsere Sachen in das erste, gut gedeckte Haus geschafft, und alle Jungens und Träger flüchteten, schnatternd vor Kälte, in die andere Hütte, aus deren rundem Dach dichter, blauer Rauch quoll, ein willkommenes Zeichen des starken Feuers, das darin brannte. Es war eines jener länglichen, an beiden Enden gerundeten Häuser, deren Dach bis auf die Erde gezogen ist und hier fest aufliegt, während die Tür so niedrig ist, daß man auf allen Vieren hineinkriechen muß. Der Rauch sucht durch die Tür und durch das dicht gelegte Gras des Daches seinen Ausgang, alle Gegenstände oberhalb des Feuers schwärzend und räuchernd. Solch ein Haus hüllt sich, sobald es vom Herdfeuer belebt wird, in einen dichten, blauen Rauchschleier und wirkt darin eigenartig und stimmungsvoll. Für uns Weiße war dieser Anblick von außen der schönere, so gern ich des Feuers Wärme genossen hätte, an ein Bleiben in dem unerträglichen Qualm der Hütte, die dicht gedrängt voll Menschen saß, war nicht zu denken. Die Eingeborenen haben sich so sehr an den Rauch gewöhnt, daß sie ruhig darin bleiben, ja sogar schlafen können. Wir lernen ja auch viel in dieser Hinsicht, nur muß es denn Zigarrenrauch sein!

Krämer und ich begannen nachgerade bei der kühlen Höhenluft in unseren triefenden Kleidern recht zu frieren. Zum Glück fanden wir in einem abseits gelegenen Männerhause, das uns anfangs entgangen war, ein kleines Feuer, an dem zwei Knaben und ein Mann saßen; es gewährte uns notdürftige Wärme.

Einmal ließ dann ja auch der Regen nach, die Sonne kam durch, ich hängte die durchnäßten Sachen zum Trocknen auf und dachte: „Die Tropensonne wird sie bald trocken haben." Aber hier im hohen Gebirge hatte sie keine Kraft, der Abend kam heran und alles mußte später noch einmal aufgehängt werden. Unter den engen, luftlosen Hütten von Kananke wollte uns keine zum Wohnen tauglich erscheinen. So bauten wir unser Zelt auf über einem

kleinen Stück ebenen Landes, das ringsum abfiel, wo das Wasser, das etwa vom Dach tropfte, guten Ablauf hatte. Die Jungens mußten heraus, Zeltstangen schlagen, Pflöcke rammen und unten herum ein Holzgatter bauen, damit das niedere Zelt an Höhe gewann und vor Bodennässe geschützt war. Über das eigentliche Zelt wurde das Sonnensegel, der sogenannte Flieger befestigt, und so schauten wir in einen anscheinend behaglichen und trockenen Raum. Aber bald kam die Nacht und mit ihr eine feuchte Kühle, die alles



Bild 130. Auf dem Hochlande von Lelet. H P.

durchdrang, so daß ich unter 3 Wolldecken nicht warm werden konnte und kaum zum Schlafen kam. Die dünnen Zeltwände waren natürlich wenig geeignet, die feuchte Nachtluft abzuhalten. Endlich nahte der Morgen des 27. April, er war klar und sonnig, so daß wir aufatmeten und von der Nähe des Zeltes aus einen kleinen Ausblick genossen auf die umliegenden, freudig grünen Hügelhäupter dieses Hochlandes. Einer dieser Hügel lag ganz frei und schien zur Rundsicht sehr geeignet. Er hieß L a t k á l e u und war 1070 m hoch nach den Aneroidmessungen meines Mannes.

Bald waren wir mit einigen Dörflern unterwegs, ein Pfad wurde durch das niedere Gestrüpp und Gras des Hügels geschlagen, und schnell

war die Höhe gewonnen und mit ihr ein herrlicher Weitblick überall in die Bergwelt hinein bis an das Meer im Osten. Da lagen in unregelmäßigen Vierecken die umfriedigten Tarofelder der Bergbewohner, dann wieder Grasflächen, niederer Baumwuchs, vor allem aber große Strecken mit den schönen, vorsintflutlich wirkenden Farnbäumen. Hier und da ragten die prachtvollen Kronen einzelner uralter Riesenbäume mit einem Gefolge jüngerer Fruchtbäume oder Bananen aus dem niederen Grün. Das sind die Zeichen eines Dorfes, dessen Hütten im Pflanzenwuchs verborgen liegen, — oder auch verlassen und zerfallen sind, so daß nur der dicke Baum, gleichsam die Dorflinde übrig blieb. Leider hatte sich der Himmel bezogen, überall tauchten Wolken auf und hingen sich an die hohen, dicht bewaldeten Berge, die wir in größerer Entfernung nach Westen zu liegen sahen.

Wir kehrten um und kamen in das nahe bei Kánanbe gelegene Dörflein Lénuat zurück, das alsbald genauer betrachtet wurde. Auffallend waren die sehr hohen, schlankstämmigen Bananenbäume, deren Fruchtbüschel nicht, wie das aller anderen Bananen, herunterhing, sondern senkrecht in die Luft emporragte. Die sechs dicht geschlossenen länglichen Rundhütten hatten wenig Fesselndes. Etwas abseits von ihnen führte ein lauschiger Pfad zu den gar heimelich im dichten Grün hoher Bäume verborgenen Männerhäusern. Inmitten blühender, schöntraubiger Kardamonpflanzen und Zingiberazeen lag da in seinem Hof ein gänzlich bewachsenes, verlassenes Haus von dichtem Bambusgestrüpp umdunkelt. Nahe dabei war ein kleiner Bau, eigentlich nur ein überdachtes Brett, das auf hohen Stöcken ruhte. Auf ihm sahen wir mehrere, rotstreifig bemalte Schädel und Knochen schimmern, und Krämer witterte einen tiefern Sinn, eine wichtige Bedeutung. Er hatte sich nicht geirrt, er hatte das „Sonnenhaus" des Häuptlings Langgaum entdeckt.

Während in vielen heißen Ländern, auch an den Küstenstrichen Neu-Mecklenburgs, das Regenmachen betrieben wird, zumeist von einigen zauberkräftigen Leuten, die durch ihre Künste der lange währenden, sengenden Sonnenhitze, die alle Feldfrucht verbrennt, ein Ende machen wollen, so hatte man bisher noch kaum von der entgegen-

gesetzten Tätigkeit gehört, dem „Sonnenmachen“. Wer je eine Zeit, und sei es auch nur wenige Tage, in dieser feuchtkalten, von Regenfällen übersättigten Bergwelt von Lelet gelebt hat, wer die kümmerlichen, frierenden Menschen, die lichtlosen rauchigen Hütten sah, der begreift bald, daß es nur einen Wunsch, ein Trachten dort geben kann — — Sonne! Wenn die Tarofelder anfangen, allzufeucht zu werden, wenn statt Reife Fäulnis einzutreten droht, dann macht der alte Sonnenmacher Langgaum ein großes Feuer unter den heiligen Schädeln



Bild 131. Altes Männerhaus und Schädelhäuschen. A. B.

an und beschwört die Geister der Vorfahren, daß sie an der Rauchsäule in den Himmel steigen, die Wolken teilen, damit die Sonne scheine. Das und manches andere erfuhr Krämer von den Bergbewohnern, die uns anscheinend ohne Arg entgegenkamen, willig Essen lieferten und zu jeder Dienstleistung bereit waren. Kaum hatten wir unser Zelt erreicht, als uns auch schon wieder heftiger Regen umrauschte, und fröstelnd malte ich, nahe der Tür sitzend, die mitgebrachten Blumen, unter denen eine rosenrote, sehr große Balsamine die schönste war. Mein Mann hatte sie aus der Schlucht geholt, die in ihrem tonigen

Grund das einzige Wasserloch der Umgebung besaß. Der poröse Kalk entführt fast alles Wasser.

Am nächsten Tage kam die Sonne erst gegen 9 Uhr zum Vorschein. Schnell entschlossen ging Krämer mit einigen Leuten von Lenkámen, die hier angekommen und uns schon von dem Fest in Lémeris bekannt waren, auf den hohen Berg Lúrun, den er für den höchsten des Gebietes hielt. Er war sagenumwoben; oben sollte ein Schlangengeist hausen, und die Leute scheuten sich sehr, hinaufzugehen, kamen nach einigem Zagen aber doch mit. Es gab einen sehr steilen Aufstieg.

Der Berg war aber nicht der höchste, denn nach Westen zu schoben sich verschiedene Gebirgskämme vor den Blick, die ein wenig höher waren. Eine Aussicht auf das Meer der Ostküste war leider nicht zu erlangen, und der starke Baumwuchs hinderte überdies jeden umfassenden Umblick. Nur Lelet sah man zu Füßen liegen.

Krämer löste oben einen Schuß, zur Nachricht, daß er oben sei, der wurde jedoch unten im Lager nicht gehört. Wäre der Ausblick nach Osten auf die See nicht durch Berge verdeckt gewesen, so hätte Krämer gesehen, daß zur gleichen Stunde die „Langeoog“ vor Lámasong lag, um uns zu holen. Diesmal war sie viel zu früh eingetroffen. Es war vielleicht ganz gut, daß er es nicht sehen konnte. So blieben wir nichtsahnend oben und setzten unsere Arbeiten ungestört fort.

Hübsche Dendrobium-Orchideen und die großen, leuchtend rosa, entfernt an Gladiolen erinnernden Glocken einer Bergliane der Faradaya-Art, wurden mir mittags zum Abmalen gebracht. Die Ranken dieser Pflanze sollen alle anderen an zäher Haltbarkeit übertreffen, weshalb sie im Hausbau Verwendung finden.

Krämer schätzte, daß der höchste Punkt des Lelet-Gebirges nicht über 1400 m sein könnte. Die von ihm erstiegene Höhe lag etwa 1350 m hoch, es war, so viel bekannt ist, die größte Höhe, die bis dahin auf Neu-Mecklenburg von einem Weißen erreicht worden ist.

Wieder war der Morgen das beste am Tage gewesen, ich hatte ihn zum Malen des Sonnenmacherhäuschens benutzt. Mittags goß es

wieder, und dabei blieb es den Nachmittag, so daß wir das Zelt kaum verlassen konnten.

Am folgenden Tage war ein Fest in dem weiter inlands gelegenen Dorfe Lenkámen, das mit Lémbin zusammen, wo wir wohnten, das große Lelet bildet. Krämer besuchte dieses Fest allein, er hatte einen sehr beschwerlichen Weg dorthin; nicht weniger als vier Täler in der zerrissenen Kalkhochfläche gab es zu durchschreiten, dabei schlechtes Wetter und schlüpfrige Wege. Nach zweistündigem Marsch erreichte er das Ziel und fand hier in Lenkámen das größte



Bild 132. Bergliane. E. K.

Männerhaus, das er noch gesehen hatte, es mochte 4 m hoch, 4 m breit und 8 m lang sein. Er hatte den Eindruck, daß Lenkámen noch nicht von einem Weißen besucht war, die Bewohner zeigten großes Staunen und feierten ihn sehr. In einem Männerhof war eine Bauhütte, in der das erste Stadium einer zu bindenden Sonne vorhanden war. Es fand eine Bezahlung des Handwerkers und der Schweinelieferer mit Muschelgeld statt, und ein Schweineessen schloß sich daran, im heiligen inneren Männerhof. Später wurden 3 von den 12 Schweinen im äußeren Hof für die Frauen verteilt, immer das gleiche Lied.

Bald mußte mein Mann wieder Abschied nehmen, um noch vor Dunkelheit bei mir zu sein. Denn er war, wie er mir später gestand, doch sehr in Besorgnis gewesen, mich in einem wirklich wildfremden

Gebiet so ganz allein einen ganzen Tag lang zurückzulassen, in einem Gebiet, das an den von uns besuchten Punkten von Weißen noch nie berührt worden war.

Beim Abschied aus Lenkámen bot ihm allerdings der Häuptling dorten eine Büchse Lachs zum Kauf an zu seiner großen Überraschung. Sie war von einem Mann der Küste an die Bergbewohner verhandelt worden, und da der Häuptling sie nicht öffnen wollte, kaufte sie ihm Krämer um ein Silberstück ab, das er gerade bei sich hatte. So brachte er mir aus Lenkámen eine Büchse Lachs mit, woran ich am wenigsten gedacht hätte! .

Ich war aus Schonung zurückgelassen worden, hatte aber auch nur wenig Genuß davon, denn meine Kleider waren nicht mehr getrocknet, und so saß ich beim Regenwetter frierend mit feuchten Sachen im Zelt und malte. Das ganze Zelt, unsere Schlafdecken usw. kam mir wie ein hydropathischer Umschlag vor, ich konnte mich nicht mehr erwärmen. Unseren Dienern mochte es ähnlich gehen, auch sie froren viel, wir ließen ihnen darum viel Freiheit, damit sie sich in die Hütten ans Feuer setzen konnten und fügten auch ihrem Essen Fleisch und Fett hinzu, so weit es reichte.

Dieses Wagnis, allein in das unbekannte Bergdorf zu wandern, war vielleicht das allergrößte, was Krämer auf Neu-Mecklenburg unternommen hatte, ebenso wie mein Zurückbleiben mir verhängnisvoll hätte werden können. Wir kannten den Charakter dieser Bergbewohner nicht, sie ließen sich wenig sehen, und die Frauen kamen fast gar nicht vor unsere Augen, was mir immer bedenklich vorkam. Wollten die Leute uns töten, so konnten sie es mit Sicherheit und so gut wie ungestraft tun, denn wie sollte wohl genaue Kunde an die Regierung dringen, in welchem der weitverstreuten vielen Bergdörfer wir verschollen waren?

Wenn man der Wissenschaft dienen kann, darf man nicht allzuviel an die Gefahren denken, sondern muß sich ihnen selbstvergessen aussetzen, wie es ja auch so viele edle und tapfere Missionare getan haben, die sich in gänzlich wilde, unbekannte Gegenden begaben.

Endlich, am Freitag, dem 30. April, schlug die Scheidestunde. Morgens goß es so stark, daß wir den Marsch schon verschieben wollten. Wir setzten uns mit Langgaum ins Männerhaus und er spielte uns seine große *livika* vor. Diese *livika*-Schleiftrommeln sind in den Bergdörfern von großer Bedeutung und sie werden auch hier angefertigt. Es sind länglichrunde Walzen mit drei Einschnitten und von Feuer ausgehöhltem Innenraum, manche zeigen geschnitzte Verzierungen, andere sind ungeschmückt, bei allen ist die flache Oberseite mit den Einschnitten glänzend glatt vom Streichen. Langgaum nahm seine *livika* zwischen die im Sitzen gestreckten Beine und strich von außen her auf sich zu mit rasch wechselnden Händen. Nach kurzer Zeit beginnt das Holz zu tönen und reine, glashelle Töne schwingen durch die Luft. Von der Tiefe aufsteigend glaubten wir die Töne d, g und h zu unterscheiden, der Mann ließ die Flächen einzeln und dann auch zusammenhängend tönen, den tiefsten Ton, d, mehrmals hintereinander, darauf rasch alle drei Töne, dann auch den höchsten in rascher Folge wie ein sehr schriller Vogelschrei. Tatsächlich soll die *livika* einen Vogel nachahmen, bei den Kulten, wo sie gebraucht wird, setzt sich ein Mann mit dem Instrument in ein verschlossenes, vogelähnlich gebautes Haus, das auf einem Pfosten oder einer Baumruine steht, um die, wie beim Wurzeltisch, das Essen liegt. Niemand sah den Mann ins Haus steigen. Die unwissenden Frauen ängstigen sich dann sehr, wenn das Klingen ertönt, daß sie für die Stimme des Geistervogels halten. Den tapferen Männern fällt dann, wie allemal, der Hauptanteil von den Schweinen zu.



Bild 133.
Schleiftrommel der Bergdörfler. E. K.

Es hellte sich inzwischen doch etwas auf, wir schlugen unser feuchtes, hart geprüftes Zelt, auf dem sich die ersten Moosflecken zeigten, zusammen, packten das übrige und verließen um 9 Uhr bei bedecktem

Himmel Kananbe. An diesem letzten Morgen waren endlich auch einige Frauen zum Vorschein gekommen. Sie standen und hockten fröstelnd um ein Haus, einige schlugen die Arme gekreuzt um ihren Leib, um sich zu erwärmen, manche sahen traurig und dürftig aus.

Der Rückweg verlief bei aufhellendem Wetter besser als wir gefürchtet hatten. Diesmal gingen wir auf anderen Pfaden, kamen durch mehrere Dörfer und sahen andere in der Ferne liegen. Niemals fehlten ihre Kennzeichen, die einzelnen alten Bäume. Bei dem verlassenen

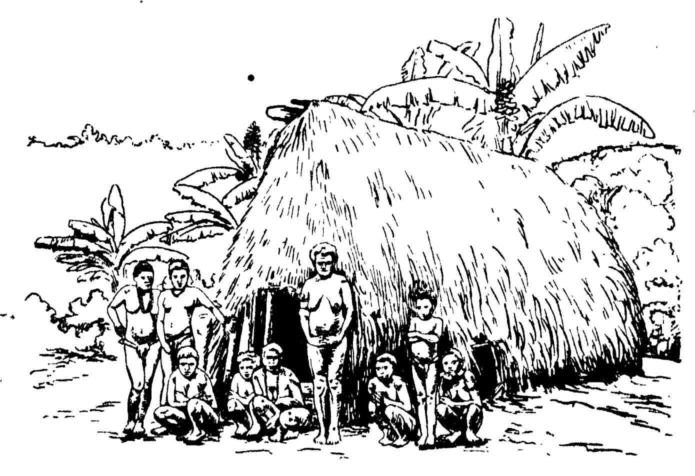


Bild 131. Weiber von Lelet.
Im Hintergrund Banane mit aufrecht stehender Fruchttraube.

ehemaligen Levinko machten wir wieder Halt wie auf dem Hinweg und verzehrten unter dem roten Levosbaume ein mitgenommenes, tags zuvor bereitetes Huhn mit Hartbrot. Hier nahmen wir nochmals zum Abschied den merkwürdig schwermütigen, urweltlichen Eindruck dieser vergessenen Bergdörfer in uns auf, den wir oben so stark empfunden hatten. Diese feuchte, trübe Luft, die vorzeitlichen, riesigen Bäume, alles reich bemoost und tropfend, die vielen Farnbäume und Bodenfarne, bis zu den etwas finsteren, stillen Menschen mit ihren engen Hütten, in die keine Sonne dringt, alles wirkte großartig, düstersagenhaft, ein Nebelheim der Tropen, ein Stück stehengebliebener

Zeit. Hier hatten sich geheime Zauberkräfte und -künste erhalten, und oft waren wir in den Küstendörfern auf Lelet verwiesen worden, wenn wir nach dem Ursprung eines geheimnisvollen Kunstwerkes, einer zauberkräftigen Schnitzerei und anderem frugen. Man ließ sich die Künstler aus Lelet kommen und bezahlte ihnen ihre Arbeit hoch. —

In den mächtigen Stamm des Levosbaumes schnitt Krämer unsere Buchstaben A und L, froh des geglückten Unternehmens. Dann schritten wir frisch weiter abwärts und staunten plötzlich am Fuße des nächsten Absatzes eine über alle Maßen schöne Aussicht an, die wir beim Aufstieg versäumt hatten. Da senkte sich zu unseren Füßen die üppige Waldwildnis der hohen Vorberge herab bis ans weite Meer, und gegenüber winkten aus den Fluten die Buchten und Berge der Insel Tabár, die erst in dieser Höhe in ihrer Vielgestalt hervortraten. Abends erfrischten wir uns schon wieder an dem reinen Wasser von Kándan und freuten uns, daß die Inlandreise gut gegangen war, glaubten wir doch, daß alles in Tangátupi in bester Ordnung wäre und daß noch kein Schiff angelaufen sei, man hatte uns keinen Brief oder mündliche Nachricht übergeben, und wir nahmen das als gutes Zeichen. Tags darauf ging es weiter im warmen Sonnenschein, der uns nach dem kalten Bergland sehr wohl tat; schöne rosarote und weiße Malai-Äpfel wuchsen am Wege und boten mit ihrem nach Rosen duftenden Fleisch angenehme Labe. Diese Malai-Äpfel der Eugenia malaccensis gehören zu den wenigen wild im Busch wachsenden Früchten, die für unseren Gaumen wohlschmeckend sind, die anderen genießbaren Tropenfrüchte haben wohl stets einige Pflege und sind in Nähe von Dörfern oder Pflanzungen zu finden. Die wilden Früchte sind mit wenigen Ausnahmen ungenießbar oder sogar giftig, wenigstens fanden wir das auf Neu-Mecklenburg. Gegen ³/₄11 Uhr kamen wir in Kanóa, einem Teil Loásigis, an. Es war da ein Vorfest für Uli-Schnitzerei, und wir gingen gleich auf den Festplatz, auf dem die aufgehäuften Bananenbündel auf ihrem Eßgestell den Blick anzogen, auch eine kleine, grasgedeckte Hütte mit Weihgaben war da. Bald nach unserem Kommen wurde gekochtes Schweinefleisch verteilt, von dem wir schließlich nach einigem Zögern ein fettes Bauch-

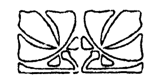
stück erhielten. Es schmeckte ausgezeichnet mit dem trocknen Taro zusammen; ich habe nie herausbekommen, wodurch das von den Eingeborenen gekochte Schweinefleisch und -Fett so besonders schmackhaft ist! Auch in Lámbusso sollte ein Fest sein, und am Sonntag, den 1. Mai wanderten wir gemächlich dorthin und entsandten den Soldaten Sagain nach Tangátupi mit einem Brief an Schilling, der uns etwas schicken sollte. Es war heiß geworden, wir hatten Zeit, da das Fest erst in zwei Tagen stattfinden sollte, und gemütlich legten wir uns in Lámbusso auf den baumüberschatteten Strandsand nieder, als unsere Stimmung einen jähen Wechsel erfuhr. Ein Häuptling, der sich zu uns gesetzt hatte, berichtete nämlich ganz beiläufig von einem Brief an uns, der hier durchgetragen worden war; wir fragten darauf, ob er auch ein Schiff gesehen hätte, und mußten zu unserem Schreck hören, daß die „Langeoog“ schon vor mehreren Tagen dagewesen und längst wieder abgefahren sei; der Brief war fälschlich nach Namatanai weitergegangen und erreichte uns erst viel später.

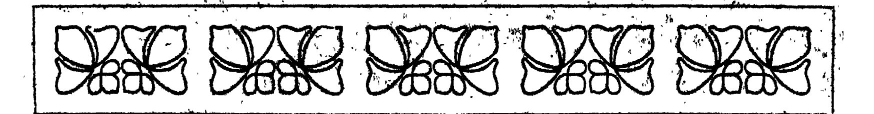
Wir waren wie erschlagen und konnten es noch gar nicht fassen, mußten es dann aber doch glauben, als der von uns entsandte Soldat zurückkehrte und erzählte, daß Lámasong—Tangátupi verlassen und unser Rasthaus verschlossen sei. Es war eine recht unangenehme Überraschung. Statt am 4. Mai, wie Krämer gewünscht und erbeten hatte, war die „Langeoog“ schon am 28. April gekommen, ohne daß uns durch irgend ein anderes, vorher fahrendes Schiff hiervon Kunde geworden wäre; und nun saßen wir hier verlassen ohne Aussicht, in absehbarer Zeit von dieser Insel fortzukommen, da im Mai die größeren Schiffe ins Dock zu gehen pflegen.

Im Juli sollten wir verabredetermaßen in den Karolinen sein, damit Krämer den Dampfer „Peiho“ mit der Expedition der Hamburger Wissenschaftlichen Stiftung an Bord als Leiter übernehme. Große Gewissensbisse plagten uns. Die Sonne schien so hell, alles sah so friedlich und heiter aus, und wir konnten den schweren Druck nicht von uns abschütteln. In der Nacht darauf konnte ich nicht schlafen: Unsere Reisevorräte waren ziemlich aufgebraucht, und ich

wußte nicht, wieviel an Eßbarem Schilling uns zurückgelassen hatte, auch der Gedanke, daß wir, die bis dahin gesund geblieben waren, durch den verlängerten Aufenthalt auf dieser Fieberinsel womöglich noch krank werden konnten, stellte sich ein. Der Morgen verscheuchte diese Nachtvögel etwas, und am Nachmittag überbrachte ein von Käwieng aus abgeschickter Soldat uns eine Postsendung, die das Schiff dort für uns abgegeben hatte. Da waren Briefe aus der Heimat, eine große Freude in unsere trübe Stimmung hinein. Wir blieben den Tag in Katéndan, und diesmal überzeugten wir uns von dem Vorhandensein großer Krokodile, da man uns, etwa 100 Schritte von unserem Schlaflager entfernt, die deutlichen Spuren von Leib und Schwanz in schöner Wellenlinie nebst den fünffingerigen Pfotenabdrücken rechts und links davon im Sande nahe dem Meere zeigte. Das Tier war nachts aus einem sumpfigen Flüßchen auf die Sandbarre, die fast jeder Fluß bei seiner Mündung vorschiebt, gestiegen, hatte sie durchquert und das Meer gewonnen. Nun bleibe es längere Zeit im tiefen Wasser, sagten die Leute, bis es sich an Fischen sattgefressen hätte, und kehre dann in sein Heim am oberen Flußlauf zurück. Das letztere, nämlich in unser Heim zurückkehren, taten auch wir und fanden uns am Dienstag, den 4. ermüdet und heiß in dem verödeten Tangátupi, wo der gute, uns immer treu gebliebene Máramba und seine Frau Gálaureng als Hüter des Platzes in einem der leeren Vorratshäuschen wohnten. Unsere Sachen waren im Rasthaus eingeschlossen, und meine Befürchtungen sollten sich leider ziemlich erfüllen, denn was man uns an Speisevorräten zurückgelassen hatte, nämlich 1 Sack Reis und einige wenige Fleischbüchsen billigster Sorte, war wirklich sehr mangelhaft. Alle die vielen Milch- und Zwiebackkisten, der Hausrat bis hinab auf die Waschkanne, waren verschwunden. Schilling hatte wohl in großer Eile alles zusammengepackt und mit nach Fesoa, Waldens damaliger Wohnstätte, wohin er selbst übersiedelt war, genommen. Hätten wir nicht unter unseren Sachen ein Kistchen eigener Ausrüstung für ein künftiges Bleiben auf den Palau-Inseln gehabt, so wäre mir wirklich zweifelhaft gewesen, wie wir in unserem damaligen, etwas abgematteten Zustand hätten leben sollen.

Dank unserer Kiste gab es einige Makkaroni, Haferflocken, Suppentafeln, ja sogar etwas kondensierte Milch. Dazu fand ich im Garten grüne und reife Bohnen, Tomaten, Mais und sogar ein paar Mohrrüben, und so konnte ich ohne Sorgen an die Zukunft denken. Das Glück war uns noch weiterhin hold, denn einige Leute hatten einen großen Fisch gefangen, den sie uns verkauften, auch ein Krebs wurde gebracht, so daß wir die Rückkehr sogar mit einem Festessen feiern konnten. Auf dem Tisch lagen Briefe von Schilling und dem Kapitän des Schiffes. „Die „Langeoog“ würde Anfang Mai nochmals Käwieng anlaufen, wohin wir nun gehen müßten.“ Der Weg war über 150 km weit; wir konnten das Ziel mit allem Gepäck nicht mehr rechtzeitig erreichen. Krämer schrieb darum einen Eilbrief, der womöglich das Schiff noch treffen und zum nochmaligen Anlaufen in Lámasong bewegen sollte. Leider erwies sich der Bote, Soldat Márunga, als unzuverlässig, der Brief kam zu spät. Etwa 8 Stunden früher hätte er da sein können. So kam der Bote an, als das Schiff den Hafen verließ.





Die letzte Zeit auf der Insel.

Der Norden.

An unserem Ankunftstage in Lámasong, nachdem ein Bad in unserem Korovinaifluß uns sehr erfreut hatte, gewahrten wir auf der Straße den Wagen des Missionar Pearson, der uns mit seiner Frau einen Gegenbesuch machte. Wir zeigten ihnen den Garten (dessen Erbe sie antreten sollten), bewirteten sie vor dem Hause mit Kakao, und hier war es, wo wir das Letzte über den armen Stephan erfuhren. Ich habe schon bei Beginn des Buches von dem traurigen Vorkommnis erzählt. Frau Pearson beschrieb, wie er schwerkrank und unzurechnungsfähig in ihr Haus gebracht wurde, mit dem Aussehen eines Schwarzwasserkranken. Sie glaubte, daß er durch Pflege und Ruhe vielleicht zu retten gewesen wäre und schlug vor, ihn dazulassen, da sie ihn gut unterbringen konnte. Unlücklicherweise hielten sie seinen einen Begleiter für einen Arzt, dem sie nicht dreinzureden wagten, als er auf rasche Weiterbeförderung drängte, wie es ja Stephans Wille gewesen war. So kam es nun, wie es kommen mußte, ein Sterbender, ohne klare Besinnung wiederzuerlangen, kam dieser in Namatanai an. Aber wer kann es sagen, ob anderenfalls der Tod verhütet worden wäre! Ich gebe hier nur wieder, was ich aus dem Munde der Frau erfuhr. Auch diesen Mund hat inzwischen der Tod geschlossen. Frau Pearson starb bald darauf an Fieber.

Bald verließen uns diese Bekannten wieder und am folgenden Morgen, am 5. Mai, ging auch Krämer von mir. Er wollte nun noch dies wichtige Fest in Lambusso, zu dem wir 2 Tage zu früh

gekommen waren, mit erleben. Ich blieb allein im Rasthaus zurück, es konnte ja durch Segelboot oder sonstwie eine wichtige Nachricht für uns kommen, die wir nicht wieder verfehlen durften. Zu meinem Schutz waren Máramba und Galaureng dageblieben, und redlich teilten wir miteinander unsere Nahrung. Tagsüber sah ich sie zwar wenig, aber abends, nach der Mahlzeit aus Taro, Reis und Fischen, die uns Márambas Speer verschafft hatte, saßen wir meist zusammen, und wir unterhielten uns mit den wenigen Worten, die ich von ihrer Sprache aufgeschnappt hatte. Meist waren wir stumm beieinander, Galaureng rauchte friedlich ihre kurze Pfeife und ruhte von der Tagesarbeit.

Auch beim Baden war sie, und oft auch einige andere junge Frauen und Mädchen, meine Begleitung, denn ich badete wegen der Krokodile nicht gern allein. So inmitten eines Kreises lachender, lebhafter Weiber hatte es kaum Gefahr; die scheuen Tiere, wenn sie da waren, nahmen Reißaus. Am Freitag, den 7. Mai schon kehrte mein Mann zurück, er hatte sehr viel Lohnendes gesehen und erlebt, besonders die Mädchenweihe im Bergdorf Buä hatte sich als ein großartiges Fest herausgestellt, bei dem die so lange gehegten, gebleichten Schönen sehr zur Geltung kamen. Auch in Lambusso war das „Sonnenfest" gefeiert worden und vieles Neue dabei herausgekommen, nur glückte es auch diesmal wieder nicht, der „Sonne" habhaft zu werden, sie wurde wie jenes Sonnen-Malanggan von Lémeris verbrannt. Sie war zu heilig! Ein Ruhetag, der allerdings zum größten Teil mit Packen und Ordnen angefüllt war, folgte, auch der Sonntag verging ähnlich. In der Nacht um 4 Uhr entstand Lärm, ein Boot lief an, und Walden, der schon 2 Nächte auf dem Meere hatte zubringen müssen, kam zu uns. Er blieb 2 Tage und besprach vieles mit Krämer, half uns auch in freundlichster Weise aus, wie er sich überhaupt immer zuverlässig und hilfsbereit gezeigt hat während unseres Aufenthaltes bei dieser Expedition. In der Nacht zum Dienstag erlebten wir noch einen wilden Regensturm, der nicht viel Schlaf in unsere Augen kommen ließ, doch geschah kein wesentlicher Schaden, und als am Tage das Wetter besser wurde und ein günstiger Wind aufkam,

fuhr Walden wieder ab und erreichte sein Heim Fesoa sehr schnell, so daß der Morgen des Mittwoch uns schon einen Brief von ihm brachte. Endlich kam auch von Herrn Zwanzger, dem stellvertretenden Stationsvorsteher in Käwieng, die erwartete Nachricht, die uns die Verfehlung der „Langeoog“ seitens unseres Boten bestätigte und die das Versprechen enthielt, unser großes Gepäck in einem Regierungsboote auf dem Seewege nach Käwieng holen zu lassen, wohin wir dann zu Fuß folgen konnten. So wußten wir nun, was wir zu tun hatten. In Käwieng mußten wir eben hoffen, eine Fahrgelegenheit nach Matupít zu bekommen, und bei der Ungewißheit dieser Möglichkeit galt es keine Zeit mehr zu verlieren, und möglichst schnell dem Ziele zuzustreben. Da hieß es nun alles richtig zu packen und uns in aller Eile für die Nordwanderung zu rüsten. Der Abschied von der liebgewordenen Stätte Tangátupi war gekommen. Bis spät in die Nacht wurde gearbeitet, Maramba und der alte Polizeisoldat Taumanki, der den Brief gebracht hatte, sollten unsere zurückbleibenden Sachen hüten und überführen. Márамba erhielt zum Dank für seine Treue einige ihn beglückende Geschenke, darunter eine Wolldecke und ein Regenschirm die bedeutendsten waren; für seine Gálaureng gab ich das schönste, längste Halsband aus mattgrünen Glasperlen, das ich seinerzeit in Italien erstanden hatte, Kochgeschirre und vieles andere.

Auf dem freien Platze zwischen Rasthaus und Meer pflanzten wir zwei Kerne der nat-Frucht in kleinem Abstand voneinander und umgaben die Stelle mit einem Gatter von Stäben. Die Eingeborenen sollten diese Fruchtbäume, falls sie daraus wuchsen, als Erinnerung an uns hüten. Ich weiß nicht, ob die Kerne gekeimt haben.

Ich schlief in dieser Nacht wenig, war es doch voraussichtlich die letzte, die ich an dem traulichen Platze zubringen durfte, und der Abschied wurde mir schwerer, als ich gedacht hatte. Gern wäre ich noch eine kleine Zeit in Ruhe mit meinem Manne dort geblieben, zur Erholung von dem anstrengenden Leben der letzten Wochen in Beobachtung der Natur und des Eingeborenenlebens, aber wir konnten es nicht darauf ankommen lassen, noch eine etwa sich von Käwieng aus

bietende Überfahrtgelegenheit zu versäumen und mußten trachten, möglichst schnell nach diesem Platze zu kommen. Zu diesen wehmütigen Gedanken kamen Halsschmerzen und ein leichtes Fieber, ein klagender Vogelruf, wie wir ihn noch nie gehört hatten, wie das Jammern eines kleinen Tieres, oder gar eines Kindes, wiederholte sich des öfteren, — kurz und gut, ich war froh, als der Wecker uns um ½5 Uhr aufrief. Da traten wir denn alsbald in der Dunkelheit des Frühmorgens wieder die Fußreise an, diesmal nach Norden gerichtet, nach dem etwa 150 km entfernten Ziel. Bei Durchwanderung des Dorfes Lámasong stellte sich allmählich die volle Tageshelle ein. Ziemlich am Ende des Dorfes lag das neue, frisch beendete Haus des Máramba, da stand auch das Paar am Wege und wartete auf uns. Gálaureng hatte die neue Kette um. Mit schüchterner Geberde trat sie an mich heran, und mit Tränen in den Augen sprach sie: „Du wirst nun nicht mehr hier schlafen, du gehst fort, an einen anderen Platz!“ Dabei umschlang sie mich weinend und legte ihren Kopf an meine Brust. Ich hatte sie immer gern gehabt, aber nicht gewußt, daß auch sie mich in aller Stille in ihr Herz geschlossen hatte. Es war mir wohl und zugleich traurig ums Herz, aller Wahrscheinlichkeit nach sahen wir diese einfachen Menschen nie wieder. Doch konnten wir nicht lange weilen, und mußten schnell Abschied nehmen, in Gedanken an das soeben Erlebte legten wir die schon bekannte Strecke bis Lessu zurück. Von da an ging es ziemlich eintönig weiter, immer die ermüdende, breite, sonnendurchglühte Straße. Der ganze Norden hat Fahrwege, die für Fußgänger unangenehm sind, ganz besonders dadurch, daß man sie mit verwittertem Korallenschotter, wie er in jenen Gegenden überall in der Erde oder am Strande gefunden wird, aufgeschüttet hatte. Werden solche Straßen fleißig befahren, so glättet sich das Rauhe und gibt dann bald eine ausgezeichnete Chaussee. In den ersten Tagereisen von Lámasong nördlich gerechnet, wohnt aber kein weißer Ansiedler, der da hätte fahren können, eine Straßenwalze war nicht bewilligt worden, und wir hatten allen Grund, diese verfrühte Anlage eines ausschließlichen Fahrweges zu bedauern, der streckenweise nicht das schmalste Streifchen glatten Bodens für Fußgänger

aufzuweisen hatte. In dem Dorfe Limba, das wir gegen 11 Uhr erreichten, hatten wir fürs erste genug von der heißen Mühsal und erwarteten am Meeresstrande unser Gepäck, das langsam nachkam. Nach einer kleinen Mahlzeit dämmerte ich mehrere Stunden hin, ohne es zu merken; mein Hals schmerzte stark, vermehrtes Fieber und ein weißer Belag auf den Mandeln zeigte eine nicht ganz leichte Halsentzündung an, wie ich sie bisher immer nur im Bette abgemacht hatte. Wie es angesichts dieser Krankheit mit dem Weiterwege werden sollte, war mir zweifelhaft und machte mir Sorge. Ich hatte daher keinen Blick für die eigenartige Anmut der kleinen Meeresbucht mit ihrer Insel inmitten. Indessen tat das Ausruhen seine Wirkung, und ich konnte in den Nachmittagsstunden weiter wandern. Abends kamen wir an einen Fluß namens Pandansen, in dem wir baden konnten, und nahe dabei lag ein Stranddorf namens Tándis, ganz nahe am weißen Sandstrand des Meeres. In einer kleinen, aber sauberen Hütte, auf dem weichen, hellen Sande, fanden wir ein paar Stunden gute Nachtruhe. Sie war nur kurz, denn vor Tagesanbruch, beim Schein des abnehmenden Mondes setzten wir unsere Wanderung fort. Der Weg war streckenweise so gut, daß ich barfuß gehen konnte, es fehlte hier die Kalkaufschüttung. An einem Flusse nahmen wir gegen 8 Uhr unser erstes Frühstück, nachdem Krämer kurz vorher das wegabseits gelegene Dorf Fátmilak besucht hatte. Um 9 Uhr fand er in dem Dorfe Fúar einige wichtige *malanggan*-Figuren in halbfertigem Zustand, über die er sich näher unterrichtete. Das Warten wurde mir verschönt durch einige ausgezeichnete Papayafrüchte, die man uns zu essen bot. Bald darauf ward schon das riesige Rasthaus von Fezoa sichtbar, in dem Walden und Schilling ihre Unterkunft gefunden hatten. Wir erreichten es um ½11 Uhr und fanden schon Besuch dort, denn der Regierungsarzt Dr. Runge und der Stationsleiter Zwanzger waren, auf einer amtlichen Reise begriffen, dorthin gelangt und von Walden eingeladen worden. Durch unser Hinzukommen hatte der arme Walden einen rechten Umtrieb mit all den schwarzen Jungen durcheinander. Er bestand darauf, uns alle zu bewirten, ich durfte mich

um gar nichts kümmern und lag längere Zeit etwas matt und fiebernd auf einem Langstuhl der Veranda zwischen lauter erworbenen *malanggan*-Schnitzereien, wobei der kleine, zahme Gódlam, jener früher beschriebene rote Papagei, den Schilling beim Umzug mitgenommen hatte, meine Freude und Unterhaltung war.

Am Nachmittag, als die beiden Gäste etwas fortgeritten waren, gingen Krämer und ich durch das ansehnliche Dorf, das einige prächtige, buntverzierte Häuser aufwies, und besuchten das Pflanzerpaar Miesterfeldt, das auf einer, in der Nähe des Dorfes gelegenen, Pflanzung in einfachem Hause mit schöner Aussicht wohnte. Es waren gute, wohlmeinende Menschen, die auch Herrn Walden viele Freundlichkeit erwiesen und ihn mit Rat und Tat unterstützt hatten. Miesterfeldt saß als Angestellter auf dieser Pflanzung der Neu-Guinea-Companie, die gerade anfing zu tragen. Seine Frau, eine dunkellockige Halb-Samoanerin, half ihm mit Geschick und Ausdauer in ihrer stillen Art, namentlich verstand sie ausgezeichnet mit den schwarzen Arbeitern umzugehen. Bei deren Speisenverteilung war sie zugegen und achtete streng darauf, daß alle das ihnen Zukommende erhielten, daß nicht etwa die großen starken Burschen den jüngeren Knaben das Beste fortnahmen. Wir wurden zum folgenden Tage, Sonntag Mittag, eingeladen, und trotz meines schwindeligen Zustandes erinnere ich mich des ausgezeichneten Essens, das Frau Miesterfeldt uns vorsetzte. Ich merkte der kleinen Frau damals keinerlei Kränklichkeit an. Später hörte ich, sie sei schwach auf der Lunge. Bei einer Urlaubsreise im Jahre 1912 nahm Miesterfeldt sie mit nach Deutschland zu den Seinen, damit sie hier behandelt und geheilt werden möchte. Wir sahen ihn in der Zeit einmal in Berlin, er war recht besorgt, denn ihr Zustand wollte sich gar nicht bessern. Er mußte Abschied von der Kranken nehmen, da sein Urlaub abgelaufen war, und wußte wohl nicht, daß er von einer Sterbenden ging. Am Tage seiner Einschiffung in Genua ist seine sanfte, stille Gefährtin, Mutter seiner Kinder, fern von ihrer heißen Heimat gestorben!

Auch Edgar Walden ist nicht mehr unter den Lebenden; er ging als Freiwilliger in den großen Krieg, meldete sich in Flandern als Parlamentär und wurde hinterrücks von einem Franzosen erschossen.

Doch zurück zu unserer Wanderung. Da meine Halsentzündung immer bedenklicher wurde, versuchte Krämer eine Fahrgelegenheit zu erlangen, und es glückte ihm denn auch, von dem guten Herrn Miesterfeldt einen zweirädrigen, leichten Wagen geliehen zu bekommen. Dazu mieteten wir ein Pferd von einem weiter nördlich wohnenden Pflanzer Costantini, der zufällig in dieser Gegend zu tun hatte und es für kurze Zeit entbehren konnte, so daß wir eine ganze Strecke fahrend zurückzulegen Aussicht hatten. Gegen ¼4 Uhr waren wir reisefertig, unsere Jungen mit dem Gepäck hatten wir vorausgeschickt und konnten nun gemächlich durch die schönen Landschaften, vorbei an großen und reichen Dörfern, fahren. Wir sahen, welch schönes Arbeitsgebiet Walden hatte, wie ärmlich war dagegen die Mitte der Insel, Lámasong und Umgebung, wie gänzlich öde und scheinbar ausgeplündert der Süden, Muliáma. Hier sahen wir überall Kokospalmen, den Grundstock des Wohlstandes, schöne, sorgfältig gebaute Häuser, vielfach kleine Schauhütten mit prachtvollen, oft grotesken Schnitzereien darin, die uns mit Staunen und Bewunderung erfüllten. Gegen Abend, als ein leichter Regen zu fallen begann, kamen wir an die große Pflanzung des Herrn Costantini, laut wieherte unsere Stute und die Rufe ihrer Bekannten antworteten ihr aus den Ställen, aber sie mußte weiter.

Die Nacht verbrachten wir in dem riesenhaften Rasthaus von Lakúrdemau, das an Größe noch das von Fezoa übertraf und aus freiem Willen von den Eingeborenen so mächtig gebaut worden war, die damit zeigen wollten, was sie leisten konnten. Es war für mich eine schlimme Nacht voller Fieber und Schmerzen, so ist mir die Erinnerung an die großen, leeren Räume fast unangenehm und bedrückend. Ich hatte kaum gehofft, die Reise am folgenden Tage fortsetzen zu können; ich stand mühsam auf und fand mich nach 8 Uhr etwas unsicher und schwindelig auf dem Sitz des Wagens. Langsam fuhren wir

in den sonnigen Morgen hinaus. War es nun die sonst so wenig beliebte Hitze, die mir gut tat, oder hatte die Krankheit ein Einsehen, daß ich ihr jetzt wirklich nicht nachgeben könnte, genug, es wurde langsam besser mit mir, und eine mürbe Papayafrucht, die uns während einer Wegesrast angeboten wurde, schmeckte herrlich und glitt trotz Halsschmerzen schon wieder ganz gut hinunter. Als wir darauf, halb im Spaß, unserer braven, kleinen Stute etwas von den überresten der saftigen Frucht hinhielten, schnappte sie gierig danach und fraß alles mit dem größten Wohlgefallen. Der Tag blieb sonnig. Wir fuhren auf ebenen Wegen durch ein Land, das reich an Kokospalmen war. Tarofelder schienen nach Norden zu abzunehmen, die Eingeborenen nähren sich hauptsächlich von Sago, Kokoskern und teilweise von eingeführtem Reis. Der Norden mit seinen Palmen und Flachland hat viele weiße Händler hergezogen, und wir kamen denn auch bald an das Haus des Händlers Oström, das wir in der Bewachung einer großen Dogge fanden; der Herr war abwesend. Bald darauf beendeten wir unsere Fahrt bei dem Rasthaus in Lakurdefanga, wir hatten Pferd und Wagen schon etwas über die Zeit behalten und wollten hier den, mit unseren eigenen Jungen zu Fuß nachkommenden, Pferdejungen erwarten. Mit Hilfe eines Dorfhäuptlings, der uns ankommen sah, wurde unser Roß abgeschirrt und konnte auf dem Platze um das Rasthaus her grasen. Wir, die wir uns leider nicht auf gleiche Weise nähren konnten, wußten nichts besseres zu tun, als uns unter einen Schattenbaum in der Nähe eines Bächleins auszustrecken und unserem Gepäck mit Ruhe entgegenzusehen. Auch das Pferd wollte zum Wasser, es war offenbar sehr durstig. Nachdem es einige Zeit gegrast hatte und abgekühlt war, führte ich es an den Bach, es ging hinein und soff mit großer Befriedigung. Während wir ihm noch zuschauten, klatschte etwas von dem alten Baume herab auf das Wasser, wo es aufschlug. Da lag eine fast zwei Meter lange, dünne, grünliche Schlange flach auf der Wasserfläche, streckte den Kopf steil heraus, ohne sich anders zu bewegen, als das gespaltene Zünglein von Zeit zu Zeit zu zeigen, und schaute unverwandt aus zwei großen, dunklen Augen auf das Pferd hin. Schließlich kam Bewegung in das

Geschöpf, es schwamm an Land und wand sich am Baume hoch, wo es in halber Höhe Posten faßte, um das Pferd recht gut ansehen zu können. Der grünlich-graue Leib, mit etwas Gelb an Kopf und Bauch, war seitlich mit feinen, blauen Ringen versehen, der Kopf schien der einer Eidechse, nicht flach wie bei der Giftschlange. Wir führten nun das Pferd wieder an Land, es graste langsam weiter um das Gebüsch herum und verweilte hinter einem dichten Busch. Da kroch die Schlange herab vom Baum und in den Busch hinein, von wo aus sie das Tier wieder lange betrachtete, ohne sich zu rühren, es beschäftigte sie offen-

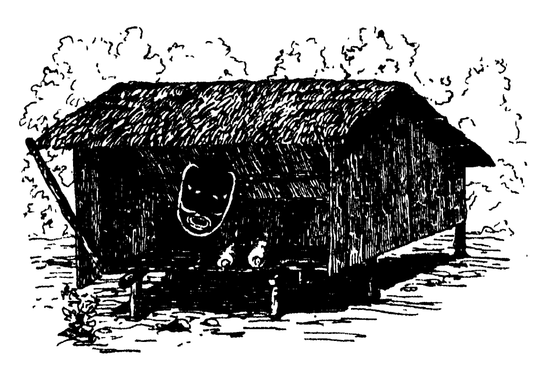


Bild 135. Schwarze Maske mit Weihgaben. J. K.

bar auf das äußerste, vielleicht hatte sie noch kein so großes Tier gesehen. Ich versuchte mir klar zu machen, wie solche Schlange sich fortbewegt, sie gleitet über Zweige und Blätter, und man sieht nicht, wie es geschieht, die Blätter bewegen sich kaum.

Erst spät am Nachmittag kamen unsere Jungen mit dem Gepäck. Wir schickten den Wagen zurück, bereiteten eilig ein einfaches Mahl und richteten alles für die Nacht in dem diesmal kümmerlichen Rasthaus. Dann erst kamen wir dazu, die ärmlichen Hütten des Dorfes zu betrachten, wobei in einem Verschlag drei Männer-Schnitzereien und eine große schwarze Maske gefunden wurden.

Diese Nacht war für mich schon viel besser, und der Morgen des 18. Mai sah uns wieder beide auf Schusters Rappen auf der Landstraße.

Es war noch früh, als wir die Pflanzung eines neu angesiedelten Weißen erreichten und auf der Veranda des Hauses eine weiße Frauengestalt bemerkten. Ich freute mich schon, die europäische Schwester zu begrüßen, aber bei unserm Näherkommen flüchtete sie eiligst in das Haus. Das war eine rechte Enttäuschung, und etwas traurig gestimmt zogen wir weiter. Vielleicht tat ich der Frau unrecht, wenn ich ihr Entschwinden als Ungastlichkeit ansah, es konnte ja sein, daß sie sich nur umkleiden und uns dann empfangen wollte.

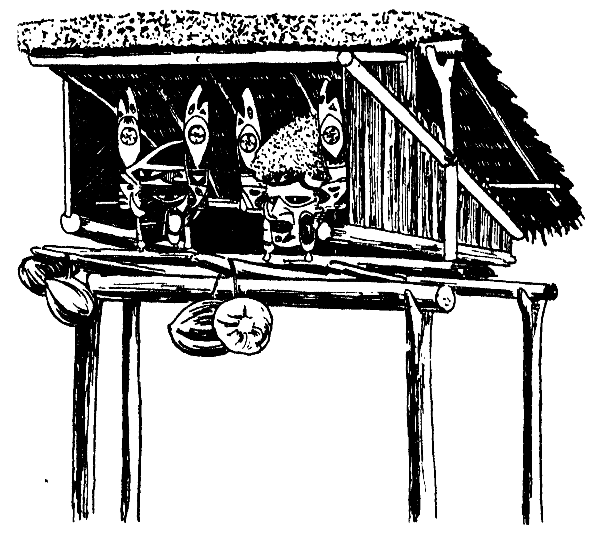


Bild 136. Gesichtsmasken des Nordens. E. K.

Wir waren aber zu sehr in Eile, um es abzuwarten, da wir keine Schiffsgelegenheit von Käwieng aus versäumen durften. Ich erwähne das Begebnis hier, weil ich vorher und später manches ähnliche beobachtete, und das in der Südsee, die für so gastfrei gilt! Wohl mag Undank und Taktlosigkeit mancher Durchreisenden die Ansässigen zurückgeschreckt haben, und Unschuldige müssen für die schlechten Sitten der Vorgänger büßen, doch sollte man sich nicht in dieser Art verbittern lassen und die vertrauensvoll sich Nahenden, die sich auf einen deutschen Gruß, eine Aussprache freuen, enttäuschen. Die Missionare kön-

nen hier als leuchtendes Vorbild dienen. Sie sind fast immer auf das freundlichste bereit, Durchreisenden nicht nur jede gewünschte Auskunft zu geben, sondern sie auch zu bewirten und aufzunehmen, ohne daß dabei ein gesellschaftlicher Prunk entfaltet wird. Gerade das gute, einfache Mahl der Familie tut einem ja nach den Wegesmühen oder in Unterbrechung der Schiffskost so wohl! Eine Erfrischung oder auch nur eine freundliches Wort genügt als Bewillkommnung.

In einem nahen Dorfe, wo wir etwas ruhten, zeichnete ich zwei feingeschnitzte Masken. Bald darauf erreichten wir Kápsu, die Pflanzung eines Herrn Macco, und hatten hier von ihm und seiner hübschen Frau einen Empfang, der geeignet war, alle trüben Erinnerungen nach dieser Richtung auszulöschen. Wir blieben einen ganzen Tag bei diesem gastfreundlichen Ehepaar und hatten Gelegenheit, das schmucke Haus, den gepflegten Garten und die Pflanzung zu bewundern, wo einige prächtige, hohe Grotten ständig Wasser für das sonst zu trockene Pflanzungsland liefern. Für die Gäste war im Garten ein kleines Wohnhäuschen errichtet, das eigentlich nur aus einem Zimmer bestand. Wir fühlten uns wohl bei den liebenswürdigen Menschen und bekamen noch besonderen Grund zur Dankbarkeit, denn Herr Macco gab uns für die letzte Strecke Weges bis Kävieng Pferd und Wagen ohne Entgelt. Dieser Weg ist flach und etwas eintönig, da er durchweg durch Kokospflanzungen führt, er entfernt sich von der Küste und verläuft inlands. Ich erinnere denn auch wenig von dieser Fahrt; nur einmal bei einem Dorfe, wo wir eine Pause machten, trafen wir die Eingeborenen beim Essen. Auf unseren Wunsch gaben sie uns von ihrer Speise: Es waren in Blättern gebackene Streifen von Sagomehlbrei mit Kokoskernspänen vermischt. Die letzte Pflanzung, durch die wir kamen, war die von Herrn Boluminski angelegte, im Besitz des Gouvernements. Auf ziemlich nutzlosem Grasboden war sie unter manchen Mühen entstanden; sie war damals nahe am Tragen und stellte einen wertvollen Besitz dar. Gleich darauf hielt unser Gefährt vor dem Wohnhause des abwesenden Ehepaares Boluminski, das zurzeit von dem Stationsleiter Zwanzger bewohnt wurde. Vor ihrer Abreise hatten unsere lieben, einstigen Gastgeber

uns in freundlichster Weise für diese Zeit ihrer Abwesenheit ihr Fremdenzimmer zur Verfügung gestellt, und hier konnten wir in Ruhe das Kommen des Dampfers erwarten. So unwahrscheinlich es klingen mag, mir wurde das Einleben in diese tropisch-europäischen Verhältnisse schwer. Da wir uns selbst beköstigten, trat das Wirtschaftliche in den Vordergrund, und ich fand es in diesem Hausstand mit Küche und Zubehör schwerer fertig zu werden als auf dem Wanderleben, wo Tondo und ich immer alles gut erledigt hatten. Hier störten die vielen fremden Diener, die man nicht benutzen wollte, auch war es schwerer als in den Dörfern, einfache pflanzliche Nah-



Bild 137. Dorfhaus der Käwieng-Gegend. E. K.

rung zu bekommen. Herr Zwanzger half uns des öfteren mit Fleisch, Geflügel und Eiern aus, und bald hatten wir uns in die veränderten Verhältnisse gefunden. Allerdings durch einen Gang in das nächste, an der See gelegene Dorf kamen wir in die größte Versuchung, dorthin zu übersiedeln, so hübsch schattig und wohnlich war es, obgleich die Hütten mit ihren geflochtenen Türen und locker gefügten Wänden ziemlich ärmlich wirkten. Ich habe es nie ganz klar feststellen können, wodurch die Dörfer der Farbigen zumeist so malerisch und schön sind, während Europäeransiedlungen in den seltensten Fällen anheimelnd wirken. Die schattigen, hohen Bäume mögen das Beste dazu tun, und die werden ja von allen Weißen sofort niedergehauen. Käwieng ist in seiner Art ein Prunkstück deutscher Anlage im

Bismarckarchipel. Der von Herrn Boluminski geschaffene Park verspricht einmal sehr wirkungsvoll zu werden, auch die am Strand verlaufende Kasuarinen-Allee wächst heran. Etwas geradlinig-militärisch mutete alles damals noch an, aber große Gartenanlagen brauchen Zeit zur vollen Entfaltung. Der Schöpfer von all dem Schönen sollte dies nicht mehr erleben, Herr Boluminski starb im Jahre 1913 in Ausübung seines Berufes. Er starb in dem Lande, das er in großartigem Maße in so kurzer Zeit der Kultur erschlossen hatte. Sein Name wird ewig mit der Geschichte Neu-Mecklenburgs verknüpft sein.



Bild 138 Wohnung des Boluminski vom Gartenhaus A. B.

Am 20. Mai waren wir angekommen, und am 2. Juni lief die „Siar“ an, die uns dann mitnahm. Wir hatten also noch etwas Zeit, den Norden Neu-Mecklenburgs kennen zu lernen. Freilich konnte es sich immer nur um kürzere Wege handeln, denn entfernen durften wir uns nicht. Krämer erkrankte zudem zum erstenmal während dieser Reise an Malaria und an Tropica und mußte einige Tage liegen. Mit den anwesenden Weißen hatten wir wenig Verkehr. Nur Herr Spangenberg, Vertreter der Firma Hernsheim daselbst, nahm sich unserer freundlich an und zeigte uns die dieser Firma gehörige Insel Nusa, die gegenüber Käwieng liegt und ordnungsmäßig mit Kokospalmen bepflanzt ist. Die vordem dort ansässigen Eingeborenen wurden bewogen, den Platz zu räu-

men und die benachbarte, kleinere Insel Nusalik zu beziehen, die der Firma gehörte und ihnen dann überlassen wurde. So erfreulich für den Geldbeutel solch eine Kokosinsel sein mag, so langweilig ist sie für das Auge, gleichmäßig gepflanzte Palmen und gerade Wege dazwischen sind wenig reizvoll anzusehen. Hier hatte zuerst die Handelsstation der Firma gelegen, als das Festland noch zu unsicher war, hier auf Nusa wurde 1900 die Regierungsstation angelegt, bis dann bald der Umzug auf die größere Insel, nach Käviens, erfolgte. Nusa und Käviens verbindet der schöne Hafen, der nach Norden und Süden zu sich öffnet.

Das Dorf Golangit südlich von der Station gefiel uns sehr, es gab mancherlei zu betrachten, unter anderem konnten wir beim Schnitzen von allerhand Maskenköpfen zusehen. In einem anderen nahen Dorfe, wohin uns bei einem Spaziergang Gesang lockte, wurden Tanzübungen der Frauen abgehalten für ein kommendes Fest. Die Leute von Nordmecklenburg haben ein anderes Aussehen als die von Lámasong rc. und dem Süden. Bei den Frauen fiel mir das schwere, großlockige Haar auf, das nicht mehr negerartig wirkte. Bei einer Schönen quoll es unter einem roten Kopftuch hervor, ihr Gesicht mit feiner, gebogener Nase und feuchten, großen Augen, hätte einer Zigeunerin Ehre gemacht, einer Carmen mit schwarzbrauner Haut und freiem Oberkörper. Eigenartig ist der im Norden gebräuchliche Helm aus aneinandergenähten Pandanusblättern, den wir zuweilen bei den Frauen sahen. Die Leute waren zutraulich und ließen sich nicht bei ihrer Beschäftigung stören. Einmal sah ich eine Frau rote Pandanuskerne ausdrücken. Es entstand ein roter Fruchtbrei, der mich lebhaft an Himbeermus erinnerte. Die Frau wollte diese Masse mit Taro zusammen kochen.



Bild 139
Frau
mit Pandanushelm
E. K

Am Mittwoch, den 2., in der Früh ertönte das Tuten eines Schiffes, es war die „Siar“, die am folgenden Tage nach Rabaul weitergehen sollte, also die von uns ersehnte Fahrtgelegenheit, und damit ihr erreichte unser Aufenthalt auf Neu-Mecklenburg sein Ende.

Über 1000 km hatten wir Zwei, abgesehen von Spaziergängen, auf dieser 400 km langen Insel innerhalb von 6 Monaten marschmäßig zurückgelegt. Nur so war es möglich, Land und Leute von Tombara kennen zu lernen, das nicht allein an Landschaften so viel Herrliches bietet, sondern auch wirtschaftlich ein Glanzpunkt unseres Neu-Guinea-Schutzgebietes ist.

Ein Schatten fällt in dieses lichte Bild: die Abnahme der Bevölkerung, die willig zur Arbeit, den Pflanzern von großem Nutzen, ja unentbehrlich ist. Man hat schon viel über die Gründe dieses Rückganges geforscht und geschrieben, auch ich erwähnte in diesem Buche die ungeregelte Anwerbetätigkeit als einen der vielen Gründe. Die stärkste Ursache muß aber immer in den Menschen selbst liegen, die offenbar keinen großen Wunsch zur Ausbreitung haben, weil sie ihren Niedergang zu deutlich fühlen. Sind doch schon manche Inselgruppen der Südsee aus dem Willen ihrer Bewohner ausgestorben. Es ist nicht menschlich und auch nicht klug, wenn die mächtigen Weißen, die Herren in diesen Schutzgebieten, die Eingeborenen nur vom Standpunkt des Nutzens, gleichsam als Arbeitstiere betrachten. Müssen die einfachen Menschen, die alle ihre alten, geliebten Sitten und Gewohnheiten schwinden sehen, denen man nicht das Recht, um ihrer selbst willen da zu sein, gönnen will, nicht verzweifeln und lebensüberdrüssig werden?

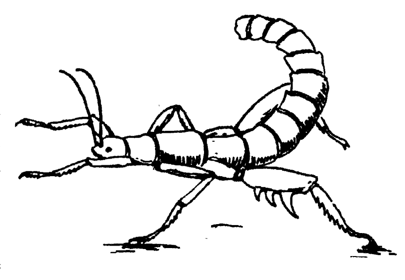


Bild 140.
Handgroßes Insekt, das uns blutig verletzte, mit dem Schwanz nach oben.

Der fortschreitende Handel und Verkehr kennt keine Rücksichten, das ist eine unumstößliche Tatsache. Es ist begreiflich, wenn ein Kaufmann oder Pflanzer, um Geld zu verdienen, möglichst viel Land aufkauft, möglichst viele Waren absetzt, die den Eingeborenen in Wahrheit keinen Nutzen, sondern sogar oft Schaden bringen, weil sie deren eigene Kultur unterdrücken oder auch verweichlichend wirken. Es ist selbstverständlich, wenn ein Schunerkapitän für seinen Herrn und Brotgeber so viel an Arbeitern anwirbt, wie er bekommen kann. Ferner gibt es Sammler, die nur allzu geneigt sind, die Eingeborenen zu plündern an guten, echten Sachen, auch das ist begreiflich, denn sie sagen sich: Nimmt es der eine nicht, nimmt es ein anderer. Gegen all dies gibt es nur ein Gegenmittel: Eine starke, liebevoll-zielbewußte Regierung, die im Verein mit der Mission sich der „wilden" Schutzbefohlenen annimmt, und die Übergriffe, die von allen Seiten gemacht werden, in Schranken hält.

Das mag freilich zuweilen eine schwere und dornenvolle Aufgabe sein, denn jeder Zurückgewiesene beklagt sich natürlich über den Regierungsvertreter und feindet ihn an, wie dies z. B. seinerzeit in reichem Maße auf Samoa geschehen ist, als der damalige Gouverneur den Landverkauf an Pflanzer und überhaupt Nicht-Eingeborene einschränkte, weil die Samoaner selbst den vorhandenen Boden zu ihrer Ernährung brauchten. Ich setze alles Vertrauen in die Regierungsbeamten, daß sie sich ehrlich und selbstlos bemühen, den Eingeborenen unseres Schutzgebietes auch wirklich ein Schutz zu sein und ihnen nach Kräften ihre völkische Eigenart erhalten, in der sie gedeihen und sich wohl fühlen können, und daneben lernen, dem neuen Vaterland zu dienen.

Daß für diese menschlichen Bestrebungen die Missionare von unermeßlichem Wert sein können und an vielen Orten sind, steht außer allem Zweifel. Durch mildes, gütiges Wesen dringen sie in das Vertrauen der verschlossenen Eingeborenen ein und erreichen manches durch Güte, was durch Strenge nur widerwillig gewährt wird. Nicht alle Sitten der Schutzbefohlenen sind ja dem Christentum hinderlich, sondern in Wahrheit nur recht wenige, besonders harte Mißbräuche.

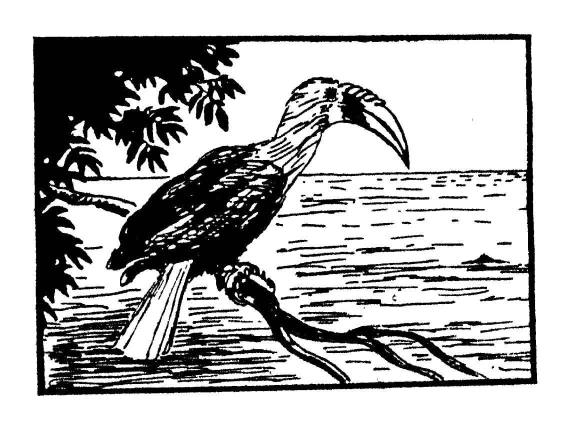
Wie gut könnte nun der Missionar die Leute in mancher Eigenart bestärken und erhalten, die ihrer Natur entspricht und ihre Lebensfreude erhöht. Wie könnten zugleich die selbstsüchtig-trägen Männer allmählich darauf gebracht werden, ihren Frauen etwas mehr beizustehen, wodurch das Familienleben gebessert und damit wohl auch die Kinderzahl gesteigert werden würde. Der wirkende Segen und Erfolg der Mission wird überall da sein, wo ihre Diener in reiner, selbstloser Gesinnung sich der armen Eingeborenen annehmen, und nicht eigene Ehre und Macht suchen oder engherzig auf alles herabsehen, was nicht genau ihren Ansichten entspricht. Daß verschiedene Konfessionen sich nicht etwa auf einer Insel bekämpfen dürften, ist selbstverständlich und wird hoffentlich in Zukunft immer mehr vermieden werden, weil sonst Unheil statt Segen entsteht.

Die bisherige Kolonialgeschichte zeigt allzu viele düstere Seiten: Spanier, Portugiesen, Niederländer und Franzosen, vor allem die gerühmten Engländer, die die größten Erfolge zeitigten, haben viel Unrecht an ihren Schutzbefohlenen begangen, haben ganze Völker schonungslos ausgerottet, weil sie allzu einseitig auf den eigenen Vorteil ausgingen. Warum soll es nicht ein stolzes Ziel der deutschen Nation werden, eine milde, gerechte Kolonisierung zu treiben, unter Schonung der Eingeborenen, zum Vorteil der Weißen. Wenn auch diese Früchte etwas langsamer reifen, der Segen wird nicht ausbleiben. Unsere Kolonien könnten die Schönheit der Eigenart bewahren, ein blühendes, eingeborenes Volksleben würde die ewige Sorge des Arbeitermangels zurückhalten. Schon ist viel Gutes in unseren Südsee-Schutzgebieten geschehen, viele vortreffliche Maßnahmen und Erfolge sind seit den letzten zehn Jahren zu verzeichnen. Und es kann nicht fehlen, daß es weiter bergauf geht.

Vielleicht, daß Neu-Mecklenburg sogar wieder an Bevölkerung zunimmt, wenn stets die weise Fürsorge für das Volk, die liebevolle Erkenntnis dessen, was es nötig hat, die feste Richtschnur der Beamten ist. Wenn die Pflanzer und Händler ein Herz für ihre Arbeiter haben und das Vertrauen der großen Kinder gewinnen, so wird es ihr eigener Vorteil sein.

Zum Schluß möchte ich noch einen persönlichen Wunsch äußern, nämlich den, daß an Stelle des Pidjin-Englisch in allen unseren Kolonien Deutsch zur Verkehrssprache erhoben würde. Der Krieg hat gezeigt, wie wir uns vom neidvollen Fremden abkehren müssen! Unsere Südseekolonien sind rings von englischen Gebieten umschlossen, und eine Stärkung deutscher Sprache und deutschen Denkens scheint hier mehr als anderswo nötig. Das gilt ganz besonders von Neu-Mecklenburg, wo zur Zeit unserer Reise so gut wie nie deutsche Worte von den Eingeborenen verstanden oder gesprochen wurden, mit Ausnahme vielleicht von: „Raus“ und „Mahlzeit“ und allenfalls einem Militärkommando. Und doch lernen die Leute sich unserer Sprache gut zu bedienen, wie wir später an unserem Tondo erlebten, der uns auf die deutsch sprechenden Palau-Inseln begleitete, wo die Mission in rühmenswerter Weise unsere Sprache lehrt. Möge es so bleiben! Möchte deutsche Kultur und Sprache ihren verdienten Siegeszug halten!

Möchtest du vor allem blühen und gedeihen, schönes Tombara! Mit Sehnsucht und Wehmut denke ich dein und deiner dichtschattigen Wälder, die die Küsten umsäumen, und der leuchtenden See. Wenn ich manchmal von jenen Zeiten träume, glaube ich noch das tiefe Lachen der Nashornvögel zu hören, das uns so häufig auf unseren Wanderungen begleitete.





Anmerkungen über Neu-Mecklenburg (Tombara).

von Prof. Dr. Augustin Krämer.

1) S. 2: Die ganze, an 450 km lange Insel Neu-Mecklenburg (früher New-Ireland), am besten mit dem Eingeborenen-Namen Tombára zu benennen als *pars pro toto* besteht in der Hauptsache aus gehobenem Riffkalk. Selbst auf dem 1350 m hohen Lúrun-Berg im Mittelgebiet, den ich am 28. April 1909 bestieg, als höchsten bis dahin erreichten Punkt im Bismarckarchipel, fand ich nur dasselbe Gestein. Daß aber dieser Kalk nur eine Decke über einem vulkanischen Kern ist, wird dadurch vor Augen geführt, daß einzelne Strandpartien aus vulkanischen Kieseln und Sanden bestehen, die als Auswürflinge der See, z. B. großartig an der Ostküste in der Bucht nördlich Kap Sena, den submarinen Untergrund verraten (s. im Buch S. 41). Auch die größeren Wasserläufe bringen aus den Erosionsrinnen ähnliches Geröll herab, bei dem sogar Proben von Urgestein nicht fehlen, wie z. B. im Hiruâufluß im Südosten, an dessen Ablauf auch Sapper ältere Eruptivsteine in ziemlicher Ausdehnung anstehend verzeichnet. Dabei muß aber bedacht werden, daß größere Flüsse nur in Tälern und Ebenen vorhanden sind, da an den Hängen, wie in allen Kalkgebirgen, das Wasser sofort wegfällt, um als mehr oder minder große Quelle am Fuß der Böschung zu erscheinen. So entstehen Bäche und Flüsse an der Küste, die oft nach wenig Schritten Entfernung ins Meer fallen, wie z. B. der tiefe Dálom in der Kándanbucht (S. 81), der Katampet bei Lémeris (S. 200), der nur 10 m lang ist und so reißend, daß man ihn vorsichtig durchwaten muß, usw. Sie bieten dem durstigen Wanderer herrliche Labung.

Anders die Salzflüsse, wie z. B. der Lulu bei Málom, der Boborés (S. 140) bei Lámasong usw., welche wohl zweifellos unterirdischen Salzlagern ihre Nahrung verdanken müssen. An einen Abfluß aufgespeicherten Gezeitenwassers ist wegen der Gleichmäßigkeit des Abflusses und des Höhenunterschiedes nicht zu denken. Das vulkanische Gestein kommt aber auch anstehend vor. Ich selbst stieß freilich nur ein einziges Mal auf einen flachen Felsen von ca. 10 qm Fläche im Walde, 500 m über Lemâu an der Westküste.

Sapper verzeichnet dort im Küstengebiet jüngere Eruptivgesteine in langer Ausdehnung, in der Höhe einen Streifen ältere E. von ca. 5 km Länge; die jüngeren Formen besonders ausgedehnt auch im Südteil der Insel an der

Ost- und Westküste; daneben Tone und Mergel weiter nördlich und an anderen Plätzen zerstreut. Wer sich darüber vergewissern will, muß schon seine Karte 2 und 3 im Ergänzungsheft 3 der Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten 1910 zur Hand nehmen. Dies alles ändert aber an der Tatsache nichts, daß der Eindruck beim Besuch und Durchwandern der Insel durchaus der einer gehobenen bewaldeten Korallenkalkinsel ist.

Nördlich von der Landschaft Muliama liegt das etwas stärker bevölkerte **Pitmusuán** (Name?) mit den Unterteilen Hiratán, Hipakát, Hipúngan, Nókon (Eingeborener Missionar), Himâu, Hilolon usw.

Wenn auch nahe verwandt mit dem Norden, so bilden die drei Südlandschaften doch einen Teil für sich. Was die Bevölkerungszahl betrifft, so glaube ich, daß 1908 im Südbezirk Kaur nicht mehr als 1000 Bewohner vorhanden waren, in Konomála und Muliama an der Küste nur wenige hundert, während man für das Hinterland mindestens 1000 annehmen muß. Der ganze Süden ist also sehr schwach bevölkert. Stephan hat hier genaue Volksaufnahmen gemacht.

Erwähnt sei hier noch, daß die Insel Neu-Mecklenburg, früher New-Ireland geheißen, keinen Gesamtnamen bei den Eingeborenen hat. Da aber der Nordteil von Neu-Pommern am St. Georgskanal Birara heißt, und der Südteil von Neu-Mecklenburg Tombara in gangbarer Aussprache, so sollte man sich ruhig auf diese Namen für die ganzen Inseln einigen, da ja die Benennung im Prinzip des pars pro toto (mit fast alleiniger Ausnahme von Samoa) gang und gabe in der Südsee ist. Diese Benennungen hätten den Vorzug, daß sie auch von den Eingeborenen gut ausgesprochen werden können. Dafür ist schon C. E. Meinicke (Die Inseln des Stillen Ozeans 1. S. 1:4) eingetreten.

2) S. 3: **Neu-Mecklenburg** ist in zwei Bezirksämter geteilt, deren Sitz in Käviéng und in Namatanái ist. Der nördliche Bezirk wurde zuerst gebildet. Es wurde eine Regierungsstation auf der Insel Nusa angelegt (bald nach 1900), später, als bessere Verhältnisse eintraten, wurde die Station auf das gegenüberliegende Festland verlegt. Auf einer Korallenschwelle von ca. 5 m Erhebung stehen jetzt die Gebäude des Bezirksamtmanns mit einem hübschen Blick über den Hafen von Nusa-Käviéng, der als Kanal nördlich aufs freie Meer, südlich ins Inselmeer endigt, von dem ein recht enger aber guter Durchlaß, der Albatroß-Kanal zwischen der Baudissin-Insel und der Halbinsel Kabin zum Meer an der Südwestküste führt. Der Bezirksamtmann Boluminski, 1913 im Dienste in Lakuresanga verstorben, ließ von Käviéng aus eine breite Straße, alle 10—20 km mit einem Rasthaus besetzt, 150 km weit bis zum Kónomofluß, der Grenze seines Gebietes, durchführen, für Wagen befahrbar. 1911 wurde die Grenze des Nordbezirkes ca. 50 km weiter südlich nach der Landenge von Karu verlegt. Die ganze Südhälfte der Insel hat jetzt ihren Regierungssitz in Namatanai an der Ostküste, die einige Jahre vorher gegründet wurde.

3) S. 4: Die **Einsteiggabel**, wie ich sie nannte, kommt seltener in der Landschaft Muliama, hauptsächlich nördlich davon, bis ins Mittelgebiet hinein vor. In diesem selbst wird sie, also nördlich von Lokon an der Ostküste, nicht mehr regelmäßig angetroffen. An der Westküste trafen wir sie noch in Kono. Bekannt ist sie unter dem Konógogonamen *matánangas*, „Auge des Dämon".

Man nimmt an, daß die Gabel Schutz vor dem Eintritt böser Geister ins Männerhaus gewähren soll. (S. 164.)

4) S. 6: **Die politische Einteilung der Eingeborenen** an der Südostküste Neu-Mecklenburgs ist folgende: Die südlichste Landschaft ist **Kaur** mit 2 Hauptplätzen: Siar im Süden, bei den Anwerbern als Hauptnamen bekannt, und Matkaur im Norden, das längst ausgestorben ist. Im ganzen sind auf der ca. 50 km langen Strecke annähernd 30 Siedelungen vorhanden, meist nur aus wenigen Häusern bestehend, kaum je mehr als 10. Gemeinsame Sprache. Diese und die folgende Landschaft **Konomála** mit ungefähr ein Dutzend Siedelungen und eigener Sprache sind von Stephan besucht worden (s. Bericht d. Marine-Rundschau 1908).

5) S. 17: Ich kam in der kurzen Zeit über die nächste Landschaft **Muliama** südwärts nicht hinaus. Die Reihe der Dörfer von Süd nach Nord sind hier Máron, Kambámba, Tam, Baranát, Kambiténgteng, Piglinbui, Barankansáu, Séna, Kòmbon, wie die Karte S. 7 zeigt, wobei von kleinsten und inlands gelegenen Plätzen abgesehen ist. Muliama selbst war um 1850 ein Inlanddorf hinter Kapsa, einem ausgestorbenen Platz zwischen Kambámba und Maron. Es vollzog sich damals der Zug von den Hügeln nahe der Küste nach dem Strande, wo heute fast alle Siedelungen sind. Was inlands, im „Busch“, *lugét*, noch liegt, faßt man unter Bútam zusammen.

Es wurden mir ungefähr drei Dutzend Namen von Buschdörfern genannt, die hinter Muliama liegen sollen, von denen das 2 Tage abgelegene Rán 20 Häuser, die meisten aber nur 3—8 Hütten haben sollen. Die Sprache ist von der Küste ein wenig verschieden, aber rein melanesisch; nur Walden ist es im Norden geglückt, hinter Fesoa eine papuanische Buschsprache zu finden.

Jedes kleine Gemeinwesen hat ein Männerhaus und einen Häuptling, bei den Butam *kamgai* (H-Haus bä), an der Küste *kumgúi* (H-Haus amél). Die beiden Worte Kukurai für Häuptling und Tultul für „Bote“ sind allgemein im Gebrauch, ebenso wie *kiap* für „Herr“, das aber dem Südgebiet eigentümlich angehört, also dort nicht eingeführt ist.

Die Dörfer in Muliama scheiden sich nach den beiden Totemklassen der Kamrai (Haliaëtus leucogaster, Seeadler) und Irir (Pandion leucocephalus, Fischadler) in 2 Teile: zu ersterem gehören Baranát, Piglinbui, Warankansau, Mau; zu letzterem Kambiténgteng, Tam, Kambámba, Sena; Maron ist hälftig Kamrai und Irir.

Die beiden Totemvögel gelten als Männer und heißen *tabutamát*. Daneben gibt es aber auch ein weibliches Prinzip, vertreten in der Kamrai-Klasse durch eine Grille *luss*, in der Irir-Klasse durch die Gespensterheuschrecke Mantis *palamál* (S. 14). Im Gegensatz zum *tabutamát* heißen diese weiblichen Tiere *tabufifin* (*fifin* = Weib). Ob Kamrai und Luß neben Irir und Palamal Zeugerpaare waren für die Menschheit, war nicht sicher auszumachen. In Lámasong wurde die Abstammung vom Totemvogel abgelehnt. Das *tabufifin* war dort nur noch schwach in Gestalt der großen Ornithopteren-Schmetterlinge vorhanden.

Neben den beiden Totemklassen (*mat*), die auf ganz Neu-Mecklenburg vorhanden zu sein scheinen, kommen allenthalben auch Sippen (*tikíemat* in Muliama) vor, die innerhalb einer Totemklasse sich bilden, und eine engere

Fühlung zerstreuter Mitglieder einer Familie unter sich vermitteln. Bestimmte Tiere, Gegenstände, Orte usw. sind ihnen heilig, deren Anrührung bei ihnen selbst oder andern nicht gestattet ist. Diese Maséle genannten Dinge, wovon näheres im Norden, scheinen ihnen heiliger zu sein als die Totemvögel, die nur eine allgemeine Orientierung ermöglichen.

So dulden z. B. die Leute, denen ein Wasser heilig ist, nicht, daß andere Sippen darin baden, ein Sippenstein darf von Schweinen nicht berührt, ein Baum nicht geschlagen werden usw. Nach den Gegenständen, Plätzen usw. werden die Namen gewählt. Die Sippe Koris heißt z. B. nach einem großen Kunei-(Alangalang-)Grasfeld bei Hiratán im Norden von Muliama, Korói ist ein schöner Sandstrand bei Siar im Süden, Mara ein Baum bei Uilo in Konomála; Fanbil meint „Leute von Bil" in der gleichen Landschaft usw.; *fann* heißt nämlich „Mensch" in Muliama, und bildet zweifellos den Grundstock des Wortes *fanua* für „Land" im Sinne des besiedelten Landes in Polynesien. Das Wort *fan* spielt auch auf Truk in den Zentralkarolinen eine ziemliche Rolle, wo Sippen gleicher Art vorkommen, während das Zweiklassentotem verschwunden ist. Daß lokale Beziehungen zwischen den Zentralkarolinen und Süd-Neumecklenburg bestehen, geht daraus hervor, daß die großen Sippen Sor und Korris auf Truk und auch bei den Butam in Muliama gefunden werden, erstere dem Irir, letztere dem Kamrai angehörend. Die Masken der Mortlokinseln bei Truk reden ja auch eine deutliche Sprache und andere Dinge mehr, über die nur ausgedehnter abgehandelt werden kann.

Flora und Fauna. Für beide sind gute Grundlagen vorhanden, als „Die Flora der deutschen Schutzgebiete in der Südsee" von K. Schumann und K. Lauterbach, und in den Mitteilungen aus der Zoologischen Sammlung des Museums für Naturkunde in Berlin 3. Heft des I. Bandes: 1. „Die Vögel der Bismarckinseln" von A. Reichenow, und 2. „Das Leben der Vögel auf den Bismarckinseln" von Fr. Dahl, ferner im 4. Heft „Die Reptilien- und Batrachierfauna des Bismarckarchipels" von Dr. Franz Werner.

Die Marine-Expedition hat nur gelegentlich Tiere und Pflanzen gesammelt und beobachtet. Neu werden nur die Mitteilungen im Text (Seite 42 und 134) über das kleine *rókin* (Macropus browni Rams.) sein, das bislang nur von Neu-Pommern beschrieben ist und über eine rote Trichoglosside (S. 133). Die kleine Vogelsammlung, die ich selbst anlegte, ergab keine neuen Arten, hat nur von bekannten Formen auf Neu-Mecklenburg als neu nachweisen können: Numenius variegatus (Scop), den Brachvogel; den Reiher Ardea sacra Gm., den Falken Haliastur girronera Vieill., den Fliegenfänger Monarcha chalybeocephala Garn., den Staar Calornis metallica Tem., den Blütensauger Cinnyris corinna Salvad., und den Butorides stagnatilis Gould, der zugleich für den Bismarck-Archipel überhaupt neu war. Die Bestimmungen wurden im Museum für Naturkunde zu Berlin ausgeführt. Über Schlangen haben wir nur wenig erfahren (s. S. 253). Es hieß immer, eine giftige sei da, aber Menschen seien ihr bis jetzt noch nicht zum Opfer gefallen, sondern Schweine würden gelegentlich von ihr getötet. Gesehen habe ich diese Schlange nie. Man muß berücksichtigen, daß die Eingeborenen vor allen Schlangen eine große Angst haben, die sie für Dämonen halten.

Besonders die Boa-Arten, die selten über 2 m lang werden, gelten als Maseletiere, worüber beim Totemismus (s. S. 120, 147, 225) näheres. Über die Flora ist gelegentlich im Text das wichtigste von uns Beobachtete beigebracht. Ich will hier erwähnen, daß meine Frau einige Hundert Blütenpflanzen farbig genau nachbildete, so daß, soweit nicht Herbar-Material angelegt war, ihre Bestimmung bei den verbreiteten bekannteren Arten durch Herrn Prof. Dr. Volkens in Dahlem nicht allzuschwierig und zeitraubend möglich war. Es stellte sich dabei heraus, daß die herrlich schmeckende große Natfrucht (S. 92) noch nicht bekannt zu sein scheint.

Der erwähnte hohle giftige Ameisenbaum ist Endospermum formicarum Beu., (S. 137), der Frühstücksstrauch, der so stark nach Styrax riecht, Macaranga involucrata M. Arg., (S. 72), die Himbeere im Südgebirge Rubus moluccanus L.; der Baum, aus dessen weißem weichen Holz die Malanggane geschnitzt werden, Alstonia villosa Blume.

6) S. 19: **Tatauierung** (so richtiger als „Tätowierung", weil „tätow" englische Schreibart des polynesischen *tatau*) ist bei den dunkelfarbigen Neu-Mecklenburgern wenig üblich, höchstens in Punkten und Linien, nie in bestimmter Ordnung; siehe die Bilder im Text und „über Tätowierung der Eingeborenen im Distrikt Siarr" von R. Parkinson, Int. Arch. f. Ethnogr. Bd. V. 1892. Dagegen sind **Ziernarben** sehr verbreitet, in Muliama *kot* genannt und zeremoniell ausgeführt mit Muschel *gai*, bei dem *malérra*-Fest. Wünschen einige Jünglinge *kot* zu haben, so wenden sie sich an einen Festkundigen, den *váran malérra*, der alles anordnet. Sie treffen sich auf dem geheimen *kamnár*-Platze im Busch, besprechen alles und machen die Zeremoniellgegenstände, die dukdukähnlichen kleinen Kopfaufsätze aus *sifol*- und *maslan*-Blättern, *bálilai* genannt, und die Feuergefäße *if*, die aus gehöhlten Taroknollen bestehen, bemalt mit roter Farbe bekannter Herkunft (Morinda-Wurzel mit Kalk) und gelb von einem Baum *mánamur*. Wenn alles fertig ist, werden vom *váran malérra* die Einschnitte gemacht und mit Kalk eingerieben. Dann beschmiert sich alles am ganzen Körper mit einem Absud von wohlriechenden *me*-Blättern in Kokoskernsaft, also mit frisch bereitetem wohlriechenden Öl, für den Umzug *lalár* durch das Dorf. (Bilder 12, 21, 30.)

Voraus werden mit abstehenden Armen die Feuerbehälter getragen, in welchen die Flammen durch eingeschabten Grus *lambiráng* vom Nest der kleinen schwarzen Baumameise *kan* genährt werden, und im Gänsemarsch folgen die *bálilai*-Träger; der Zug geht um einen Bananenstamm herum. Die Weiber haben indessen das *kiskalól*-Gericht gemacht, mit der *gai*-Muschel geschabten und gekochten Taro, was die Jünglinge mitnehmen und nach Rückkehr auf den *kamnár*-Platz auf Blättern auslegen. Auf dem Platz beginnt dann der Tanz. Zuerst macht der Führer mit dem *if* in der Hand den *taltal*, den Lauf im Kreise; alle folgen, während die beiden Klanghölzer in Quinten tönen, die ein sitzender Jüngling auf den gespreizten Beinen vor sich mit zwei *ballo*-Klöppeln aus *aumbát*-Holz schlägt. Auch die Tänzer haben kleine *bubuár* genannte Bambusstücke in der Hand, die sie mit Stäbchen bearbeiten. Rhythmisch nicken die Köpfe dazu. Sie singen die unverständlichen Worte: *Tangi ra membeā lo tangi aū!* Das austronesische Wort *tangi* „weinen" deutet genügsam auf den Sinn hin! Mit dem Ausruf *mbal mbálus*, dem Ruf der *bálus*-Taube *ū ū ū ū*! der mit vorgehaltener Hand gerufen wird, endet der Tanz.

Das Essen *ien na malérra* folgt und beschließt das Fest; die if-Gefäße und *bálilai*-Putze werden dann verbrannt, das *taumana if*; der Führer erhält einen Faden Muschelgeld (*tang*). Dieser Taro-Feuerkult findet im Norden Neu-Mecklenburgs in anderer Weise seine Wiederholung, wovon später.

Ein zweites Geheimfest findet in Muliama statt, wenn ein Jüngling ein *varan kinit*, „Geisterkundig" werden soll. (In Piglinbui heißt z. B. der Hauptgeist der Kamraigenossen S o a b á n a). Der Anwärter muß ca. einen Monat abgeschlossen auf dem *kamnar*-Platz wohnen. Der *Kumgui* (Häuptling) läßt eines Tags die S c h w i r r h ö l z e r (*tangalau* und *tomlúklur*, große und kleine Art) im Busch ertönen und die Jungens blasen die aus Cordilyne-stengel gefertigten *kio* (wie unser Grasblasen) und schlagen mit *málamala*-Stöcken Lärm. Der Häuptling bestreut den Kopf des Anwärters mit Grus von dem weißen Ameisenbau, dann hält er ihn fest und schneidet auf seinem Rücken ca. 10 Horizontalschnittchen, jederseits fünf in senkrechter Reihe, die mit Kalk eingerieben und Schweineschmalz verschmiert werden. Die Frauen glauben, es seien die *ngisan kinit*, die „Geisterzähne". Der Anwärter geht in den Busch, um den „Teufel auszulosen", dann ins Männerhaus, wo ein Essen bereitet wird. Tanz, Lustbarkeit, dann Zeremonie fertig. Der Häuptling erhält Geld.

Das **Schwirrholz** kommt weit verbreitet auf Neu-Mecklenburg vor, wird meist aus Bambus gefertigt und für die Totenfeste gebraucht; im Süden macht man es jedoch aus dem Holz der Caryota-Palme; es erreicht die Länge von 25 cm und hat Spatelform.

Merkwürdig, daß das den Frauen streng geheimgehaltene Musikinstrument, das an langen Stöcken geschwungen wird und kilometerweit durch den Wald zu hören sein soll, auf die Erfindung durch Frauen zurückgeführt wird, die freilich ihren Erfolg mit dem Tode bezahlen mußten. Es heißt, daß zwei Frauen in alter Zeit in Siar Feuerholz suchten. Als sie die Äste mit Stöcken abschlugen, sangen diese beim Gleiten durch die Luft. Die Frauen machten darauf ein Loch in den Stock, banden eine Schnur daran und schwangen die Hölzer, die einen jammernden Ton von sich gaben. Einige Männer sahen es; sie schlugen die Frauen tot und behielten das Geheimnis für sich. So glauben die Frauen heute noch (nach Ansicht der Männer), daß das Heulen der Schwirrhölzer im Busch das Weinen der Geister sei, und bleiben deshalb den Männeressen fern. Denn die Männer wollen nicht, daß die Weiber von ihren Handlungen erfahren. „Die Frauen bekommen beim Fest zwei Schweine, wir essen alle die übrigen", sagte mir ein Häuptling; „wir belügen sie", fügte er lachend hinzu. Trotzdem ist nicht zu bezweifeln, daß die in Fleisch und Blut steckende Geisterfurcht ihre Wirkung auf Mann und Frau trotz Wissen nicht verfehlt.

8) S. 28: Die kleine „Insel" Bit (die Riffinsel im Muliamahafen heißt B i t K a k a m a l ō) liegt nicht, wie auf den früheren Karten gezeichnet, frei vom Land; denn wenn man von Maron aus an der Küste hinab nach Süden sieht, sieht man die Insel landwärts vom Cap Bilolo liegen, also „unter Land".

9) S. 28: eine Cucurbitacee Zanonia sp.(*búngoi* oder *bungúi*); das Sinnödgrün" nennen die Eingeborenen *bokbók*, die baumrankende lila Papilionacee *finau*, den Rubus *guból*.

10) S. 30: Das Fest ist von S t e p h a n im 3. Bericht Mitte Januar 1908 erwähnt. Im 3. Reisebericht in der Zeitschrift für Ethnologie 1908 Bd. 140, S. 806, macht Dr. S c h l a g i n h a u f e n nähere Angaben und gibt ein Bild

der 10 m hohen Leiter, auf der die *kulop* genannten Jünglinge ihre Lieder absingen, geschmückt mit Kopfbinden, von denen Blätter hinten hinabhängen, und mit Schulterschmuck aus Pflanzenschoten. Gesicht weiß und rot bemalt. Gegenüber der Leiter ist eine niedrige geschlossene Hütte *rumon kulop*, in welcher die befeierten Jünglinge zusammengekauert während der Pausen sitzen. Am 3. Festtag wird ein kleines Pfahlhaus gebaut, in welchem die Jünglinge zusammengedrängt der Unbill des Festbundes preisgegeben sind durch Losschlagen, Stechen, Brüllen von allen Seiten. Nach diesem Martyrium, bei dem mehrere Novizen ohnmächtig wurden, waren diese frei, konnten ins Dorf gehen, durften Frauen sehen, und im offenen Festhaus *pal* mitessen. Solche Jünglingsweihen kommen über die ganze Erde, in dieser besonderen Art in Melanesien weitverbreitet vor. Die Leiterausstellung beobachteten wir selbst in kleinerem Maßstabe im Norden, wovon besonders bei Lémeris und Tegerot die Rede ist.

11) S. 37: Diese schöne stattliche Orchidee ist Grammatophyllum scriptum Bl., vom Bismarckarchipel bislang unbekannt. Der Farn war eine Polypodiumart dieser vielgestaltigen Gattung.

12) S. 39: Die **Totenfeier** ist bei unberührten Verhältnissen, vor allem wenn ein Häuptling gestorben ist, nicht so sehr einfach, wie bei unserem Erlebnis. Der Verstorbene wird in sitzende Stellung gebracht, die Hände zwischen den Knieen. Die rechte Seite des Kopfes malt man mit roter Erde von der Muliama gegenüberliegenden Insel Anir (Feni) ein, die linke Seite schwarz mit Holzkohle. Hahnenfedern werden ins Haar gesteckt. Die Frauen, die dies besorgten, gehen nun weg, und die Männer holen ein Boot, in dem er liegend ins Männerhaus getragen und mit Pandanusmatten (*me*) bedeckt wird. Hier bleibt er längere Zeit liegen; ein durch ein Loch im Boot von unten eingestecktes Bambusrohr leitet das Wasser ab. Feuer werden im Hause unterhalten, wo die Männer wachen, während die Weiber in den Dorfhäusern die Totenklage anstimmen.

Am 5. Tage soll der Geist beruhigt sein, die Haut ist abgegangen und der Gestank hört auf. Nun verstummt auch die Totenklage und die Schwirrhölzer und Pfeifen im Busch brauchen nicht mehr von den Männern in Betrieb gesetzt zu werden. Jetzt kommt der große Totenschmaus telér. Ist der Tote begraben worden, holt man später seinen Schädel heraus, wickelt ihn in Rindenstoff und hängt das Gebinde oben im Haus auf. Weitere Essen folgen. Dann begräbt man den Schädel wieder. Im Norden Neu-Mecklenburgs sind die Totenfeste viel komplizierter, wie später zu sehen.

13) S. 53: Varankansáu, Name der Dorfschaft und der eigenartigen Riffkanäle, die ich in meiner Reisebeschreibung 1897—99 „Hawaii, Ostmikronesien und Samoa“ beschrieben habe. Die Riffe in jener Nordwestecke der großen Muliamabucht sind nur schmal, und sind morphologisch als Saumriffe zu bezeichnen, welche der Bildung eines Binnenwassers entbehren. Die Kante dieser Riffe war durch die hohe Südostsee so zerschnitten, als ob man mit dem Messer einen Tischrand mutwillig reihenweis tief eingekerbt habe. Bis zu 1 m tief waren die Riffkerben, eine neben der andern und die See wühlte sich bei Niedrigwasser so wuchtig in die Spalten, daß der Anblick überraschend schön war. Ich habe nie bei meinen unzähligen Riffbesuchen über die ganze Erde etwas Ähnliches gesehen. Wie merkwürdig, daß die Eingeborenen dieses Phänomen in dem Worte *varankansáu* auf das Dorf übertragen haben. Der

Regen verhinderte eine Aufnahme. Ich sandte einen Boten zurück nach Muliama an den Expeditionsphotographen, daß ers nachholen möge, am besten kinematographisch. Die Umstände haben es nicht ermöglicht. Genau so gings mit dem grandiosen Spritzloch eine Stunde nördlich von Lámasong, beim Boborésfluß. Wer wirds nachholen?

14) S. 57: Gunéi genannt im Archipel, im Sundagebiet Alangalang, ist ein an einzelnen Plätzen bis zu Manneshöhe wachsendes Gras, das, wenn so hoch, für Weiße wegen der geringen Luftbewegung und der schneidenden Halme oft fast unpassierbar ist. In der Hauptsache handelt es sich um Imperata arundinacea Cyr und exaltata Bronyn. Während unseres Marsches trafen wir vornehmlich solche Felder auf dem hohen Kapland von Matanatámberan und Tingra (Sapper Nokon und Diligri), wo an beiden Orten auf ein niedrigeres zirka 20 m hohes schmaleres, ein langes zirka 50 m hohes längeres folgte, durch eine Erosionsrinne voneinander getrennt. Der Boden sieht dunkel, oft rötlich aus. Ich vermutete, daß vulkanische Aschen oder Tuffe die Sterilität dieser Gegenden bedingen und die Farbe hervorbringen. Sapper (l. c.) glaubt aber nur an Residualtonböden, wobei aber die Herkunft des roten Tones mir noch nicht genügend scharf festgelegt erscheint.

15) S. 59: Der Pórpophafen, den ich so benannte, ist auf meine Meldung ans Reichsmarineamt hin am 1. Dezember 1911 von S. M. S. „Planet" vermessen worden. Die Pórpophalbinsel springt wie eine Nase ostwärts zirka 450 m weit vor. Von der Spitze läuft südwärts annähernd parallel mit dem Land eine nahezu 1300 m lange Riffzunge, die an der Südspitze einen 20—30 m tiefen und eine Kabellänge (180 m) breiten Riffeinlaß freiläßt. Das ganze über eine halbe Seemeile lange und zirka zwei Kabellängen breite Becken hat nur eine Untiefe und sonst fast allenthalben Tiefen um 20 m. Was der Hafen für die schutzlose Ostküste bedeutet, wird die Zukunft lehren. Kap Sena sieht man von hier aus im Südosten.

Die „Elisabethbucht", richtiger wohl „Himáu-Bucht" in Zukunft zu benennen, wurde vom 27. bis 29. November 1895 von S. M. S. „Möve" Kapt. Janke vermessen und benannt. Ein Observationspfeiler wurde bei Nokon errichtet, der noch vorhanden ist.

16) S. 63: Dieses Guneifeld wurde schon in Note 14 erwähnt. Was im Süden Pórpophafen, Kap Hipungan, Kap Matanatamberan und Dorfschaft Nókon mit Elisabethbucht ist, das ist hier in kleinerer Wiederholung Tingra-Bucht, Tingra-Kap, Kap Reiß, Dorf Nassauói, Dreiflußbucht, die hier nur klein ist; die drei Flüsse sind von Osten nach Westen Mar, Pita, Kánap, sind mangrovesumpfig, schwarz, düster, unfreundlich. Die kleine Bucht hat ein Westkap Matanhat; wenige Minuten von dort liegt die Missionshauptstation Kudukudu, die seit einer Reihe von Jahren von der Wesleyanischen Mission besetzt ist. Ihr Einfluß reicht von Nokon im Süden (siehe Text) bis nach Namatanai im Norden, wo sich 1908 eben ein katholischer Pater niedergelassen hatte.

17) S. 66: Das Kukuästuar, das sich flaschenförmig von der Mündung aus erweitert und sehr sumpfig ist, liegt in einem Landeinschnitt. Von hier aus läuft die Küste in einem Bogen erst östlich, dann nordwestlich über Kap Súmudu und Bal (Pol) nach dem Kap Nomródu (Namoródu),

von dem aus die Küste wieder westlich nach Namatanai und der Nabutubucht zurückspringt. Daher an beiden Einschnitten, beim Kuku und bei Namatanai-Nabutu, Paßwege, die in zirka zwei Stunden zur Westküste führen. Der südliche führt nach Sappers Angabe zirka 300 m hoch an den Kreidelagern vorbei, aus denen die bekannten Totenfiguren geschnitten werden, nach Nakudukudu; der nördliche noch niedriger nach Ulaputúr (s. Übersichtskarte).

Eine Spezialkarte dieser Gegend 1 : 200 000 nach Behrendts Aufnahmen findet sich in den Mitt. aus den Deutschen Schutzgebieten. Bd. XVII. 1904, Karte 4.

18) S. 66: Vom Strande in Sohun sieht man die Insel Lir (Lihir) genau im Norden liegen (mißweißend) und Kap Matanatamberan peilt man mit Kap Sena zusammen in S. 63° O. in einer Linie. Dies ist wichtig, weil das erstgenannte Kap immer auf den Karten zu weit nach Osten vorgerückt erscheint. Meine Karte korrigiert dies. Unser Rastplatz war ungefähr da, wo auf der Behrendtschen Karte Ssassango steht.

19) S. 77: Das große Sprachgebiet in **Mittel-Neu-Mecklenburg** hat keinen besonderen Namen. An der Nord(Ost)küste geben die Eingeborenen Kántebu an der Kándun-Bucht als Vorort an. Dort liegen folgende Dorfschaften: Pulu, Silom, Pénatkin, Kánabu, Lémeris, Búmbuve, Gólelik, Kántebu, Kándan, Kanangúsngus, Loásigi, Málom, Lámbuso, Katéndan, Panégendu (Panagúndu), Lámasong. — An der Südküste: Lámban, Lâu, Mësi, Kinepú, Gúlumbe, Mámbo, Ugana, Lámbu, Kóndu, Témbin. Alle diese Namen gelten für Dorfgemeinden, innerhalb derer es mehr oder minder zahlreiche Dorfteile gibt, die nur lokales Interesse haben. Ihre Aufzählung würde hier zu weit führen. Neben den Stranddörfern gibt es aber noch Buschdörfer, deren Aufzählung ich gleichfalls hier unterlasse. Die wichtigsten für dieses Buch sind Lélet auf dem Gebirge in 1000 m Höhe, aus Lémbin und Lenkámen bestehend, Lévinko auf 700 m halbwegs Strand, Kanambasá, Lémbundan, Bué, Tégerot, Katenós, Kónombin, alle an der Nordküste.

20) Die **Namengebung** ist in den melanesischen Sprachen nicht immer ganz einfach. Dann nennt sich der Platz selbst häufig ein wenig anders als die Umgebung ihn bezeichnet. Dies trifft hier zu. An der ganzen Küste spricht man von Panakóndo oder besser Panagúndu geschrieben (auf den Karten Panakóndo) nach ä úndu, die Banane, weil der Gott Móroa hier einen Bananengarten angelegt haben soll. Der Platz selbst aber benennt sich deutlichst Panégendu. Trotzdem halte ich an Panagúndu fest, weil es gangbarer ist. Bei der Aufstellung geographischer Namen muß man ihrer Gangbarkeit Rechnung tragen. So habe ich den von uns neu entdeckten Hafen beim Kap Matanatámberan nicht nach dem Dorf Pangibamkúp benannt, wo wir zuerst ihn berührten, sondern nach dem Dorf Pórpop, das an seiner Nordecke liegt. Im übrigen gehen die Namen am besten aus meiner Karte hervor. Zu meiner Befriedigung weichen sie von den Angaben Behrendts meist nicht erheblich ab, während die Aufzeichnungen von Sapper und Friederici größere Abweichungen ergeben. Daß diese Herren auf ihren geographischen Märschen der Namenfrage nicht die hierfür nötige Zeit widmen konnten, ist ganz selbstverständlich. Bei der Länge der Zeit, die Behrendt sich auf seinen Vermessungstouren

ließ, der das ganze Land mit der Leine abgemessen haben soll, und bei der Zeit, die der Marine-Expedition zur Verfügung stand, glaube ich, daß namentlich Mittel-Neu-Mecklenburg, was mich betrifft, als ziemlich richtig benannt angesehen werden kann.

Mittel-Neu-Mecklenburg.

Die Dorfschaft Lámasong lag 20 Minuten vom Rasthaus Tangàtupi entfernt, unserem Lager. Zuerst erreicht man von dort den Dorfteil Sovan, dem in kurzer Zeit Lendänud folgt. Zwei Kilometer weiter westlich hambawärts an der Küste hinauf, liegt ein Sprengteil Tógerot, gleichfalls am Strand, aber mit nur wenig Häusern. Jeder Dorfteil hat eine Reihe von Gehöften, die meist 2—5 Häuser zählen, und landwärts von der Straße liegen, während die Männerhäuser fast immer in der Nähe des Strandes angelegt sind. Jedes Männerhaus ist von einer meist niedrigen Steinmauer umgeben und jedes gehört einem bestimmten besonderen Häuptling. Innerhalb der Mauer, im viereckigen Männerhof (*ántein*) findet die Beerdigung seiner verwandten Toten statt. Über den Gräbern findet der Leichenschmaus statt, und im Männerhofe werden die Malanggane aufgebaut, die für die Abfeierung der Toten unentbehrlich sind. In der Nähe eines Männerhauses liegt in jedem Dorfteil ein Regenmacherhain (*márandan*), wo neben Tarosteinen (s. Bild S. 204) auf Bänken große Tridacnaschalen liegen, in denen, meist etwas im Wasser, die Schädel der Regenzauberer liegen. Es gelang leicht, die Namen der Zauberer, von denen die Schädel auslagen, genannt zu bekommen und ihre Familienzugehörigkeit aufzudecken, wie überhaupt alle Insassen des Dorfes mit ihren Angehörigen und Vorfahren aufgenommen wurden. Die Stammbäume reichen selten über den Urgroßvater hinaus; häufig weiß man schon von den Großeltern und ihrer Herkunft nichts mehr. Nur in einem besonderen Falle zählten die beiden Häuptlinge Lipúi und Bagáravut (S. 127) an Vorfahren des Ganggē, zu dessen Ehren das letzte große Uli-Fest in Lámasong gefeiert worden war, gegen 1800 Namen auf, und was ich in wenigen Minuten zu erledigen gedacht hatte, dauerte so viele Tage. Ich mußte meinem Empfinden nach alle die Namen, die prompt hintereinander gesprochen wurden, aufschreiben, um zu sehen, wo das Ende der Stammtafel war. Aber es blieb unbestimmt: es hieß, noch viel weiter zurück liege der Gott Móroa. Es kann sich natürlich nicht um Ahnen, sondern um mehr oder weniger sagenhafte Männernamen ihres Umkreises handeln. Aber höchst merkwürdig bleibt dies immerhin; man denke an einen eigenen Versuch, so viel Namen in rascher Folge herzusagen. Es waren nur Männer-, keine Frauennamen. Anders bei einer Stammtafel der Dämonen mit 125 Namen und bei einer solchen der Vögel, wo als Nachkommen des Mannes *malam* (Haliäetus leucogaster Gm., der Weißbauchadler), von der Frau *ranggam* (Pandion leucocephalus J.Gd., der Weißkopfadler) fast sämtliche Vögel der Insel aufgezählt werden, aber nicht der Mensch, so daß der Nachweis mißlang, diesen als Nachkommen der beiden Totemvögel abzuleiten.

Als Vater des *ranggam* wurde der rote Papagei *gotlam* genannt (S. 267), von dem öfter im Buche die Rede ist und der nur auf Tabár vorkommen soll. Er stahl das Feuer in Lámasong, wo es gerade zwei *ävenkikis*-Vögel gerieben hatten, und brachte es nach seiner Heimat. Die rotleuchtenden Vögel werden ja auf dem ganzen Erdenrund gern als Feuerbringer ausgegeben.

Der **Totemismus** in zwei Klassen Málam und Ránggam ist also, was den Mythus betrifft, kein tief empfundener. Die Tiere werden auch nicht besonders heilig gehalten. Die Geisterfurcht ist eine viel größere. Als älteste Geistermutter der Ránggamklasse gilt der pilzförmige Stein auf dem Riff (**Bild** S. 90) mit Namen Tavăpalös (Art des Grases *papalis*), dessen Vater der Bambamban ist (von *bă* Fels und mban lang); die älteste Frau der Málamklasse ist der Stein Tavătanda an der Mündung des Korovináiflusses. Von diesen wird der Dämonenstammbaum abgeleitet, so daß also wie bei den Polynesiern *papa* der Fels den Urzeugungsbegriff darstellt, aus dem die Dämonen abgeleitet werden, die dann allmählich in die geschichtlichen Menschen übergehen. Letzteres war aus den Lámasongleuten nicht herauszubekommen, obwohl bei ihnen alle Verstorbenen als Geister herumziehen. Freilich werden die Seelen als Schatten, *ventánun*, deutlich von den Buschgeistern, *n'gás*, und den Dämonen, *rongan*, unterschieden. Aber das Dämonische sieht doch in ihr ganzes Leben hinein, und die Abstammung vom Gotte Mórǒa, der auch nur ein großer Geist im Sinne des Jupiter oder Wotan war, haben sie selbständig betont, ohne mein Hineinfragen.

Die Geister sind nun natürlich genau so totemistisch in zwei Klassen geteilt, wie die Menschen, und auch die Pflanzen, Flüsse, ja schließlich alles gehört entweder zu Málam oder zu Ránggam. Hervorstechend ist immer, daß Mischung in der Klasse untunlich ist, daß alle Málamleute sozusagen Brüder oder Freunde sind und den Ránggamzugehörigen fast wie Feinde gegenüberstehen.

Neben den „großen Vögeln", *vika rúruk*, sind aber noch kleine Vögel, *vika ndôkndok*, die als Untertotem gelten können und zwar das Männchen und Weibchen des Papagei Eclectus pectoralis, der rote männliche, zu Málam gehörige ä *gálanga pó* und der grüne weibliche, zu Ránggam sich zählende *ändámin*. Ja es kommen noch zwei weitere Unterschichten hinzu, das Schmetterlingspaar der großen prächtigen Papilionen Ornithoptera Orveillana, von denen das handgroße Männchen braun, das Weibchen herrlich grün schillernd ist. Diese Unterklassen haben aber auf die Hauptgliederung keinen Einfluß; es geht daraus nur hervor, daß Málam und Ránggam entschieden ein männliches und weibliches Prinzip darstellen. Der Mann steht der Frau scharf gegenüber, ebenso die Verwandten des Mannes den Verwandten der Frau; diese Gegensätze paaren sich nur zwecks Familiengründung; aber mit der Geburt rückt das Kind sofort auf die Seite der Mutter. So ist es bei der Ránggam-Frau. Aber auch eine weibliche Verwandte des Málam-Mannes gewinnt ihre Kinder für das Málam-Lager, so daß beide Klassen immer scharf, wie durch einen Fluß getrennt bleiben. Jede Klasse ist eben eine große Gesellschaft, und der Vater steht deshalb zu seinen Kindern in höchst loser Beziehung, wie zu seiner Frau, und er könnte eigentlich nach dem Klassenprinzip seine Töchter freien, denn sie sind keine eigentlichen „Blutsverwandte". Solche *dang* sind eigentlich nur die Geschwister unter sich.

Es gilt das Gesetz, daß Heirats-Verwandte (im Gegensatz zu Blutsverwandten) nicht sich freien dürfen, auch wenn sie, was ja so sein muß, verschiedenen Totemklassen angehören. Es darf also der Bruder der Frau nicht die Schwester des Ehegatten heiraten, obwohl sie eigentlich gar nicht blutsverwandt sind. Ein Jüngling darf wohl mit seiner Mutter reden, aber nicht mit seiner Schwester und seiner Schwiegermutter. Wenn diese ihm etwas geben wollen, werfen sie's hin und gehen weg, worauf er's dann nimmt. Er nennt außer der Mutter keinen Namen einer weiblichen Verwandten. Von seinem Schwager kann ein Mann zwar den Namen nennen, meidet aber eine Berührung mit ihm und ißt nicht mit ihm zusammen. Die Schwester des Vaters, seine Tante väterlicherseits, kann er wohl mit Namen rufen, aber heiraten darf er sie nicht. Der Onkel väterlicherseits gilt als Vater, die Tante mütterlicherseits als Mutter. So umschließt ein straffes enges Band die Familie.

Für die Organisation ist es nun wichtig, daß es innerhalb der beiden Totemklassen Unterabteilungen gibt, sogenannte Rotten, in Lámasong bung genannt, deren jede sich aber nur aus einer gewissen Zahl von Männern einer Totemklasse zusammensetzen. Ein alter Häuptling ist das Oberhaupt, der mit dem Rottenschutzgeist, dem Masele, umzugehen versteht. Unter Masele versteht man in der Verkehrssprache einen Schutzgeist, der in einem Tier, meist einem Hai oder einer Schlange, lebt und einen besonderen Lieblingsplatz hat. Dort tritt der Meister mit ihm in Verkehr, er spricht mit ihm und ist bestrebt, ihn in guter Stimmung zu erhalten. Alle Angehörigen der Rotte lernen die Sprache und Gepflogenheiten des Tieres vom Meister, und es heißt, daß z. B. ein Hai oder ein Krokodil, das Masele ist, seinen Rottenbrüdern nichts tut, während andere ihres Lebens nicht sicher sind. Fehlen aber die Schüler gegen irgend ein strenges Gebot, so fallen sie dem Masele zum Opfer. Dies gilt auch für ihre Familienangehörigen, und da die Sippe im weiteren Sinn eine Großfamilie ist, so gelten die eben genannten Totemregeln auch für alle Sippenmitglieder und deren Angehörige, einerlei ob sie zu Málam oder Ránggam gehören. Dadurch wird trotz des Zweiklassensystems Inzucht verhütet. Jedes Maseletier hat seinen Namen und wird dieser auf Bananen, Kokosnüsse, ein Schwein usw. übertragen, so wird der Gegenstand für Mitglieder einer anderen Sippe tabū. Es sind also auch praktische Vorteile für solche Männergesellschaften vorhanden.

Es bleibt noch zu erwähnen, daß der Totemälteste einer Klasse nur für die Männer da ist, da auch die Frauen ihre eigene Älteste haben. Den Ältesten fällt es zu, über die Gebote der Sitte zu wachen, gemeinsame Arbeiten und Feste zu veranstalten, Streit unter den Mitgliedern zu verhüten usw.

Nun noch einiges über die **Totenkulte**.

Die **Uli**-Figuren (S. 183) sind eine Eigenheit von Neu-Mecklenburg und im besonderen vom Mittelgebiet, wo sie ehemals an fast allen Küstenplätzen im Osten von Búmbuve bis Lámasong zu Totenfeiern gebraucht wurden. In Lámasong war um 1905 das letzte Fest gewesen, in Panagúndu fand 1908 ein Teilfest statt, vielleicht das letzte, da im Frühjahr 1909 eine Missionsstation der Wesleyaner dort begründet wurde. Für die Küste scheint aber diese Art Totenfeier immer nur ein Lehnkult gewesen zu sein, denn die Inlanddörfer sind heute noch die einzigen, welche die Figuren herzustellen

vermögen und die Geheimnisse der Zauber besitzen, besonders Kónombin, Bué, Tégerot, Páranu, Katenós, Lembúndan, Kanós usw. Das Wort Uli oder Ule ist gemeinhin im Gebiet gebräuchlich; ich wählte das erstere Wort mit i, weil das samoanische Wort *ule* in seiner Bedeutung leicht bei dem ausgeprägten Virilismus der Figuren zu Mißdeutungen Veranlassung geben kann. Zu Hamba, in dem andern nördlich benachbarten Sprachgebiet, heißt *ule* „weiß anmalen". Einige Gewährsmänner behaupten, daß das Wort mit der *a vatómule*-Pflanze zusammenhängt, wie die große *avasóp* heißt, die über dem eingegrabenen Schädel des gefeierten Toten gepflanzt wird, damit sie ihn durchwachse. In Kanós, Kónombin, Panagúndu usw. heißt diese heilige Ingwer-Pflanze, die Curcuma, direkt uli, und aus den großen *avatómule*-Stielen macht man durch Auffasern eines Endes die Pinsel zum Malen. Mit diesem malt man das geschnitzte Holzwerk an, das in Lámasong im speziellen *üdlik* heißt. Der Gebrauch dieses Wortes war aber für Frauen bei Strafe des Erdrosselns verboten, wie ja auch der Anblick der Figuren. Sie durften nur das Wort *a uli* gebrauchen.

Im Jahre 1909 waren nur noch wenige alte Männer bekannt, denen die Kunst des Uli-Schnitzens eigen war, der Lákam in Kónombin, der Bakngáng in Páranu, der Länang in Lembúndan und der Kómbilang in Kondu. Sie waren natürlicherweise auch besondere Kenner des uli-Kult; aber nur widerwillig und zögernd gaben sie etwas von ihrem Wissen her. Lákam hat mir am meisten gedient.

Die Ulifiguren stehen im Gegensatz zu den übrigen Malangganen von Neu-Mecklenburg. Während alle übrigen nach der Feier zerstört oder weggeworfen werden, wickelt man die Uli ein und bewahrt sie in den Männerhäusern auf, bis sie zu einem neuen Fest durch Verkauf wieder verwendet werden. Es sind typische Ahnenfiguren und man kennt ungefähr ein Dutzend verschiedene Arten je nach der Haltung der Arme, dem Vorhandensein und der Platzierung von Kindsfiguren usw. Zehn Arten sind in unsere Museen gekommen; zwei aber, bei denen der Ahne auf einem Schwein rittlings sitzt, dessen Kopf festhaltend und im letzten Falle aus Scham vor seiner Schwester zurückblickend, habe ich weder draußen noch sonst irgendwo gesehen.

Aus dem eben angedeuteten Vorkommnis geht schon hervor, daß kleine Lebensvorfälle bei hohen Ahnen als dargestellt zu betrachten sind. Man ist sich nicht über alles klar. Nur von einer nicht allzu seltenen Figur, bei der unter den erhobenen Armen schirmartig ein Kranz um den Leib läuft, unter dem eine Kinderfigur ohne Beine hängt (S. 183), erzählt man, daß ein Vater nach einem Traum seinen Sohn unter einer Korallenplatte im Meer von Haien zerteilt aufgefunden habe. Da wo ein Mann auf einem anderen steht (S. 184), will er Vogelnester ausnehmen, ein anderer erwürgt ein Kind, oder einen andern. Es sind keine weltbewegenden Begebenheiten. Immer handelt es sich aber um Männer; die Brüste, die weiblich zu sein scheinen, sollen nur den wohlgenährten Häuptling darstellen. Es sind auch keine Zwitter, nur Männer, reine Männer! Der Ulikult ist so geheim und streng, daß er von der Abbildung der Frauen, wie es scheint, völlig Abstand genommen hat. Er ist aber zugleich sehr kostspielig, vornehmlich aus zwei Gründen: erstens weil diese Art Totenfeier nur für einen einzigen großen Häuptling, meist einen Totemältesten, gefeiert wird, und weil diese Feier sich aus mindestens zwölf Teilfesten zusammensetzt, die sich über Jahre

hinziehen können. Für kleinere Teilfeste sind zwar nur Taro, Bananen, allenfalls Fische nötig, für die größeren aber immer Schweine, ohne die ein großes Essen undenkbar ist. Tänze schließen sich an. Die Feiern finden auf den Männerhöfen, den *ántein*, statt; die wichtigsten in Lámasong sind: der äanmáris des Lipui, des Oberhäuptlings von Lendánud, der äant bitin des Bagáravot, des Oberhäuptlings von Sóvan, der äan katánule des Silen, Häuptling von Lendánud, der ántein búknit in Búknit.

Diese vier *ántein* sind Uli-Feierplätze und deshalb ist ihr Betreten Frauen streng untersagt, während die übrigen Höfe den Frauen gelegentlich zugänglich sind.

Die letzte große Totenfeier hielt, wie erwähnt, Lipui für Ganggé ab, den Mann von 1800 Ahnen, wovon oben (Lámasong) die Rede war; er war Totemältester der Málamklasse und Lipui war sein Nachfolger. Das große Fest fand auf dem Männerhof des Lipui namens äanmáris statt, dessen Betreten ja im Gegensatz zu anderen Männerhöfen für Frauen streng verboten ist, auch außerhalb der Festeszeit. Es ist aber nicht ein einziges Fest, sondern, wie erwähnt, werden im Lauf einiger Jahre ungefähr ein Dutzend Teilfeste gefeiert, Zahl und Reihenfolge je nach dem Orte ein wenig wechselnd. In Lámasong waren es zirka dreizehn. Sie seien kurz aufgezählt.

1. *a góngkompot*, „Stockplatz". Der ausgegrabene Schädel wird in einer Ecke des Männerhofs eingegraben und darüber pflanzt man wilde Bananen (Strelitzien), Dracaenen und die heilige avasop-Pflanze, die Curcuma, deren Wurzelwerk den Schädel durchwachsen soll. Ein Zauberer von Kanós pflanzt die Sträucher unter Gesang und Zeremonie, während die zehn Festgeber (Lipui mit neun anderen Totembrüdern) vor zehn Stöcken sitzend zuschauen (weiter südlich modelliert man den Schädel mit Bienenwachs und stellt ihn angemalt in der Pflanzengruppe aus). Essen.
2. *ä ribn balát*, „Steinaufhäufen". Die Mauer des Hofs wird erhöht und darauf noch ein Blickschutz aus Gras gebaut. Zehn Schweine von den zehn Festgebern gekauft und in einer Reihe im Hof ausgelegt. Die Leute von Kanós nehmen Geld und die Schweinsköpfe in Empfang, wofür sie nach den zehn uli-Figuren sehen.
3. *ä ambirivit*, „Haus mit Dachblattsicherung". Es wird ein Haus im Hof gebaut; die Dachblätter werden mit Stäben gegen Windunterwehungen gesichert. Schweineauslage; Lipui hält Rede, in der Hand einen Speer, der mit dem Schienbein des Ganggé geschmückt war.
4. *ä angkót*, Hausbau, Schweineessen, Tanz.
5. *ä nárin* von *gálin*, einer Schmuckpflanze, von der je ein Büschel oben an zwei lange Stangen gesteckt werden, die zu beiden Seiten des Einganges ins Haus, *angkót*, angebracht sind. Essen, Gesang und Tanz.
6. *ä gapmandás*, großes Taro- und Bananenessen. Zeit des Anschleppens der Ulifiguren.
7. *ä vorokmoánu*, wie die kleinen uli-Figuren (zirka 1 Fuß lang) heißen. Es wird ein indianerzeltähnliches Haus errichtet und eine Figur oben auf eine der Stangen gesteckt. Nachdem das Haus mit Essen gefüllt ist, wird es umgeworfen, und die Mahlzeit kann beginnen.

8. *ä ginopentámboro,* Vergrößerung des Männerhofes durch Anbau, Bemalen der Ulifiguren beginnt.
9. *a mbákmbak,* Verkleidung des neuen Zaunes mit Laub.
10. *ä āva,* das Markieren der Plätze für die zehn uli-Häuser im Männerhof. Großes Schweineessen.
11. *ä rävalik,* die uli-Häuser werden von den Buschleuten aufgebaut für die *ä älik* (Ulifiguren), zehn Schweine.

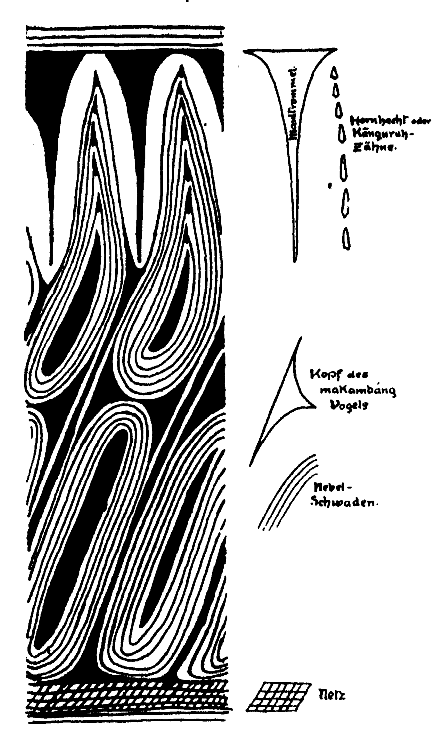


Bild 141. Abgewickelter Speerschmuck.

12. *ä búsmbak,* ein Tanz der Frauen außerhalb des Männerhofes. Zehn Schweine, von denen die beiden Vortänzerinnen je einen Kopf erhalten. Da die beiden eine Kappe beim Tanz tragen, dürfen sie nachher längere Zeit das Tragband des Tarokorbs nicht mehr um die Stirn, sondern nur um die Brust legen.
13. *a lagâûle.* Die zehn uli-Figuren werden gebracht und je eine in eins der zehn Hofhäuser gesetzt; zehn Schweine, je ein Kopf und Rücken, werden vor je einem Haus niedergelegt. Am folgenden Morgen die Verbrennung des Schädels, dessen Asche ins Meer geworfen wird. Die Männer bleiben noch drei Monate im Hof und schlafen in den alik-Häusern. Frauentänze.

Damit ist das Ganze zu Ende. Die alik(uli)-Figuren werden eingewickelt und im Männerhaus aufbewahrt, bis sie an andere zu neuen Festen wieder verkauft werden.

Ein vierter Totenkult, der der **Wurzeltische**, findet an der Westküste weithin statt. Ein Waldbaum wird eine gute Mannshöhe über dem Erdboden abgehauen, dann der Wurzelstumpf ausgegraben und unter Zeremonien nach dem Festplatz getragen, wo er mit dem Stamm nach unten in die Erde eingelassen wird (S. 163, 175). Man baut dann darauf einen Tisch zur Essensschau wie beim Fest zu Lemeris (S. 210) beschrieben. Endlich haben in Lámasong die **vielgestaltigen Malanggane** des Nordens ihren Einzug für Totenfeiern gehalten, aber sind hier nur als Leihgaben zu betrachten. (S. 224.)

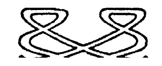
Die Streichtrommel (S. 240) dient zu einer Art von Totenkult, wie Ulifiguren, Sonnenmalanggan, Wurzeltisch usw. Sie stammt von den Bergdörfern Lélet und Lévinko. Streicht man mit der Hand über die drei Holzzungen, so geben sie einen dreiklangähnlichen Akkord, in rascher Folge hintereinander wie ein Vogel *vika*, wonach man das Instrument auch *livika* nennt, an einzelnen Plätzen auch *lúnuat*. Die Ornamentik deutet auch darauf hin. Der Kult geht etwa so vor sich in Teilfesten: Zuerst wird ein Wurzeltisch errichtet. Auf dem Tisch über den Wurzelstrahlen wird dann auf Stäben ein besonderes Haus in Vogelform erbaut. (Ein solches ist im Leipziger Grassi-Museum vorhanden). In dieses steigt beim Hauptfest heimlich ein Mann, der von Zeit zu Zeit die Streichtrommel ertönen läßt. Das Essen wird auf einer Plattform um den unteren Teil des Baumes herumgelegt. Daneben findet eine höchst eigenartige Zeremonie statt. Unter einem besonderen Dach wird ein bootähnliches großes Gestell gebaut, in das sich beim entsprechenden Teilfest 10 Frauen paarweise setzen, als ob sie das Boot mit Pagaien rudern wollten. Es handelt sich hier offenbar um Totenvogel und Totenkahn.

Das **Sonnenmalanggan** (S. 207) gehört auch zu den Eigentümlichkeiten von Mittel-Neu-Mecklenburg. Als wir 1907 auf dem Lloyddampfer von Rabaul nach Hongkong fuhren, lag auf dem Vorderschiff ein riesiges hutähnliches Geflecht. Niemand wußte, woher es stamme, wohin es gehe und was es bedeute. Ich fand es später im Lindenmuseum zu Stuttgart wieder vor. Wie erstaunten wir da, als in Lémeris beim Fest der Jünglingsweihe im verborgenen Männerhof ein solches Geflecht an der Stirne eines für den Zweck gebauten Hauses angesetzt war. Mit Lebensgefahr unterzog sich meine Frau der Aufgabe, das bunte Bild mit Aquarellfarben festzuhalten. Denn eine Eingeborenenfrau wurde rettungslos erdrosselt, wenn sie dieser Sonne ins Antlitz geschaut hatte. Die Leute waren sehr erregt, als wir an den Geheimplatz vordrangen. Ihr Ärger war durch folgenden Vorgang verstärkt worden, wie ich später erfuhr. Damals, im Jahre 1907, als wir nach Hause fuhren, waren einige Sonnen von einem Weißen erworben und nach Rabaul gebracht worden. Dort lagen sie bei der Verschiffung offen auf dem Bollwerk herum und wurden von den schwarzen Arbeiterfrauen gesehen. Das erboste die Häuptlinge auf Neu-Mecklenburg, als sie Kunde davon bekamen, so sehr, daß sie beschlossen, keines der heiligen Sonnenmalanggane mehr an Weiße zu verkaufen.

In der Tat gelang es mir nicht, trotz hoher und höchster Geldangebote, eines der Stücke für Berlin zu erwerben. Auch das von Lemeris wurde am Schluß des Festes vor meinen Augen verbrannt. Ich hatte mich sogar er-

boten, ein Boot nach dem Festort kommen zu lassen, das das in Linnen gehüllte Malanggan über See entführen solle; es wurde ebenso bestimmt als schroff damals und später an andern Orten abgelehnt. Da ich über die *oära*, wie die gebundenen Sonnenmalanggane heißen, eine besondere Arbeit veröffentliche, so kann ich mich hier kurz fassen.

Daß sie gebunden sind, bemerkte ich eben, d. h. sie sind strahlenförmig aus Gerten zusammengeheftet, die Scheiben sowohl, als der röhrenförmige Mittelaufsatz, im Gegensatz zu den aus Holz geschnitzten vielgestaltigen Malangganen des Nordens, die in bunter Masse unsere Museen füllen in Form von Säulen, Pfosten, Querbrettern, Masken, Tanzfiguren usw.; auch die Uli (s. d.) gehören hierher. Wie diese alle, so werden auch die Sonnen bunt bemalt, und zwar meist außen ein weißer Ring, dann ein schwarzer, häufig aus Farnwurzelflechtwerk bestehend und von zwei Zäunchen eingefaßt, und innen die gelbgoldene Scheibe, auf der zentral der Korb sitzt mit den „Zungen", von denen am äußeren Rande oft mehr als ein Dutzend vorhanden sind, so daß der Anblick wirklich etwas sonnenmäßiges hat. In das Loch des Korbes legt man beim Festessen der Männer meist den Schädel des angefeierten Verstorbenen und dieser wird hernach, ähnlich wie beim Uli-Schlußfest, mit einer Speckseite verbrannt; in das Feuer wirft man dann auch die Sonne. In Lemeris sah übrigens ein Lebender durch das Loch heraus, der dann nach dem Fest noch einige Monate tabū im Männerhof bleiben muß. Die Sonne identifiziert man gerne mit dem großen Gott Móroa, der alles Gute schuf und lehrte. Es ist also sicher ursprünglich ein richtiger Sonnenkult.



Register.

Druckfehler.

S. 5 steht Eisensteiggabel anstatt Einsteiggabel.
S. 12 „ mächig anstatt mächtig.
S. 20 „ Anis von Tano anstatt Anis von Tamm.
S. 37 „ grammtphyllum sciptum anstatt grammatophyllum scriptum.
S. 139 „ Kismúeng anstatt Kismúmeng.

Druck von Edmund Stein, fürstlich Lippischer Hoflieferant, Potsdam.